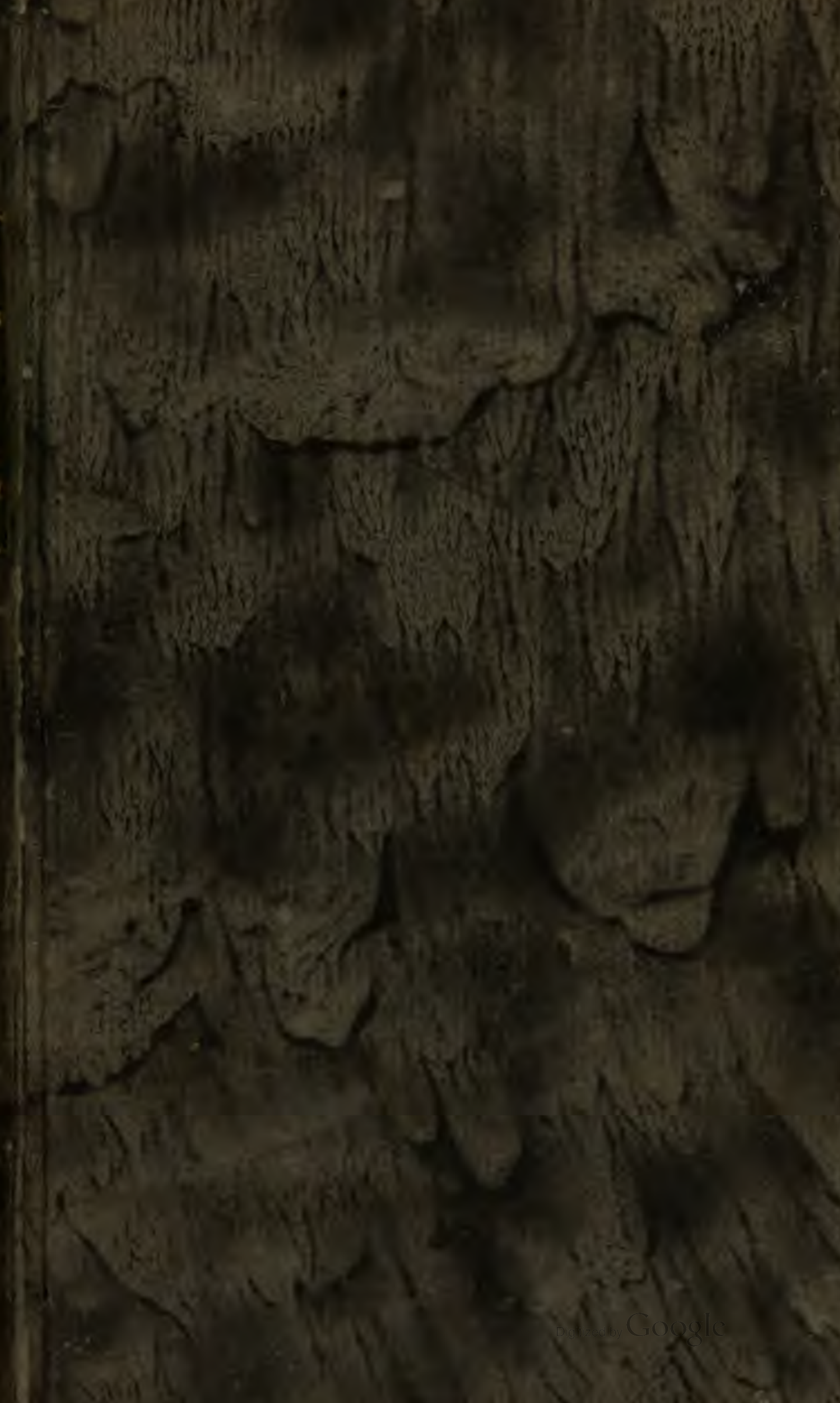





TAYLOR INSTITUTION
DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA



ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde
als ein
Lesebuch
für
Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von

Karl Philipp Moritz,
Professor bei der Akademie der bildenden Künste in Berlin.

Achter Band.

Berlin,
[illegible] Mylius 1791.



Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Achten Bandes erstes Stück.



Ueber den Endzweck des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde. *)

Wenn man sonst in irgend einer Sache eine Zeitlang fortgeschritten ist, so ist es nöthig, seine Gedanken einmal wieder auf den Hauptgegenstand zurückzurufen, und zu untersuchen, wohin der Weg uns eigentlich führen soll — dieß kann aber in dem Fall, wo man Wahrheit sucht, nicht wohl statt finden, weil man sich hier das Ziel nicht selber setzen darf, sondern abwarten muß, wohin der Weg führen wird.

Dieß heißt nichts anders, als die Wahrheit muß um ihrer selbst willen gesucht werden; sie muß uns

*) Dieser Aufsatz möge denn auch zu der im vorigen Stück angefangnen Revision über die Revisionen des Herrn Pockels den Beschluß machen.

uns das höchste Gut seyn; und alles Erwünschte und Angenehme, was nicht mit ihr bestehen kann, in unsern Gedanken überwiegen.

Um nun aber das Ziel der Wahrheitsforschung sich nicht zu voreilig aufzustecken, ist der Weg der Erfahrung der sicherste, welcher freilich die Entstehung der Lehrgebäude hindert, aber dafür eine desto festere Grundlage macht, worauf man sicher fußen kann, ehe man weiter geht.

Die Erforschung unsers eigenen innersten Wesens ist nun dasjenige, was freilich näher als alles andere liegt: denn zu allem übrigen noch so weit Umfassenden müssen wir doch immer von diesem Punkt ausgehen, und immer zu diesem Punkte wieder zurückkehren.

Ob nun diese Erforschung unsers Wesens, dieser Rückblick auf uns selber, mit zu unsrer Bestimmung gehören oder nicht? kann bei denkenden Wesen wohl schwerlich noch eine Frage seyn: Denn würden wir uns diesen Rückblick verbieten können, wenn wir es auch selber wollten?

Und gesetzt auch, daß aus diesen Betrachtungen sich für das eigentliche Leben kein unmittelbarer Nutzen zeigte, so würde doch dieser Gesichtspunkt immer dazu dienen, den Kreis des menschlichen Denkens überhaupt zu veredeln, und zu verschönern, und allen übrigen Dingen im Leben mehr Interesse, und Würde zu geben — allein der Nutzen davon, daß wir der Quelle aller Thätigkeit selber uns zu

nähern

nähern suchen; muß auch unmittelbar sich zeigen, jemehr das Mannichfaltige sich selber auf die einfachsten und wahresten Grundsätze zurückführt, welche über die Verkettungen der menschlichen Dinge den reinsten Aufschluß geben.

Die Geschichte der Menschheit von außen, und die Geschichte des menschlichen Geistes von innen, müssen sich doch endlich auf einem Punkte begegnen, wo die wunderbaren Phänomene anfangen, sich aufzuklären; wo das Denkende und Empfindende sich selbst weniger fremde, mit sich selber vertrauter, und sich selber gesicherter wird.

Da nun das Denkende durch eine dünnere Scheidewand voneinander abgesondert, sich ineinander wiederfindet; so ist die Wahrheitsforschung auch ein gemeinschaftlicher Antheil der Sterblichen, welche aus allen Zeitaltern, sich in diesem Punkte wieder zusammenfinden, der immer reiner und heller werden muß, je uneigennütziger sich die Gedanken mittheilen, und je weniger ein einzelner Sterblicher das Gebiet der Wahrheiten sich zu umfassen zutraut.

Zu einer solchen Mittheilung der Gedanken soll das Magazin zur Erfahrungsseelenkunde eine fortdaurende Veranlassung geben; es soll das Mannigfaltigste von den äußern Erfahrungen unsers Wesens sammlen, und es für den Denker und Forscher aufbewahren; die Erfahrungen sollen freilich durch Nachdenken geleitet, das Nachdenken

 aber


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde
als ein
Lesebuch
für
Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von

Karl Philipp Moritz,
Professor bei der Akademie der bildenden Künste in Berlin.

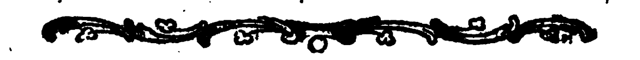
Achter Band.

Berlin,
bei August Mylius 1791.



Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Achten Bandes erstes Stück.



Ueber den Endzweck des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde. *)

Wenn man sonst in irgend einer Sache eine Zeitlang fortgeschritten ist, so ist es nöthig, seine Gedanken einmal wieder auf den Hauptgegenstand zurückzurufen, und zu untersuchen, wohin der Weg uns eigentlich führen soll — dieß kann aber in dem Fall, wo man Wahrheit sucht, nicht wohl statt finden, weil man sich hier das Ziel nicht selber setzen darf, sondern abwarten muß, wohin der Weg führen wird.

Dieß heißt nichts anders, als die Wahrheit muß um ihrer selbst willen gesucht werden; sie muß uns

*) Dieser Aufsatz möge denn auch zu der im vorigen Stück angefangnen Revision über die Revisionen des Herrn Pockels den Beschluß machen.

uns das höchste Gut seyn; und alles Erwünschte und Angenehme, was nicht mit ihr bestehen kann, in unsern Gedanken überwiegen.

Um nun aber das Ziel der Wahrheitsforschung sich nicht zu voreilig aufzustecken, ist der Weg der Erfahrung der sicherste, welcher freilich die Entstehung der Lehrgebäude hindert, aber dafür eine desto festere Grundlage macht, worauf man sicher fußen kann, ehe man weiter geht.

Die Erforschung unsers eigenen innersten Wesens ist nun dasjenige, was freilich näher als alles andere liegt: denn zu allem übrigen noch so weit Umfassenden müssen wir doch immer von diesem Punkt ausgehen, und immer zu diesem Punkte wieder zurückkehren.

Ob nun diese Erforschung unsers Wesens, dieser Rückblick auf uns selber, mit zu unsrer Bestimmung gehören oder nicht? kann bei denkenden Wesen wohl schwerlich noch eine Frage seyn: Denn würden wir uns diesen Rückblick verbieten können, wenn wir es auch selber wollten?

Und gesetzt auch, daß aus diesen Betrachtungen sich für das eigentliche Leben kein unmittelbarer Nutzen zeigte, so würde doch dieser Gesichtspunkt immer dazu dienen, den Kreis des menschlichen Denkens überhaupt zu veredeln, und zu verschönern, und allen übrigen Dingen im Leben mehr Interesse, und Würde zu geben — allein der Nutzen davon, daß wir der Quelle aller Thätigkeit selber uns zu

nähern

nähern suchen; muß auch unmittelbar sich zeigen, jemehr das Mannichfaltige sich selber auf die einfachsten und wahresten Grundsätze zurückführt, welche über die Verkettungen der menschlichen Dinge den reinsten Aufschluß geben.

Die Geschichte der Menschheit von außen, und die Geschichte des menschlichen Geistes von innen, müssen sich doch endlich auf einem Punkte begegnen, wo die wunderbaren Phänomene anfangen, sich aufzuklären; wo das Denkende und Empfindende sich selbst weniger fremde, mit sich selber vertrauter, und sich selber gesicherter wird.

Da nun das Denkende durch eine dünnere Scheidewand voneinander abgesondert, sich ineinander wiederfindet; so ist die Wahrheitsforschung auch ein gemeinschaftlicher Antheil der Sterblichen, welche aus allen Zeitaltern, sich in diesem Punkte wieder zusammenfinden, der immer reiner und heller werden muß, je uneigennütziger sich die Gedanken mittheilen, und je weniger ein einzelner Sterblicher das Gebiet der Wahrheiten sich zu umfassen zutraut.

Zu einer solchen Mittheilung der Gedanken soll das Magazin zur Erfahrungsseelenkunde eine fortdaurende Veranlassung geben; es soll das Mannigfaltigste von den äußern Erfahrungen unsers Wesens sammlen, und es für den Denker und Forscher aufbewahren; die Erfahrungen sollen freilich durch Nachdenken geleitet, das Nachdenken

aber auch wechselseitig durch die Erfahrungen berichtigt werden.

Dieß Magazin soll keine Strafpredigten gegen Aberglauben und Schwärmerei enthalten, sondern beide als Gegenstände der ruhigen Beobachtung aufstellen, damit ihr Grund und Ungrund sich von selbst aufdecke.

Es soll die Geschichte von den Krankheiten der Seele aufbewahren, und die Leiden der Unglücklichen sollen den Arzt der Seele anspornen, der Quelle der Heilmittel nachzuspähen.

Es soll aber auch den Blick auf die Wunder heften, welche uns so alltäglich geworden sind, daß wir nicht mehr darauf merken; auf die ganz gewöhnlichen Aeußerungen des denkenden und vernehmenden Wesens, worauf niemand so sehr achtet, als auf die seltenen Vorfälle des Wahnwitzes, der Erscheinungen, einer verübten schrecklichen That, u. s. w. und die doch weit merkwürdiger, als diese alle sind.

Es soll daher mit diesem achten Bande, unter der Hauptrubrik zur Seelennaturkunde eine neue Rubrik anheben: **Die Wirkungen der äußern Sinne, in psychologischer Rücksicht.** — Gewiß wird hier durch wechselseitige Mittheilung sich manches aufklären, was uns bis jetzt noch verborgen ist, und wir werden auf die Weise den Weg der Erfahrung und Beobachtung am sichersten gehen.

Denn

Denn wenn das Denkende sich selbst unmittelbar erforschen will, so ist es immer in Gefahr sich zu täuschen, weil es sich in keinem einzelnen Augenblicke von sich selber absondern, sondern nur ein Hirngespinst statt seiner vor sich hinstellen kann, um es zu zergliedern. —

Die wirkliche Sache muß doch immer in dem jedesmaligen Aktus des Denkens eingehüllt bleiben, welcher sich selbst in dem Augenblick aufheben würde, wo er sein eigner Gegenstand werden wollte.

Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.
Aus einem Briefe.

Ist Ihnen jedes Phänomen am Horizont der menschlichen Natur wichtig genug, so wird Ihnen dieses — gleichviel auf welcher Sternwarte entdeckt — gewiß auch willkommen seyn.

Zu — studierte vor einiger Zeit ein gewisser — g, ein junger Mann von anerkannten großen Fähigkeiten. Der Hauptzug seines Charakters war ein gewisser kalter Spott, den ich wohl aus einer hellern Intuition der menschlichen Dinge, als gewöhnlich ist, herleiten möchte.

Denn sein ferngesunder Verstand ließ sich nicht leicht von seinem warmen Blute, oder wenn man lieber will, sein Kopf ließ sich von seinem Herzen nicht leicht bestechen.

Sein Herz war sonst das beste, und wenn er sich auch zuweilen über Gefühle lustig machte, die andern eine Quelle von Wonne sind, so waren ihm doch die Gefühle der Freundschaft desto heiliger,

von

von der er immer mit einer gewissen Ehrerbietung, und mit einem würdigen Ernste sprach. —

So lebte er dann auf der Universität ein Jahr, in der beneidenswerthesten philosophischen Ruhe.

Nach Verlauf dieses Jahrs kam ein junger Herr von * *. nach eben der Universität, und dies war der Zeitpunkt, wo — g's Natur völlig umgeschaffen wurde. Der junge Herr von * * war einer der schönsten jungen Leute die ich je gesehen. Eine Sittsamkeit und eine Würde deren natürlichsten Folgen Liebe und stille Hochachtung seyn mußten.

— g war, als träfe ihn ein electrischer Schlag, als er ihn das Erstemal sah. Ueber sein Gesicht, sonst nur der Ausdruck der unbefangenen Vernunft, und der geläutertsten Phantasie, jagten sich jetzt wechselseitig Ausdrücke von Empfindungen, wie sich Schatten von Wolken an einem Herbsttage über die Erde jagen.

Kam er ihm von ungefähr so nahe, daß er ihn berühren mußte, so bemerkte man eine sichtbare Angst und ein geheimes Zittern an ihm, und doch konnte ihn nichts aus dem Zirkel entfernen, in welchem der Herr von * * war. — g war überall, wo er nur vermuthen konnte, daß von * * sey, und als dieser einmal verreist war, erkundigte er sich genau nach dem Tage seiner Zurückkunft, und reiste ihm, ob es gleich das unangenehmste Winterwetter war, drei Meilen entgegen, um mit ihm

 in

in einem Wirthshause, wie von ungefähr zusammenzutreffen, und einige Zeit um ihn seyn zu können.

Seine Ruhe des Geistes hatte ihn gänzlich verlassen, und er ward von einer Unruhe herumgetrieben, die das größte Mitleiden seiner Freunde erweckte, nur daß sie bei einem so ausserordentlichen Falle auf kein Mittel kommen konnten, ihn zu heilen.

— g selbst war von einer sehr angenehmen Bildung, er hatte etwas sehr Hohes in Gestalt und im Gange, und so zog er auch des Herrn von ** Aufmerksamkeit auf sich, und es war augenscheinlich, daß er auch etwas Aehnliches für — g empfand.

Allein eine gewisse Aengstlichkeit von beiden Seiten ließ es nie zu einer Erklärung kommen, welches vielleicht das Einzige gewesen wäre, diesem für ihn sowohl als für seinen Freund so unangenehmen Zustande abzuhelfen.

Merkwürdig dabei war's wohl, daß — g mit einer Art von Wuth über Shakespear's Sonnetten, die er an seinen jungen Freund gerichtet, herfiel, und sie in kurzer Zeit alle auswendig konnte. Er recitirte, so oft er sich allein dünkte, einige davon, und das mit einer Innigkeit, begleitet mit einer Gestikulation, die seine Freunde ausser sich brachte.

Er versicherte mich einmal, daß keiner so gut wie er die Sonnetten je verstanden habe, und

da-

dabei drückte er mir die Hand und Thränen stockten in seinen Augen. —

Nun kam die Zeit, wo er diese Akademie verlassen, und sie mit einer vaterländischen vertauschen sollte.

Er ging vor seiner Abreise noch einmal in ein Collegium, wo er gewis war, den Herrn von * * zu treffen, sah ihn fast die ganze Stunde unverwandt an, und schien ganz ruhig abzureisen.

Er blieb anderthalb Jahre auf dieser Akademie, und seine Landsleute schrieben uns: — g sey ein ganz andrer Mensch geworden, er sey still und äußerst melancholisch, und man befürchte, daß ihn diese Schwermuth nie verlassen würde.

— g ging nach vollendeten Studien nach seiner Vaterstadt zurück, wo ich ihn eben bei einer Durchreise gesprochen habe.

Es waren grade drei Jahr, da er zum erstenmale den Herrn von * * gesehen.

Er hatte unterdeß eine langwierige und schmerzhafte Krankheit ausgestanden, welche sein Nervensystem doch ziemlich durchschüttert haben mußte, allein weder die Krankheit, noch die Länge der Zeit hatten vermocht, seine unglückliche Leidenschaft ihm aus der Seele zu nehmen.

Sey's daß Krankheit, oder seine Leidenschaft, oder Beide zu gleichen Theilen ihn so verändert, kurz — ich sah in ihm einen ganz andern Menschen.

Statt des herzlichen Willkommens womit er sonst seine Freunde begrüßte, lächelte er mir düster entgegen, wie die Herbstsonne — ein mattes unbedeutendes Lächeln, aus dem man nichts machen konnte.

Er unterhielt mich mit dem, was dem Herrn von * * unterdeß begegnet sey — unbedeutende Kleinigkeiten.

Die Veränderung meines Schicksaals schien ihn wenig zu interessiren, ihn der sonst so warmen Antheil an Allem nahm, was seine Freunde anging. Ich verließ ihn bald, weil mich bei ihm graute.

Ich warf mich in dem schmerzlichsten Gefühle in meinen Wagen. Ich war ganz allein; ich dachte über die menschliche Natur nach, und ich gesteh's, ich ward so kleinmüthig, daß ich mich vor mir selbst fürchtete. Kaum war ich in dem nächsten Wirthshause angekommen, als ich mich auf mein Zimmer schloß, und um mich meines peinlichen Gefühls zu entledigen, meine Empfindung in diesem Aufsatze auszuschütten suchte, und meinem unglücklichen Freunde eine stille Thräne weinte.

τὰ παιδικὰ liegen gewis nicht zum Grunde, dafür stehe ich; aber Freundschaftsgefühle äussern sich doch auch nicht so.

Hat man schon Beispiele von einer so seltsamen Verirrung der menschlichen Natur? und wie wäre meinem Freunde zu helfen?

2.

Methode im Wahnwitz.

Auszug aus einem Briefe.

M. den 25sten März 17[illegible].

Versprochenermaßen übersende ich Ihnen noch einige Nachrichten von dem wahnwitziggewordenen B..., von dem ich Ihnen schon mündlich verschiedenes Auffallende erzählt habe.

Dieser Mensch ist von einem Meierhofe in in einem nicht weit von hier gelegenen Dorfe gebürtig.

Seine Eltern waren wohlhabende leute, und unterschieden sich durch ihre Lebensart von den übrigen Einwohnern des Dorfes so sehr, daß der junge B.... nebst noch einem Bruder und einer Schwester einer Erziehung genoß, die auf einem Dorfe gar nicht gewöhnlich ist, und wodurch er zu einem wirklichen gebildeten Menschen wurde.

In seinem Charakter war ein stilles ehrbares Wesen, mit einem gewissen Grade von Stolz verbunden, wobei ihn aber jedermann, da er überdem einen guten Wuchs und schönes Ansehen, obgleich eine schwere stotternde Aussprache hatte, wohl leiden konnte.

Als

Als er nun so weit erwachsen war, ließ ihn sein Vater die Ingenieurkunst lernen, er war fleißig und kehrte als ein geschickter Mensch zu seinen Eltern wieder zurück.

Da er sich nun aber, weil er wegen hinlänglichen Vermögens nicht nöthig hatte sich um eine Versorgung zu bekümmern, wieder beständig bei seinen Eltern aufhielt, verliebte er sich in die Tochter eines damals hieselbst wohnenden Mannes, welcher im Kriege bei irgend einer Armee ein Lieferante gewesen, aber nun ganz verarmt war, und durch die Mittel und Wege, die er einschlug, um sich wieder empor zu helfen, und überhaupt durch seinen ganzen Charakter, sich und seine Familie bei jedermann verhaßt machte, und heruntersetzte.

Dies war nun B . . . s Eltern ganz und gar zuwider und sie suchten daher auf alle Art und Weise ihn wieder davon abzubringen.

Aber seine Geliebte und ihre Eltern wußten ihn so in ihr Netz ziehen, daß er sich lieber mit seinen Eltern darüber in Feindschaft setzte, und alles was er durch allerlei Vorgebungen von denselben nur erhalten konnte, erstern zubrachte und große Summen mit Unternehmungen verschwendete, wozu seine Geliebte und deren Eltern die Plane entworfen hatten, und wovon der Erfolg immer für ihn unglücklich war.

Dies dauerte so fort bis seine Eltern endlich überrechneten, daß er den größten Theil seines dereinst

einst zu hoffenden Erbtheils bereits dahin habe, und ihn nun ferner zu enterben droheten, wenn er so fortfahren würde.

Dies gab der Sache einen Verstoß und seine Geliebte und deren Eltern sahen sich nun genöthigt ihr Glück an einem andern Orte zu versuchen, und zogen daher nach H....

Sie waren aber noch nicht gar lange da gewesen, als B... auch schon dahin reisete, um, wie er vorgab, sie nur einmal zu besuchen.

Er war aber kaum einige Tage da gewesen, so bekamen seine Eltern die Nachricht, daß er auf einmal rasend toll geworden sey und bereits in Ketten und Banden müsse festgehalten werden. Und er wurde nun als ein solcher auf einem Wagen mit Ketten und Banden befestiget wieder zu seinen Eltern gebracht.

Was nun die eigentliche Ursache seiner so plötzlichen Raserei mag gewesen seyn und ob, und in wie fern dieser Besuch kann dazu beigetragen haben, vermag ich nicht zu sagen, nur muß ich bemerken, daß er in seiner Raserei einmal über das andere immer gerufen: Der Teufel ....! und die Teufelin ....!

Seine hierüber bestürzten Eltern hatten ihn nun erstlich einige Wochen bei sich, und erkundigten sich dann nach irgend einem Arzte, welchen sie auch fanden und ihn dahin bringen liessen.

Dieser

Dieser stellte ihn nach einiger Zeit nicht nur von der Raserei völlig wieder her, sondern hatte ihn auch so weit gebracht, daß er sich, außer einzelnen kurzen Perioden, worin er sich närrisch zeigte, wie ein völlig vernünftiger Mensch betrug.

Seine Eltern glaubten nun, es werde sich nach grade von selbst schon ganz mit ihm bessern, und nahmen ihn wieder zu sich.

Die gehofte völlige Besserung aber erfolgte nicht, sein Vater starb bald darauf, und seine Mutter verkaufte das Meierguth, und zog zu ihrer Tochter, welche nach N.... verheirathet war.

Sie verkaufte das Guth, aber auf die Art, daß der Käufer desselben diesen unglücklichen Menschen gleichsam als ein auf diesem Guthe haftendes Onus mit übernehmen mußte, und mit dem Beding, daß er ihn entweder selbst ernähren, und so viel wie er könnte, mit zu seiner Arbeit brauchen oder ihm jährlich ein Gewisses zu seiner Erhaltung auszahlen solle.

Ihm war dies nun äußerst kränkend, und er beklagte sich auf das Bitterste und Rührendste über diese Härte und Lieblosigkeit seiner Mutter. Welches auch ganz natürlich war, da er von Natur viel Stolz besaß, und nun so tief gesunken war, daß er wie eine Sache mit verkauft wurde.

Anfänglich ließ er es sich jedoch gefallen, daß er bei seinem Besitzer mit an den Tisch gieng und ihm getreulich arbeiten half. Bald aber trug er dar-

darauf an, daß ihm sein Besitzer nur Wohnung geben, und dann zu bestimmten Zeiten ein Gewisses an Gelde auszahlen möchte, welches ihm dann auch bewilliget wurde.

Seitdem hält er sich nun bald bei diesem bald bei jenem auf, und hilft ihm arbeiten. Bisweilen geht er auch zu seiner Mutter. Wer ihm zu essen und zu trinken giebt, dem verschmäht er solches nicht, sondern nimmt es dankbar an; es sey denn, daß man es ihm nicht auf eine höfliche Art anbiete. Seine Mutter sorgt für seine Kleidung.

In Ansehung seines so sehr gekränkten Stolzes aber hält ihn seine Phantasie vollkommen schadloß. Denn, wenn er sich eine Zeitlang bei irgend jemand ruhig und ordentlich aufgehalten hat, und ihm dann vermuthlich das Kränkende und Demüthigende seines Zustandes in die Gedanken kommen mag, so versetzt ihn seine Phantasie, statt, daß er sonst wohl in Verzweiflung geriethe, in irgend eine auffallende Scene des Lebens.

Er macht periodenweise bald den Held, indem er sich dann ordentlich bewafnet, als ein Krieger in der ganzen Gegend herumwandert, sich selbst alle Tage ein neu Quartier macht, welches ihm dann auch niemand leicht versagt, und vor welchem er dann eine Fahne aufsteckt, welche er mit allerlei Farben und Bändern verziert hat, und womit er anzeigen will, daß hier das Hauptquartier sey.

Dann

Dann macht er mahl wieder nach einer ruhigen Periode den Mönch, wo er sich dann mit weiter nichts bekleidet, als das er ein großes weißes Lacken umhängt und also den ganzen Tag baarfuß umhergeht.

Er ist gut mit den biblischen Geschichten bekannt, und seine Phantasie läßt ihn daher auch öfters eine Person dieser Geschichte seyn, so daß er sich bald für den Täufer Johannes bald für den Apostel Petrus ausgiebt.

In diesen Perioden läßt er sich den Bart wachsen, und im erstern Falle trägt er einen großen Tornister mit Büchern und ermahnt das Volk auf öffentlicher Straße durch lange Reden zur Buße.

Im andern Falle aber behängt er sich mit Schlüsseln, wodurch er öfters die Leute in Verlegenheit setzt, indem sie dann ihre Schlüssel vermissen, und sie doch nicht gerne bei ihm suchen mögen.

Solche Perioden dauern bisweilen einige Wochen, bisweilen auch einige Monate über, und ehe man es sich versieht, bleibt er wieder bei jemandem und beträgt sich vernünftig.

Wenn man ihn während der phantasirenden Perioden oder auch nachher darum befrägt, so giebt er weiter keine Antwort, als: er wäre das, was er vorstelle.

Man kann übrigens sowohl in als außer seinen phantasirenden Perioden über allerlei Gegenstände mit ihm sprechen, und bemerkt nichts Närrisches an ihm.

Was

Was seinen Körper anlanget, so ist er gesund und stark, und sorgt auch für seine Gesundheit.

Denn wie ihm einst jemand den Vorschlag that, weil er sehr schön schreiben kann, daß er sich doch mit Abschreiben beschäftigen möchte, so führte er außer andern vernünftigen Gründen, als einen Hauptgrund dagegen an, daß das damit verbundene viele Sitzen seiner Gesundheit schaden würde, und er lieber die schwerste Arbeit thun und gesund als schreiben und krank seyn wollte.

Er ist sehr ökonomisch und bringt alles, was er erhält, in seine Kammer, welche ihm von seinem Besitzer und Kontrahenten eingegeben worden.

Diese Kammer verschließt er mit der größten Vorsicht und bezeichnet die Thür von außen mit Kreutzen, welches bei ihm Aberglauben anzeigt, und gegen übernatürliche Dinge als Zauberei und dergleichen dienen soll.

Dann macht er ferner Eintheilungen mit seiner kleinen Einnahme, welche monathlich nicht über zwei Thaler beträgt, daß man sich auf das höchste darüber wundern muß; indem er nicht nur das Wohlfeilere gegen das Theurere, das Gute gegen das Schlechtere, und das Unentbehrliche gegen das Entbehrliche so zu vergleichen, und das Vortheilhafteste für sich daraus zu wählen weiß, daß er mit seiner kleinen Einnahme, die in dem geringsten Verhältnisse noch immer mannichfaltigen Bedürf-

nisse bestreiten zu können scheint, ohne daß er sich unnöthiger Weise etwas Nothwendiges entzöge.

Und nun muß ich schließlich noch eines sonderbaren Umstandes erwähnen, daß er, seitdem er in diesem unglücklichen Zustande lebt, sehr leicht und ohne Anstoß spricht, auch so gut deklamiren kann, daß ihn die Sterbenden zu sich verlangen, damit er ihnen Sterbegebete vorlese.

Zur

Zur Seelennaturkunde.

I.

Ueber den Zweck der Thränen.

Aus einer ungedruckten Schrift über den Trost.

„Laß mich ausweinen," sagt der Traurige, und wenn er lange und viel geweint hat, so wird er auch beruhigter; die Vorstellung des verlornen und geliebten Gegenstandes steht nicht mehr so lebhaft in ihm auf, wie vorher.

Wenn dies die Thränen wirklich vermögen, so beschleichen wir hier wieder die Natur auf einem der wohlthätigsten Wege. — Sie lehrt ja aber auch das Thier im Walde die Pflanze finden, die seine Wunde heilt; und wie sollte sie da den Menschen ganz sich selbst überlassen und nichts für ihn thun? Das thut sie aber auch nicht, sondern zu Wasser und zu Land, wenn ich mich so ausdrücken darf, sucht sie den Traurigen von seinem Hinsehnen nach dem, was er mit Schmerzen verloren hat, abzuwenden.

Das stete Eindringen der neuen Eindrücke von innen und außen, wenn sie auch oft von der stärker regen Vorstellung des Verlustes zurückgeschlagen worden, tritt endlich doch, wie wir gesehen haben, alle Spuren der Vorstellung des von dem verlornen Gegenstande aus; die Gehirnfibern, die ihn erweckten, nehmen durch die erhaltenen neuen Eindrücke auch neue und andere Bewegfertigkeiten an.

Die Thräne hingegen verschwemmt die Spuren, die den verlornen Gegenstand beherbergten.

Denn die Thränen sind Feuchtigkeiten, die sich aus den Thränendrüsen ergießen; diese stehen aber in Verbindung mit dem Gehirn und Nerven, und besonders mit dem Sehnerven. Jede Drüse besteht in einem Geflechte von Adern und Nerven, und ihre Verrichtungen beruhen nicht bloß auf physischen Gesetzen, sondern auch mit auf dem Einfluße der Nervenkräfte, und zuweilen sind sie auch Seelenwirkungen *)

Da nun auch durch die Seele es bewirkt wird, daß die Thränendrüsen sich öfnen und ergießen, so kann man nach der Verbindung und dem vorhandenen gegenseitigen Einfluß dieser Drüsen mit dem Ge-

*) Man sehe hierüber Unzers erste Gründe einer Physiologie. §. 156, 172, 209, 285, 471. Hallers Grundriß der Physiologie, nach Meckels Ausgabe von 1788. p. 205, 382. ꝛc. 401. Carlegius de passionibus. Art. 128, 129.

Gehirn und den Nerven, und nach der Gehirn- und Nervenmaße folgern; daß die Feuchtigkeiten, die sich ergießen, derjenigen Gehirnfiber vorzüglich, die den verlornen Gegenstand erweckte, und nun die Ursache des Thränenflusses ist, die Maße von flüssigen Theilen und Säften wegnehmen, die zur leichten Bewegung erforderlich ist.

Es wird also jetzt schwerer, daß diese Gehirnfiber sich bewegt, und einem neuen Eindruck wird es nun auch leichter, Besitz zu nehmen. Und wie konnte die Natur weiser und besser handeln, als daß sie die dem Geiste Traurigkeit verursachende Fibern ganz abspannte und sie ihres Dienstes entließ? Denn wenn die Gehirnfiber nicht anschlägt, so hat die Seele keine Vorstellung.

Nach Bonnets*) sinnreicher Vorstellung ist das Seelenorgan einem Klavier, und die Seele selbst dem Spieler desselben zu vergleichen; und hier hätte also alsdann die Natur eine Saite so abgerissen, daß wohl eine andere, aber niemals die alte Saite aufgezogen werden könnte; es war unmöglich gemacht worden, den alten Ton ganz wieder hervorzubringen.

Die Thränenbehälter befinden überdies sich zu ihrem Zwecke in einer so glücklichen Lage, nehmlich in der Nähe des Sehnervens.

 Nun

*) Essai de Psychologie. p. 13.

Nun ist aber kein Sinn bei dem Traurigen geschäftiger, als der des Sehens, welcher zugleich mit der Einbildungskraft in so geheimer und enger Freundschaft steht. Der Sinn des Hörens und das Gedächtniß ist dem Traurigen vielweniger gefährlich.

Die Einbildungskraft giebt uns die Sache ausgemacht in allen ihren Theilen und hingestellt in wirklich gewesene Verhältnisse und Umstände wieder; das Gedächtnis hingegen, welches eine später sich zeigende Fähigkeit ist, behält blos die willkührlichen Zeichen, die Worte, auf.

Das Wort ist gleichsam das Netz, welches über die sämtlichen Theile der Vorstellung geworfen wird und sie züsammenhält; das Wort schiebt uns die Vorstellung in die Gattung und Art, selten oder niemals aber in das Individuelle.

An dem bloßen Wort gnügt sich aber der Traurige niemals; er verindividualisirt sich alles; jeder Zug des abgeschiedenen Freundes ist lebhaft ausgemacht vor ihm.

Wenn aber der Traurige weint, so wähnt er so oft, dadurch den verlornen Gegenstand noch zu ehren; und wenn er zu weinen aufgehört hat, so fühlt er sich leichter; indem also der Leidende in der Meinung steht, er leiste dem geliebten Gegenstande noch die letzte Pflicht, so weiß er nicht, daß die Natur ihn dazu zwingt, daß durch seine Thränen die Vorstellung an den vermißten Gegenstand in

ihm

ihm nach und nach verloren geht, und daß er selbst wieder in den Gemüthszustand gesetzet wird, welcher zur Erfüllung seiner Pflichen als Mensch und Weltbürger am zuträglichsten ist.

Allein es kann mir eingewendet werden: Wie vertragen sich mit dieser Hypothese folgende Erfahrungen? Niemand weint leichter als Kinder nud Greise; auch weint ja der leidende nicht allein, sondern auch der Freudige vergießt bisweilen Thränen. —

Ich antworte: So oft die Natur, nicht aber die Kunst, die so vieles erkünstelt, Thränen sich ergießen läßt, so sind Eindrücke dem Gemüthe überbracht worden, die zu heftig und daher dem vortheilhaftesten Gemüthszustande nicht zuträglich sind. Allzugroße Freude kann tödten; und oft ist es vielleicht allein das Werk der fließenden Thränen, daß dieser Erfolg verhindert wird. Das Kind und der Greis müßen mehr und leichter weinen, als der gesetzte und der gebildete Mann, weil geringere Grade des Angenehmen und des Unangenehmen sie schon viel tiefer rühren, und viel leichter und empfindlicher ihren Gemüthszustand verändern.

Uebrigens untersuchten wir hier auch nur, was die Natur durch die Thränen bei dem Traurigen bewirken läßt; und in dieser Rücksicht verdient noch die allgemeine Erfahrung bemerkt zu werden; daß der Mensch vielmehr leidet, dessen Körperbau die leichtere Ergießung der Thränen verhindert.

Es ist Trieb der Natur, des Schmerzes loß zu werden, und hier wird die Natur daran gehindert. Die Gehirnfibern, die die unangenehmen Vorstellungen erwecken, sind reger wie jede andere, und maßen sich Alleinherrschaft an.

Die stockende Thräne beängstigt noch mehr. Darum soll der Traurige weinen, denn

expletur lacrymis egeriturque dolor.

Der Trost aber kömmt allein aus der Vernunft; doch dies gehört hieher nicht.

J. E. Gruner,

S. coburgischer Canzleysecretair.

2. Einige

2.

Einige Gedanken über die Muttermähler.

Die Sinnenwelt stellt uns die wundervollsten Erscheinungen auf, von denen sich weder Vernunft noch Philosophie etwas träumen läßt.

Sie macht mit ihrem materiellen Stoffe die geheimsten Zusammensetzungen, in deren Zubereitung nur ein beobachtendes Auge die Natur bisweilen belauschen kann. —

Jahrtausende vorher würden wir verkündigen können, was einst die Natur für Wundergestalten hervorbringen und schaffen würde, wenn Sinne die materielle, und Vernunft die geistige Welt und ihren beiderseitigen Einfluß aufrichtiger zu durchspähen und zu durchforschen im Stande wären.

Alle ihre Zusammensetzungen, die jetzt zufällig und unglückliche Fehlgebuhrten der Natur für uns sind, würden wir dann als nothwendig und den Gesetzen der Materie gemäß erblicken.

Vor allem aber hat keine Erscheinung die Aufmerksamkeit des Beobachters mehr erregt, als die Erscheinung der Muttermähler, die bis auf diesen Zeitpunkt noch ein unerklärbares Räthsel geblieben ist. —

Unbekannt mit den Geheimnissen der Erzeugung, und den productiven Kräften der Materie sehen wir Keime sich entwickeln, wachsen, zunehmen, und in tausend Häuten in dem innersten der Mutterschooß eingeschlossen, Merkmahle der Aussendinge und ihrer Einwürkungen an sich tragen. —

Aberglaube und Unglaube haben sich vereinigt, dieses Räthsel zu lösen, und jede Modifikation des menschlichen Denkens hat an der Erklärung desselben gearbeitet.

Mit geheimer Furcht zitterte der Aberglaube vor dieser Erscheinung als vor Würkung des überirrdischen Einflusses der unruhigen Geister, Dämonen und andern Ungeheuern seiner mystischen Einbildungskraft.

Mit spottendem Stolze verachtete sie der Unglaube als blinden Zufall der Materie, und als eine ohne Ursach erfolgte Würkung.

Nur neuere Zeiten konnten durch tiefere Nachforschungen und durch ausgebreitetere physische Erfahrungen den Beobachter behutsamer und sicherer machen. Einbildungskraft und unbekannte Würkung dieses Vermögens auf den Embryo scheint nun eines Theils der einen Parthei; nothwendige Folge von dem unendlichen Zusammensetzungsvermögen der Materie der andern Parthei der wahre Grund dieser seltsamen Erscheinung zu seyn.

Der grosse philosophische Naturforscher Büffon lacht laut über die abergläubische Verblendung seiner Geg-

Gegner, die eine nothwendige Folge der Natur auf Rechnung der Einbildungskraft und ihrer Würkung erklären.

In seiner Naturgeschichte in dem Artikel über den Menschen sagt er folgende Gedanken über diese Materie:

„Ob schon der Foetus keinen unmittelbaren „Zusammenhang mit der Gebährmutter hat; son„dern blos mittelst kleiner faserichter Theilchen „(mammelons), die sich an der äussern Seite „seiner Einwicklungen befinden, mit ihr verbunden „ist; auch kein Zusammenfluß zwischen seinem und „der Mutter Blute statt findet, und kurz, in ver„schiedener Rücksicht eben so unabhängig von der „Mutter ist, als das Ey von der Henne, die es „ausbrütet: so hat man doch behauptet, daß alles „das, was auf die Mutter, auch auf den Foetus „würkte, die Eindrücke der einen sich auf das Ge„hirn der andern fortpflanzten; kurz, man hat von „diesem eingebildeten Einfluß die Aehnlichkeiten, „die Misgebuhrten, und überhaupt alle Mähler, „die sich auf der Haut zeigen, herleiten wollen.“

„Ich habe viele von diesen Mählern unter„sucht, aber jederzeit gefunden, daß es Flecken „waren, die von einer Zerrüttung des Gewebes „der Haut herkamen. Freilich muß jedes Mahl „eine gewisse Gestalt haben, welche, wenn man „will, mit etwas Aehnlichkeit haben kann, welche „aber doch, wie ich glaube, nicht so wohl von der

„Ein-

„Einbildungskraft der Mutter, als von der Einbil-
„dung derer, die es sehen, abhängt. Man hat
„hierinnen das Wunderbare auf das weiteste getrie-
„ben; so daß nicht allein der Foetus würkliche Ab-
„bildungen von den sinnlichen Begierden der Mutter
„hat an sich tragen sollen, sondern daß man sogar
„behauptet hat, es veränderten die Mähler, welche
„Früchte, z. B. Erdbeeren, Kirschen, Maul-
„beeren, die die Mutter zu essen verlanget, vor-
„stellten, in der Jahrszeit, wo die Früchte reif
„werden, ihre Farbe, und nähmen eine dunklere
„Mischung an."

„Man kann aber nur mit wenig mehr Auf-
„merksamkeit und weniger Vorurtheil die Farbe
„dieser Mähler sich öfters verändern sehen, denn
„dieses ereignet sich jederzeit, bei einem geschwin-
„dern Umlaufe des Blutes, welches in der Zeit,
„wo die Früchte von der Sonnenhitze reifen, statt
„findet. Die Farbe dieser Mähler ist entweder
„gelb, roth oder schwarz, weil das Blut, wenn
„es in allzugroßer Menge in die Gefäße dringt,
„mit denen die Haut gleichsam durchsäet ist, eine
„solche Mischung von Farbe hervorbringt."

„Rühren aber diese Flecken von der sinnlichen
„Begierde der Mutter her, warum haben sie nicht
„eben so verschiedene Gestalten und Farben als die
„Gegenstände selbst, nach denen die Mutter ver-
„langt hat? Welche sonderbare Figuren würde
„man nicht sehen, wenn die flüchtigen Begierden

„der

„der Mutter sich auf der Haut des Kindes ab-
„mahlten! —

„Da unsere Empfindungen gar nichts mit den
„Gegenständen, die sie hervorbringen, Aehnliches
„haben; so ist es unmöglich, daß Verlangen,
„Furcht, Schrecken, und jede andere Leidenschaft
„und innre Erschütterung, würkliche Bilder von
„den Gegenständen hervorbringen können."

„Da in dieser Rücksicht das Kind von der
„Mutter eben so unabhängig ist, als das Ey von
„der Henne, die es ausbrütet: so kann ich so gerne,
„oder vielmehr eben so wenig glauben, daß die
„Einbildungskraft einer Henne, die einem Hahne
„den Hals umdrehen sieht, in den Eyern, die sie blos
„erwärmet, Hühnchen hervorbringen könne, deren
„Hälse auch umgedrehet wären: als ich die Ge-
„schichte von der Würkung der Einbildungskraft
„einer Frau glauben kann, die nachdem sie einen
„Verbrecher rädern gesehen, ein Kind zur Welt
„gebracht habe, dessen Glieder zerbrochen gewesen."

„Gesetzt aber auch auf einen Augenblick, daß
„diese Geschichte wahr ist; so behaupte ich dennoch,
„daß die Einbildungskraft der Mutter eine solche
„Würkung nicht hat hervorbringen können; denn
„welches kann wohl der Erfolg von dieser Gemüths-
„bewegung und von diesem Schrecken seyn? —

„Wenn man will, eine innre Erschütterung,
„gichtische Bewegung in dem Körper der Mutter,
„welche die Gebährmutter auch in Bewegung setzen

„wird.

„wird. Aus dieser Bewegung aber was kann da „entspringen? gewiß nichts Aehnliches mit der Ur„sache, denn, ist diese Erschütterung sehr heftig, „so kann man wohl begreifen, daß der Foetus einen „Stoß bekommen kann, welcher ihn tödten, ver„letzen oder einige seiner Theile, die mehr als die „andern sind erschüttert worden, ungestaltet machen „kann. Allein das sehe ich nicht ein, wie eine „solche der Gebährmutter mitgetheilte Bewegung in „dem Foetus etwas Aehnliches mit der Empfindung „der Mutter hervorbringen könne, geschweige denn, „mit Harrey zu sagen, daß die Gebährmutter das „Vermögen hat, Ideen aufzunehmen, und sie auf „den Foetus würken zu lassen."

„Aber wird man mich fragen, wie soll denn also „diese Erscheinung erklärt werden? Wenn nicht „die Einbildungskraft der Mutter auf den Foetus „würkt, wie kommt es, daß es mit zerbrochenen „Gliedern auf die Welt gekommen ist? —

„Hierauf antworte ich: nicht zu gedenken der „Verwegenheit, eine Erscheinung die so wohl ausser„ordentlich als ungewiß ist, erklären zu wollen, „wie auch des wenigen Nutzens, von ihr als wahr „vorausgesetzt, Grund und Ursache angeben zu „wollen, da man die Umstände nicht weiß, die „darbei konkurrirt haben: so glaube ich doch, daß „man auf eine befriedigende Art auf eine Frage „antworten kann, von der man keine vollkommene „Auflösung verlangen kann."

„Die

„Die Erscheinungen, die ganz wider den Lauf „der Natur sind und sich selten zutragen, geschehen „doch eben so nothwendig, als die, welche ganz „natürlich und sich täglich ereignen. Unter den „unendlichen Verbindungen, welche die Natur „macht, müssen sich auch die ausserordentlichsten „Zusammensetzungen befinden, wie es auch würk„lich ist: freilich aber viel seltner, als andere, die „ganz denen Gesetzen der Natur gemäß zu seyn „scheinen. Man kann daher dafür stehen, und „vielleicht mit Gewisheit, daß von einer Million „oder tausend Millionen Kindern, welche gebohren „werden, eins mit zwei Köpfen, oder vier Füssen „mit zerbrochenen Gliedern, oder mit der sonder„barsten Ungestalt, welche man nur annehmen „will, zur Welt kommen wird."

„Es geht daher ganz natürlich zu, ohne daß „die Einbildungskraft der Mutter daran Theil hat, „daß ein Kind mit zerbrochenen Gliedern zur Welt „kommt: ja es ist sogar möglich, daß dieses mehr „als einmal sich zuträgt, nur daß auf eine ganz „natürliche Weise die Frau, die mit einem solchen „Kinde hat niederkommen sollen, dem Rädern des „Verbrechers zugesehen hat, und daß man denn „daher von dem, was sie gesehen hatte, und von „ihrer erhitzten Einbildungskraft die unvollkommene „Bildung des Kindes hergeschrieben hat."

In wie fern diese Meinung des grossen Beobachters gegründet und die Beweise richtig und be-

bestätigend sind, werden wir nun nach einer nähern Untersuchung deutlich ersehen.

Die ganze Auflösung der Frage, Sind die Muttermähler zufällige Zusammensetzung der Materie oder Würkung der Empfindungen der Mutter? Beruhet besonders auf der Erörterung dieser Punkte:

1) in was für Verbindung steht der Foetus mit der Mutter, und was ist sein thierisches und empfindendes Leben?

2) was hat das Empfinden als Würkung mit der Ursache oder mit dem Aussendinge Aehnliches?

Das Resultat dieser Untersuchung wird die Entscheidung und Beantwortung der obigen Hauptfrage seyn.

Wundern muß man sich, wie Büffon sagen kann: der Foetus sey von der Mutter eben so unabhängig, als das Ey von der Henne, die es ausbrütet: da er nicht allein im Widerspruch mit sich selbst, sondern auch mit der ganzen anatomischen Erfahrung befunden wird.

Er selbst hat an vielen andern Orten den Zusammenhang des Foetus mit der Gebährmutter gezeigt, und die Theile, die diese Vereinigung bewürken, mit Namen genennt. Gesetzt aber auch, daß wir seine eigenen Beweise nicht hätten, so ist uns ja die ganze anatomische Erfahrung Bürge von der Wahrheit dieser beiderseitigen genauen Vereinigung. — Es wäre unnöthig, hier diese Theile, die

die diesen Zusammenhang bewürken, anatomisch zu zergliedern, da nur die geringste Kenntniß von der physischen körperlichen Beschaffenheit des Menschen einen jeden leicht davon überzeugen kann. — Schon der Wachsthum und die Entwickelung des Embryo beweisen uns die Vereinigung dieser Theile, da jenes ohne Zufluß von Nahrungssäften unmöglich, und diese aus keiner andern Quelle, als von den Säften der Mutter auf natürliche Wege, die den Foetus mit der Mutter verbinden müssen, sich ableiten können. Doch dieses ist zu ausgemacht, als daß es noch mehrerer Beweise bedürfe. Wir wollen daher zu der Frage: was das thierische und empfindende Leben des Embryo ist, fortgehen. —

Es ist ganz gewiß, daß man sinnliche Erfahrung zur Führerin in diesen Untersuchungen nehmen muß: doch aber glaube ich, daß das zu grosse Vertrauen auf ihre Sicherheit eine Ursache der vielen Verirrungen, Hypothesen und Meinungen ist, die in der Lehre von der thierischen Erzeugung obwalten. Sinnliche Erfahrung ist viel zu eingeschränkt, und anatomische Zergliederung noch zu grob, als daraus das Werk der Erzeugung, die geheimen Geschäfte und Zubereitungen derselben deutlich sehen zu können. Blosse Analogie, Schlusart vom Gröbern aufs Kleinere kann uns in solchen Untersuchungen sicher leiten und führen.

Die Natur bleibt sich überall gleich, so wohl im Großen als im Kleinen, immer würkt sie nach

einerlei Gesetzen, nur für uns verschiedenen, da unsere Sinne an das Grössere gewöhnt, nicht Ursache und Würkung, Mittel und Endzweck in dem Kleinen der Natur wahrnehmen können. So weit als möglich müssen wir uns also von den täuschenden Sinnen entfernen, und Schlusart des Analogischen in dergleichen Untersuchungen zu Hülfe nehmen.

Der Zeitpunkt der Entwicklung des Keims, sagen unsere Sinne, ist, so bald als er in das Innre der Gebährmutter eingedrungen ist, da doch gewiß nach aller Wahrscheinlichkeit seine Entwicklung schon von Ewigkeit her angefangen und der Keim nur dieses Orts bedurfte, um einer vollendeteren Ausbildung entgegenzugehen. Die Natur steht niemals still, überall Entwicklung und Wachsthum, so wohl im Großen als im Kleinen, so in dem alterndem Greise, so in dem Keime, der in dem neugebohrnen Kinde zu einer künftigen Generation verborgen liegt: immer Fortschreiten auf höhere Stufen der Vollkommenheit und Ausbildung.

Wollt ihr also einen Anfang der Entwicklung festsetzen, so nehmet den Anfang des Weltgebäudes, hier ist der Standpunkt, wo sie beginnet, und das Ende — Ewigkeit. —

Ihr Weisen macht die ganze Natur tod und ohne leben, da sie doch überall lebt und arbeitet. Der erste Athemzug, mit welchem das leben des Kindes anfähet, ist, sagt ihr, der Augenblick, wo das Kind sein Wehklagen anstimmet, ungewohnt der

der hiesigen Erde. Ihr habt recht, wenn ihr eure Sinne fragt, allein nur ein Blick auf die Natur, — und dann Schlus, alles athmet Leben, also auch der Keim, der jezt in tausend Häuten eingeschlossen zu der spätesten Generation, die die Kette des Menschengeschlechts beschliessen wird, bestimmet ist. — Doch laßt uns langsamer und behutsamer dem Wachsthum und der Entwicklung des Keimes nachgehen.

Zufluß von Nahrung und Verwandlung derselben in eigene conforme materielle Substanz sind die ersten Erfordernisse des Wachsthums. Jenes ist da, die Mutter läßt dem Keime die ausgearbeitesten Säfte zufließen, und dieses ist gewiß auch vorhanden, indem sonst Wachsthum nicht möglich wäre. Würkung und Gegenwürkung immerwährende Thätigkeit sind die Mittel des leztern, und hingegen Ruhe und Stillstand Mittel der Fäulniß und der Verderbniß des Keims. Ganz gewiß würde der Keim, statt sich zu entwickeln, in Fäulniß übergehen, wenn nicht bei der großen Wärme, die in dem Leibe der Mutter enthalten ist, immer Thätigkeit, Würkung und Gegenwürkung wäre, d. h. wenn nicht Luft da wäre, ohne welche Thätigkeit und Ausdehnung nicht gedenkbar ist.

Physische Erfahrung zeigt uns aber auch die Würklichkeit dessen, was unsere Vernunft blos vorher gewähnt hatte, nämlich, Wärme, die im höchsten Grade im Mutterleibe enthalten ist, ist

 eine

eine Ursache der Luft und ihrer Verdünnung. Ausserdem also, daß die dem Blute ähnlichen Säfte viele Lufttheilchen in sich enthalten, finden wir auch noch einen neuen Beweis von dem Daseyn der Luft in den Behältnissen des Embryo, weil Wärme ein Erzeugniß der verdünnenden Luft ist.

Mit Recht können wir annehmen, daß die Werkzeuge des Athemholens im Kleinen gebildet, und auch ihre Bestimmung zu erreichen geschickt sind, da auch noch überdies die Luft, womit der Embryo umgeben ist, flüssiger, verdünnter, und also seinen Organen angemessener ist. Der Foetus athmet also schon im Mutterleibe, und bringt dadurch die Säfte und Nahrung in Umlauf und Umkreis, Würkung und Gegenwürkung, als ein thätiges Hinderniß der Fäulniß.

Ich kann überhaupt nicht einsehen, warum man alle Luft von dem Embryo im Mutterleibe ausgeschlossen hat, da doch in dem Ey, das die Henne leget, und in dem das künftige Thier enthalten ist, genug Luft enthalten ist. Denn da das Ey nicht völlig inwendig von der flüssigen Materie angefüllet ist, wie wollte die Schaale dem Druck der äussern Luft widerstehn, wenn nicht in dem leeren Raume des Eys, Gegenwürkung, d. h. Luft enthalten wäre?

Mit Recht nehmen wir also an, daß, da sogar in dem Ey der Keim mit Luft als das Verwahrungsmittel vor Fäulniß umgeben ist, daß auch der

Foetus im Mutterleibe von dieser flüssigen Materie in Leben und Bewegung gesetzt wird.

Die thierischen Geschäfte gehen also schon im Kleinen vor sich, obschon vor unsern Sinnen verborgen. Das Athemholen geht täglich fort, und setzt die ganze Maschine des Körpers in Bewegung, wodurch es die zuflieſsenden Nahrungstheilchen an sich zieht, in seine Substanz verwandelt, und so zunimmt und sich entwickelt.

Woher denn aber die Erscheinung, möchte man fragen, daß die Lunge des Kindes oberhalb des Wassers bleibt, oder untersinkt, je nachdem es schon Athem oder nicht Athem geholt hat?

Hierauf antworte ich, ist diese Erscheinung ja ein wahrer Beweis, daß das Kind gelebet oder nicht gelebet hat; so scheint mir doch der Grund davon nicht der zu seyn, daß der Embryo im Mutterleibe gar keinen Athem geschöpfet hat, als vielmehr, weil die Luft in dem Innern der Mutter flüssiger und verdünnter ist, und also auch weniger die Lunge ausdehnt, als die äussere, die dicker und elastischer ist. — Doch genug hiervon. Laßt uns nun zu dem empfindenden Wesen des Foetus hinaufsteigen!

So unvollkommen und so schwach vielleicht seine thierischen Geschäfte vor sich gehen, eben so unvollkommen ist gewiß auch sein empfindender Zustand, und so an das Bewuſstlose gränzend, wie in dem Insekte, das die unterste Stufe der thierischen

leiber beschließt. Sein Körper, seine Muskeln, und sein ganzes Nervensystem ist noch zu weich und hat noch zu wenig Festigkeit, als daß es die Eindrücke lange behalten, und der Seele vorstellen könne. Seine Empfindung ist gewiß daher nur das Werk eines Augenblicks, und ihre Dauer ein Zeittheilchen einer Minute, nach welchem sie wieder verschwinden, obschon Spuren zurücklassen, die nur unsere Sinne nicht entdecken können.

Wollt ihr euch seinen Zustand vorstellen, so versetzt euch einen Augenblick auf die unterste Stufe der thierischen Empfindung, und betrachtet da den Zustand der lebenden und empfindenden Geschöpfe. —

Das Resultat also von dieser Untersuchung kann kein anderes seyn, als: 1) Alle thierische Verrichtungen gehen im Kleinen in dem Embryo so vor sich, wie nach seiner völligen Ausbildung: 2) Sein empfindender Zustand ist schwach, doch niemals so schwach, daß er keine Spuren von sich zurückließe.

Wir kommen nun zur andern Hauptfrage, welche darin bestehet. Was hat jede Empfindung Aehnliches mit der Ursache dem Aussendinge?

Eindruck des Gegenstandes auf den Körper heißt nichts anders, als Bestreben der ausfliessenden Theilchen des Aussendinges, den Körper oder die Nerven, die sie berühren, in eine ähnliche Bewegung und Bestimmung zu setzen.

Jeder

Jeder Körper ist in einem beständigen Aus- und Abfluß, immer sondern sich Theilchen von ihm ab, die eine eigene Modifikation, Gestalt, Bewegungs- und Bestimmungsart haben, je von welchen Elementen des Körpers zusammengesetzt sie ausfliessen. Jeden Gegenstand, den diese Theilchen begegnen, suchen sie in eine harmonische Bestimmungsart mit sich zu setzen, indem sie sich einander ihre besondern Elemente mittheilen und mit einander vermischen. Je mehr die Elemente des einen Körpers mit den andern disharmoniren, mehr oder weniger fest unter sich zusammenhängen, nachdem ist auch der Widerstand, ehe sich die zwei Körper von verschiedener Natur vereinbaren. Feuer z. B. erregt in unserm Körper eine heftigere Empfindung, als Wasser, weil die elementarischen Theilchen des Feuers einen festern Zusammenhang und eine thätigere Bestimmungsart haben, als die Theilchen des Wassers. —

Der gemachte Eindruck also des Gegenstandes auf unsere Nerven ist ähnlich mit dem Wesen des Gegenstandes selbst, dessen Theilchen den Nerven affiziret haben; er ist blosse Nachahmung des Körpers selbst. Die Empfindung, die wir von einem Gegenstande haben, wenn er auch schon abwesend ist, ist ein deutlicher Beweis, daß der Eindruck in nichts anderm bestehet, als wie wir ihn beschrieben haben. Denn wie wäre es möglich, daß wir durch Erinnerung eine ähnliche Empfindung mit dem gegen-

genwärtigen Eindrucke des Gegenstandes hervorbringen könnten, wenn nicht eine gleiche Ursache mit dem Gegenstande, der uns gerührt hat, in unserm Körper statt fände.

Die Bewegfertigkeit, die durch den Eindruck eines Aussendinges in unsern Nerven hervorgebracht wird, ist nicht hinreichend, eben dieselbe Empfindung während der Abwesenheit des Gegenstandes in uns zu bewürken; denn Bewegfertigkeit ist die Folge von jedem Eindrucke der heterogensten Körper, die durch nichts als der Stärke und dem Grade nach unterschieden seyn kann. Es muß also eine eigene Art von Bewegung seyn, die jeder Körper nach seinen elementarischen Theilchen in unsern Nerven hervorbringt. Die Stärke der Bewegfertigkeit in dem Nerven kann wohl die Stärke der Empfindung, aber nicht ihre Art und ihr Wesen bestimmen. Wir sehen also deutlich, daß jeder hinterlassene Eindruck Aehnlichkeit haben muß mit dem Gegenstande selbst, der ihn hervorgebracht hat, weil jener die nämliche Empfindung, die das würkliche Einwürken erregt hat, wiederholen kann.

Ein zweiter Beweis von der Wahrheit dieses Satzes ist die Aehnlichkeit, die wir mit dem Gegenstande annehmen, dessen Eindrücke wir oft und lange erfahren haben. Ein jeder Handwerker trägt die Art seines Handwerks an sich, wie wäre aber dieses möglich, wenn seine Nerven nicht ähnliche Bestimmungsart mit dem Gegenstande anzunehmen

im

im Stande wären? Ob schon also die Empfindung nichts Aehnliches mit dem Gegenstande hat, so ist der äussere Eindruck, der unsern Nerven inwohnet, mit dem Wesen des Aussendinges gleich und ähnlich. —

Hier wollen wir nun in der Untersuchung über die Empfindungen stehen bleiben, und blos zur Anwendung derselben auf die Muttermähler anwenden. Das Resultat wird folgendes seyn: Der Foetus kann die nämliche Empfindung haben, die die Mutter hat, ob er gleich nicht selbst von dem Aussendinge ist gerührt worden. Der Eindruck nämlich, d. h. die mit dem Wesen des Gegenstandes harmonische Erschütterung der Nerven pflanzt sich vermöge des beiderseitigen Zusammenhangs auf den Foetus fort, der dann die nämliche Empfindung haben wird, weil die Erschütterung der Nerven mit dem Gegenstande selbst ähnliche Empfindungen hervorbringen kann.

Um sich dieses deutlich vorzustellen, so denke man es sich unter dem Bilde eines elektrischen Funkens, der aus einer Maschine sich einem Menschen mittheilt. Steht dieser wieder mit andern Körpern, die Empfindungen fähig sind, in Verbindung, so wird z. B. jeder Mensch, der mit in der verbindenden Reihe stehet, eben denselben Schlag und eben dieselbe Empfindung bekommen, als der erste unmittelbar an der Maschine, ob jene gleich den Eindruck nicht unmittelbar von der Maschine selbst

erhalten haben. Eben so verhält es sich mit dem Foetus und der Mutter, wenn man die Anwendung davon machen will auf die Geschichte, die Büffon von der Frau erzählet, die nachdem sie einen Verbrecher rädern gesehen, ein Kind mit zerbrochenen Gliedern zur Welt gebracht hat.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, die Empfindungen des Schmerzes, der Sympathie und des Mitgefühls hier zu erklären, denn wer sollte ihre Würkungen aus eigener Erfahrung nicht kennen, und wissen, wie stark ihre Gefühle und wie betäubend sie sind. Zu keiner Zeit ist eben der weibliche Körper den stärksten Empfindungen ausgesetzt, als zu der Zeit der Schwangerschaft, wo das Blut und alle Säfte in der geschwindesten, heftigsten Bewegung und Umlaufe sind, und der ganze Körper Gefühl und Empfindung ist.

Setzt euch nun in die Lage dieser Frau, die während ihrer Schwangerschaft einem Schauspiel zusieht, bei welchem auch der härteste und kälteste Mensch nicht gleichgültig und unempfindlich bleiben kann, und gewiß ihr werdet euch nicht verwundern über die Würkungen, die solche Empfindungen auf den Foetus hervorbringen müssen.

Der Verbrecher steigt auf das Mordgerüste — welche leidende und sympathisirende Empfindungen muß da nicht die Frau haben! — sie selbst steigt auf das Mordgerüste — Mit einem Schlage werden die Glieder des Verbrechers zertrümmert —

Ein-

Einbildungskraft, Sympathie, leidende Menschheit, welche Gefühle erregt die nicht! Die Frau empfindet den Stoß selbst in ihren Gliedern, der Zerrüttung und Schmerz in ihnen hervorbringen muß. Der Embryo bekommt nun auch diese Erschütterung und folglich auch die verhältnißmäßigen heftigen Empfindungen, deren Zurückwürkung in dem Körper des Foetus Zerrüttung und Schmerz hervorbringen.

Daß diese Zerrüttung gerade in den Theilen des Foetus vorgegangen ist, welche dem Verbrecher sind zertrümmert worden, macht vielleicht ein uns unsichtbarer Zusammenhang der Glieder des Foetus mit denen der Mutter, mittelst Adern, Gefässe, Nerven, u. d. gl. andern Verbindungswerkzeugen. Ich glaube, daß dieses eben keine Hypothese ist, die in das Reich der Unmöglichkeit zu setzen ist.

Büffon schreibt diese Erscheinung einer nothwendigen Folge des unendlichen Zusammensetzungsvermögen der Materie zu. Es ist nicht zu läugnen, daß die materielle Welt ein solches Vermögen hat; aber nur auch bestimmende Ursachen müssen da seyn, welche sie jedesmahl zu dieser oder jener Zusammensetzung vermögen. Ob aber diese bestimmenden Ursachen in der Materie selbst oder ausserhalb in andern Umständen liegen, davon hat Büffon nichts ausgemacht, und nicht einmal daran gedacht. Doch genug hiervon. —

Ein

Ein jeder mag urtheilen, in wie fern die Gedanken, die diese Untersuchung ausmachen, wahr oder falsch, mehr oder weniger mit der menschlichen Natur übereinstimmend, und in wie fern sie einer weitern Bearbeitung würdig sind. Ich habe nichts als eine Skize von meinen Gedanken über die Erscheinung der Muttermähler entwerfen wollen.

Grohmann.

3. Oral

3.
Oral über Taubstumme.

Bruchstück eines Gesprächs mit Becker.

An Becker.

Sie verlangen von mir schriftlich die Antwort der Frage:

> Warum wir *) es bei den Taubstummen nicht mit der Schriftsprache bewenden lassen, sondern ihnen auch die Tonsprache beibringen?

Ach! Warum verlangen Sie das schriftlich? Ich erklärte Ihnen ja mündlich Alles noch deutlicher, als die Juden ihre mündliche Satzungen zu erklären pflegen **) — Und doch wollte ich Ihnen ungern die Erste Bitte abschlagen. Sie kennen mich

*) Hr. Heinike, Churfürstl. Sächs. Direktor des Instituts für Stumme in Leipzig, und Eschke in Berlin.

**) Daher — meine ziemlich seltsame Ueberschrift: Oral.

Eschke.

mich erst seit gestern und ehegestern, und möchten wohl gar aus meiner Weigerung etwas Unangenehmes schließen. Und es wäre nichts anders daran Schuld, als das Bewußtseyn meiner Schriftstellerunfähigkeit.*) Dies ist keine kindische Ziererei, keine weibliche Affektation.

Ueberdies haben Sie ein gegründetes Recht auf meine Gewährung; Sie sind der Freund meines Ebert und Bürger. — Also sey es gewagt!

Die nämliche Frage that ohnlängst der verdienstvolle Herr Oberkonsistorialrath Gedike an mich. Aber lieber Himmel! ohne Tonsprache getraue ich mir nicht einen einzigen Begriff den Taubstummen dauerhaft beizubringen. Die Tonsprache entwickeln wir dadurch, indem wir dem fehlenden Gehörssinn den Geschmackssinn substituiren, und diesen — Allein das führte mich hier von meinem jetzigen Ziel. Sie dürfen nur Heinik's Schriften **) lesen, um das zu erfahren.

Ehe

*) Hr. Becker schrieb an Eschke: daß er ihm sodann auch erlauben müsse, seine Beantwortung einer periodischen Schrift inseriren zu lassen.

**) Beobachtungen über Stumme, und über die menschliche Sprache, in Briefen von Samuel Heinike. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung, 778.

Ueber die Denkart der Taubstummen, und die Mißhandlungen, welchen sie durch unsinnige Kuren und Lehrarten ausgesetzt sind. Ein Fragment von S. Heinike. Leipzig, bei Hilscher, 780.

Mich-

Ehe der Taubstumme die schriftliche Folge der Buchstaben mechanisch lernt, welche und wie viel Schwürigkeiten muß er vorher zu überwinden haben! Schwürigkeiten, die so unübersehbar groß sind, daß ich mir gar keine Idee davon machen kann! Die Buchstaben kann er nicht nennen! Buchstabiren und Silbiren kann er nicht lernen! Wörter kann er gar nicht lesen! Er muß daher von der Buchstabenfolge in den Wörtern ungefähr so denken: „jetzt kommt eine ovalrunde Maschine und ein Haken am Kopfe, hierauf ein Strich herunter mit einem Hieb durch den Fuß, dann ein rundes, fast ganz ofnes Loch mit einem Punkt, alsdann eine größere Figur mit einer Zunge zum

Maule

Wichtige Entdeckungen und Beiträge zur Seelenlehre und zur menschlichen Sprache von S. Heinike. Leipzig, bei Haug, 784.

Auszug aus einem Briefe des Herrn Direktor Heinike an den Abbé l'Epee. (in Moriz's Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, 2ten B. 2tes St. S. 66-72.)

Besonders

Ueber graue Vorurtheile und ihre Schädlichkeit, von S. Heinike. Leipzig, bei Böhme, 788.

und

Reflexionen über Thier- und Menschensprache, auch über die sämmtlichen Lehrer der Taubstummen. Fragment eines Briefes an Bürger, von Eschke. (in Müller's und Hofmann's medicinischen Annalen. Frankfurt am Mayn, bei Fleischer, 789.)

Maäle heraus, endlich ein langes hagres Ding mit einer Nase — oder mit einem Bein- und Halseisen, wie die Baugefangenen in Dresden, und die Festungsgefangenen in Spandau," — oder wie er sich den Firlefanz sonst denkt. — Und das ganze Wort heißt

Stork.

Der Himmel mag wissen, welche Gleichförmigkeit er den Buchstaben und Wörtern nun beilegt, und was bei deren Malerei in ihm vorgeht.

Und wie wollten Sie ihm abstrakte Begriffe durch die Schriftsprache inokuliren? Wie wollten Sie Gerüche, Töne, Empfindungen und andre Dinge für das Gesicht kopeilich darstellen?

Auch vergißt der Taubstumme, der die Schriftsprache ohne Tonsprache erlernt hat, jene bald wieder, indem er sich lieber an seine kurzen pantomimischen Zeichen, als an die langen krüplichten vorn und hinten gebuckelten schieffüssigen Figuren hält. Der Taubstumme, der blos Schriftsprache erlernt hat, kann sich nicht stets darin üben, und denken kann er in derselben gar nicht; wie Heinike in seinen Schriften erwiesen hat. Dünkt es Sie nun natürlich, daß die mannichfaltigen, fast unmerklichen Empfindungen, und die Fertigkeiten in der Hand zur Schrift, ohne untergelegte Tonsprache, bei ihm schnell wieder schwinden müssen?

Denn

Denn die Artikulationen, aber nicht die Töne allein, die durch andre Mittel bei Taubstummen ersetzt werden, sind das Fundament der Tonsprache; und die Schriftsprache ist blosse sichtbare Kopie von jener. Doch davon kann man sich nur eine Idee machen, in so fern man menschliche Denkart studirt, und die Würkung nicht für die Ursache nimmt. Denn Erkennen und Denken sind kein Empfinden; dies gehört zur sensiblen, jenes aber zur intelligiblen Natur.

Berlin, am 10. Mai 1789.

Eschke.

4.

Ueber das Band zwischen Geist und Körper.

Auszug aus einem Briefe.

Golchow bei Güstrow, in Mecklenburg,
den 22. Juli 1789.

Schon oben habe ich bemerkt, daß ich von der harten Leibes- und Nervenkrankheit in meinem 14ten Jahr befallen ward; und ich will über die sonderbaren Eräugnisse derselben mich verbreiten, da sie Folgen der Krankheit waren; sieben starke Bauerkerls waren nicht vermögend, den heftigen convulsivischen Bewegungen, die unwillkührlich bei vollem Bewußtseyn meine Glieder verdreheten, ein Hinderniß zu legen. Sie ~~alle sieben~~ flogen von Arm und Füssen wie Federn, wenn der unwillkührliche Schlag durch meine Glieder zuckte.

Doch schon viel wichtiger auf meine Seele würkten die Zufälle, wenn ich bei heftigem Kopfweh eiskalt ward, und nun in eines weg, gleich einem Narren mit durchdringendem Gelächter meine Wächter erschreckte, ohne dieses Lachen bei allem Bestreben unterlassen zu können. Wenn ich Griechisch und Hebräisch und noch eine Sprache, die niemand kannte, mit aller Geläufigkeit redete, sehr wohl

mit derselben einen Sinn verband, den man im Griechischen und Hebräischen verstand; ohne daß ich je mit letzterer Sprache bekannt gewesen, und von ersterer noch nichts weiß.

Oft aber alle Thiere nachmachte, im Geschrei und Gang, selbst in ihren Eigenschaften, vorzüglich das Stampfen und das Wiehern der Pferde, so unwillkührlich, daß ein Strick, den man mir an den Leib gebunden, weder die Bewegung meiner Füsse hemmen, noch mein Geschrei durch Drohung und Zwang verhindert werden konnte; ja so, daß, als ich ein Füllen auf dem Hof sahe, ich in einem solchen Pferdesinn zu ihm hinaus wollte, und mit der Hand ein Fenster einschlug, das eine Sehne mir an der rechten Hand abschnitt.

Ein solcher Zufall endigte sich allemal mit einem epileptischen convulsivischen Zufall, der die Sinnen wieder in Ordnung brachte, und die Imagination berichtigte. War ich kalt während diesem Zufall gewesen, so glüheten nun alle Adern.

War ich warm und in Hitze gewesen bei Eintritt meines Zufalls, so war ich beim Ende eiskalt, zum gewissen Beweis, daß der Zufall bald wieder kommen würde.

Ich schlief und aß, trank und hatte alle natürliche Wirkungen eines Gesunden so vollkommen, wie mein gutes Ansehen, daß bei gesunden Augenblicken, man alles für Verstellung gehalten haben würde. Oft war meine Seele unwillig über die un-

unwillkührliche Bewegung meines Körpers, und oft folgte sie dem Körper mit gänzlicher Ueberlassung seiner selbst.

Es wird gewiß jedem Psychologen schwer werden, schon dieses nur einigermaßen zu erklären. Aber gewiß nachfolgende Umstände weit mehr noch! Nach drei Jahren ward die Heftigkeit der Krankheit so gebrochen, daß bloß alle 6 Wochen convulsivische krämpfigte Zufälle, durch 3, 4, auch 8 Tage eintraten, keine andere Zufälle aber sich äusserten.

Unter diesem Zeitpunkt war der siebenjährige Krieg eingetreten. Mein Bruder bei der hannövrischen Armee engagirt; und ich ein eifriger partheinehmender Verehrer Ihres großen Königs. Ich lebte zu Glückstadt bei meinem Oheim, dem Grafen von D . . . ., Canzler in Glückstadt, der sehr Oestreichisch gesinnt, dessen älteste Tochter aber, weil sie an den Sohn des Generallieutenannt, Graf Kielmansegg, unter dessen Regiment mein Bruder angestellt, versprochen war, mit mir eine Parthei hielt.

Da ich mit jenen leidigen Zufällen bis in mein zwei und dreißigstes Jahr behaftet war, so war ich auch dort, wie gewöhnlich, von Zeit zu Zeit damit befallen. Nie war meine Seele munterer, zum Studieren mehr aufgelegt, als dann, so schwach der Körper und die Nerven auch dann und in solchem Grade waren, daß ich zuletzt krum und gebückt einherging, wenn ein solcher Zufall eintrat.

Nun

Nun traf es sich, daß ich einmal krank ward, als ich den Abend vorher über die Operationen der hannövrischen Armee mich weidlich die Charte zur Hand gestritten hatte; und unsere letzten Nachrichten waren von Minden.

Ich lag des Morgens auf meinem Bette, halb schlummernd, doch nicht schlafend, sahe die ganze allirte Armee gegen die Franzosen würken, wußte wer am rechten und linken Flügel commandirte. Sahe, wie die Franzosen in die Flucht gingen, und die Leichen, und meinen Bruder betäubt von einer Kugel, die seinen Kammeraden niederschoß, zur Erde fallen, und zugleich, daß der Erbprinz und Graf Kielmansegg an einem andern Ort einen französischen General schlugen.

Erwachte aus meinem Schlummer, und war meiner Sache so gewiß, daß ich es als Gewißheit mit allen Umständen erzählte; und erst acht Tage nachher erhielten wir volle Bestätigung.

Eben denselben Vorfall hatte ich, da ihr König die große Bataille gegen die Russen verlor. Ich sahe ihn und sein Heer fliehen, und ihn allein.

Ich sagte es denselben Tag mit allen Umständen, und endlich war mir auch die Uebergabe von Dresden mit 150 Kanonen so bekannt und gewiß am Tage der Uebergabe, daß ich meinen Kopf darauf verpfändet hätte.

Auf einen bloßen Zufall lassen sich dergleichen bestimmte Wirkungen der Seele nicht rechnen.

Zufall und Ungefähr sind mir immer äusserst seltsame Aufklärung über unbegreifliche Wirkungen unserer Seele oder Körpers. läßt Krankheit des Körpers solche Wirkungen der Seele entstehen? kann sie das, die an sich der Natur der Seele zuwider und entgegen ist.

Und wie läßt sich ein Bewußtsein von Dingen und Begebenheiten, die auf zehn Meilen von uns vorgehen, auch nur einigermaaßen erklären, da unsere Seele sehr oft und viel Dinge, die ausser und neben uns geschehen, nicht weiß, weil die Sinnen sie nicht fassen.

Die Belagerung von Dresden war indessen der letzte Vorgang dieser Art. Meine academische Studien und Aemter mußten natürlich meiner Imagination nicht mehr die Zeit lassen, sich so sehr Dinge einzuprägen, daß die Seele durch ihre Eindrücke sich auf Meilen weit von mir entfernte; ob ich gleich noch vierzehn Jahr hindurch selbst in Wien, von meiner Krankheit oft ergriffen, und bis zum Ausbruch oft die wichtigsten Arbeiten mit möglichster Gegenwart des Geistes, Gedächtniß und Ordnung, bearbeitet hatte, und die schwersten Sachen fast immer dahin sparte, weil ich denn besser und leichter zu arbeiten gewohnt war.

Graf von Grävenitz.

5.
Beobachtungen über Taubstumme.

Erster Versuch.

Niemand wird wohl bezweifeln, daß es der Mühe werth sey, diese Klasse der Menschen zu belauschen, zu sehen, in welchen Stücken sie sich uns Hörenden nähern, oder von uns abweichen und sich entfernen. Dieß und nichts anders ist der Zweck aller Beobachter, die berufen oder unberufen ihr Augenmerk auf Geistesentwicklung und Denkart der Taubstummen richten; und ob deren Anzahl gleich groß ist, so hoffe ich dennoch ein Plätzchen darunter zu finden, und werde zu dem Ende in jedem Stücke dieses Magazins kleine Beobachtungen über Taubstumme liefern, worin ich dem Leser ohne Rückhalt sage, wie weit die Erkenntniß der Taubstummen in abstrakten Begriffen geht; oder worin ich vielmehr Gründe beibringe, durch die ich beweise, daß Taubstummgeborne eigentlich gar keine Erkenntniß abstrakter Begriffe haben. Ausser dem verspreche ich zu zeigen, daß eine lange zusammenhängende Gedankenreihe und Erinnerung an die Vergangenheit der Taubstummen Sache nicht ist, ohne durch gegenwärtige Eindrücke darauf gebracht zu werden.

Ich schreibe: kleine Beobachtungen. Denn ich will hier die kleine Münze einzelner Erfahrung so lange sammeln, bis ich sie in Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und diese zu dem wichtigen Kapitale gedachter Resultate schlagen kann.

Von meinem Schwiegervater Heinike, und durch eignes Studium und unablässigen Selbsteifer ärndtete ich viele Erfahrung in meinem Fache. Des darf ich mich wohl rühmen, ohne den Fehler der Aufgeblasenheit mir auf die Schultern zu bürden.

Lebrecht F. ein Zögling im Institute zu Leipzig, war 15½ Jahr alt, als er in das Institut kam.

Er hat in der zartesten Jugend, ehe er die Sprache noch fassen konnte, das Gehör durch die Pocken verloren. Beim ersten Blick sieht man es ihm an, daß sein Körper von einer thätigen Seele bewohnt wird.

Sein Geschäftigkeitstrieb ist ausserordentlich. Sich die Zeit zu kürzen, sann er darauf, Fliegen und Flöhe zu verbannen, Vögel und Fische hingegen auf eine schlaue Art zu fangen.

Besonders mußte ihm die Verbannung der Flöhe unglaubliches Kopfzerbrechen gekostet haben, denn sie war künstlich und sinnreich. Ich will sie im zweiten Versuche beschreiben.

Lebrecht stellt seine Gedanken durch sehr passende Zeichen allemal dar, und ich vermuthe schier, daß Herrn Abbé de l'Epee und Herrn Abbé Storks gepriesene methodische Zeichen nicht passender seyn können. *)

Bei seiner Ankunft im Institute zu Leipzig sah sich Lebrecht in eine neue Welt versetzt, und man witterte es ihm ab, daß er sich lieber wieder in die alte sehnte. Herr Direktor Heinike und ich däuchten seiner Freiheit ein Kapzaum, und er schien darüber empfindlich. Indessen erwarb ich mir bald Zugang zu seinem Herzen, Liebe und Vertrauen. Ich gab ihm nach, wo ich konnte. Erlaubten Wünschen eilte ich zuvor, und blieb ihre Erfüllung augenblicklich unmöglich, so suchte ich sie wenigstens zu beflügeln. Ich lauerte auf die Minuten, wo er meinen Unterricht anzunehmen geneigt war. Ich strengte ihn Anfangs nicht im mindesten an. Worauf seine Aufmerksamkeit stieß, da folgte ich ihm treulich. Und so betrachteten wir in einer Stunde öfters mit ziemlich flüchtigen Blicken eine Menge Gegenstände, die so pudelnärrisch durch einander liefen, wie sie kaum ein Marionettendirektor zusammenzumischen im Stande ist.

*) Mit beiden Herren Abbees stehe ich jetzt über unsre heterogenen Lehrarten im Briefwechsel.

Eschke.

Ich schreibe: kleine Beobachtungen. Denn ich will hier die kleine Münze einzelner Erfahrung so lange sammeln, bis ich sie in Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und diese zu dem wichtigen Kapitale gedachter Resultate schlagen kann.

Von meinem Schwiegervater Heinike, und durch eignes Studium und unablässigen Selbstelfer ärndtete ich viele Erfahrung in meinem Fache. Des darf ich mich wohl rühmen, ohne den Fehler der Aufgeblasenheit mir auf die Schultern zu bürden.

Lebrecht F. ein Zögling im Institute zu Leipzig, war 15½ Jahr alt, als er in das Institut kam.

Er hat in der zartesten Jugend, ehe er die Sprache noch fassen konnte, das Gehör durch die Pocken verloren. Beim ersten Blick sieht man es ihm an, daß sein Körper von einer thätigen Seele bewohnt wird.

Sein Geschäftigkeitstrieb ist ausserordentlich. Sich die Zeit zu kürzen, sann er darauf, Fliegen und Flöhe zu verbannen, Vögel und Fische hingegen auf eine schlaue Art zu fangen.

Besonders mußte ihm die Verbannung der Flöhe unglaubliches Kopfzerbrechen gekostet haben, denn sie war künstlich und sinnreich. Ich will sie im zweiten Versuche beschreiben.

Leb-

Lebrecht stellt seine Gedanken durch sehr passende Zeichen allemal dar, und ich vermuthe schier, daß Herrn Abbé de l'Epee und Herrn Abbé Storks gepriesene methodische Zeichen nicht passender seyn können. *)

Bei seiner Ankunft im Institute zu Leipzig sah sich Lebrecht in eine neue Welt versetzt, und man witterte es ihm ab, daß er sich lieber wieder in die alte sehnte. Herr Direktor Heinike und ich dåuchten seiner Freiheit ein Kapzaum, und er schien darüber empfindlich. Indessen erwarb ich mir bald Zugang zu seinem Herzen, Liebe und Vertrauen. Ich gab ihm nach, wo ich konnte. Erlaubten Wünschen eilte ich zuvor, und blieb ihre Erfüllung augenblicklich unmöglich, so suchte ich sie wenigstens zu beflügeln. Ich lauerte auf die Minuten, wo er meinen Unterricht anzunehmen geneigt war. Ich strengte ihn Anfangs nicht im mindesten an. Worauf seine Aufmerksamkeit stieß, da folgte ich ihm treulich. Und so betrachteten wir in einer Stunde öfters mit ziemlich flüchtigen Blicken eine Menge Gegenstände, die so pudelnärrisch durch einander liefen, wie sie kaum ein Marionettendirektor zusammenzumischen im Stande ist.

*) Mit beiden Herren Abbe's stehe ich jetzt über unsre heterogenen Lehrarten im Briefwechsel.

Eschke.



Ueberdies brauchte ich bei ihm noch diejenigen schuldlosen Kunstgriffe, mit welchen ich so vielen der Taubstummen Lust zum lernen inokulirte, und die ich, ohne Winkelzug und Zikzak, dem Publikum enthüllte in meinen

Reflexionen über Thier- und Menschensprache; auch über die sämmtlichen Lehrer der Taubstummen. Fragment eines Briefes an Bürger. (in Müller's und Hofmann's medizinischen Annalen.)

Hierdurch gelang es mir: seinem nicht geringen, beinahe akademischen Freiheitsstolze Zaum und Gebiß in's Maul zu legen, und den guten Lebrecht ganz an mich zu ketten. Ich wurde gewahr, daß die Krankheit des leidigen Geniefiebers, Sturm und Drang, heimlich in ihm wüthete. Wie ich dagegen eifertete, wie und welche Medikamente, aus Beweisen, Thatsachen und Beispielen, ja sogar aus meinem eignen Beispiele komponirt ich ihm eingab: dies behalte ich mir vor künftig zu erwähnen. Es ist gewiß, daß jeder gute junge Kopf die sublunarische Welt in der Erst als Dichter und Träumer angaft. Er schaut alles edler, höher, vollkommner, himmlischer, geläutert und gesäubert vom Unreinen, Irdischen; natürlich auch übertriebner, wilder und verwirrter. Am besten dünkt mich, wenn er das im Stillen auskocht; sonst wird er ein Kontreband in der menschlichen Gesellschaft.

Acht Wochen spielte ich, so zu sagen, mit ihm. Aber nachdem griffen wir unser Werk mit vereinten Kräften fröhlich, und guter Dinge an. Binnen sechs Wochen brachten es Herr Direktor Heinike, ich und sein eigner Fleiß so weit, daß Lebrecht die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten vermochte, wie man es verlangte. Es versteht sich, daß es Fragen über sensible Dinge seyn mußten. Vom Sensiblen geht man dann zum Intelligiblen.

Ich habe bei unserm Lebrecht so Vieles bemerkt, was in psychologischer Rücksicht merkwürdig mir scheint. — Aber ich fand mich genöthigt, hier erst minder interessante Sachen zu erzählen, um im zweiten Versuche dahin zu kommen, wohin ich will.

Berlin am 14ten Oktober 1789.

Ernst Adolf Eschke.

6.

Fortsetzung des Tagebuchs eines Selbstbeobachters.

Den 20. Febr. 1783.

Ich will meine Stirne aufheitern und will fröhlich seyn — Der Gram ist bitter und verkürzet das Leben — Gieb mir Kraft, du Geist der Freuden, den Geist der Traurigkeit zu überwinden! der mich mit schwerer Hand danieder drückt, daß mein Herz sich nicht erheben, und mein Gemüth nicht frohlocken kann. —

Doch, ich will mich ermannen, will frischen Muth fassen, und Herr über mich selbst seyn — manchen Fehler hab' ich mir schon abgewöhnt, warum sollt' es mir nicht auch bei diesem gelingen! — Morgen will ich schon fröhlicher seyn, wie heute, und wird es mir auch im Anfang schwer, so wird es doch nach und nach immer leichter werden.

Was fehlt mir denn? worüber beklage ich mich? — Bin ich mit mir selbst unzufrieden, so will ich mich bestreben mit jedem Tage besser zu werden, und das wird mir an jedem Tage ein neues Vergnügen erwecken. —

Ich will mich also zuerst bestreben, jedes nothwendige Geschäft, dem blos nützlichen und angenehmen

nehmen vorzuziehen, es mag mir auch noch so viel Ueberwindung kosten. —

Das will ich thun, was ich mir schon so lange vorgenommen habe, keinen Abend hingehen zu lassen, an dem ich nicht einige Beobachtungen, die ich den Tag über gesammlet habe, aufschreibe. —

Und daß dieser Entschluß nicht erkalten möge, will ich noch heute damit den Anfang machen. —

Auch will ich meine Zeit besser zu rathe halten, und auf jede Stunde geitzig seyn, will mich lieber der Gesellschaft entziehen, wenn ich merke, daß ich sie durch üble Laune stöhren werde, will mir aber auch vor allen Dingen diese üble Laune gänzlich abgewöhnen, und diese gefaßten Vorsätze will ich vors erste täglich zweimal überlesen. —

Den 30. Febr.

Welch eine unverantwortliche Sünde ist es, seinen Mitmenschen die besten Stunden, die sie hier auf Erden genießen, durch üble Laune zu verderben! —

Unglücklicher! wenn du mißvergnügt seyn mußt, so sey es allein, und sey kein Freudenstöhrer!

Das sey inskünftige meine feste Entschließung, daß ich lieber alle Gesellschaft der Menschen fliehen, als durch meine Traurigkeit ihre Freude vermindern will. —

Aber, Gott, der du mein Herz zur Freude schufst, o sollte es nicht möglich seyn, durch deinen Bei-

Beistand, dieß Mißvergnügen zu überwinden, das so oft wider meinen Willen in meiner Seele empor steigt! — daß, o laß mich die trübe Quelle entdecken, aus welcher so viele finstre Augenblicke dahinströhmen, die den Frühling meines Lebens verdunkeln! —

Ist es Unzufriedenheit mit mir selbst, weil ich andre im hellen Licht erblicke, wodurch ich immer mehr verdunkelt werde; weil ich an andern ein angenehmes Wesen, einen gefälligen unterhaltenden Ton bemerke, den ich an mir selbst vermisse; weil ich merke, daß ich der Gesellschaft mißfällig, lästig — werde, und daß ich diesen Mißfallen verdiene.

Weil ich mir nun nicht mehr soviel zutraue, etwas vorzubringen, daß mit Beifall könnte aufgenommen werden, da ich mich einmal durch mein Stillschweigen in der Gesellschaft unwichtig gemacht habe; und dasjenige, was ich nun sagen will, entweder sehr interessant seyn muß, oder gewiß wenig Beifall finden wird. —

Gott! sollte es jene niedrige Gesinnung, sollte es jener hämische Neid seyn, der Kains Stirne verfinsterte, wenn er die bessern Eigenschaften seines Bruders bemerkte — o wie verderbt ist dann noch mein Herz. —

Aber ich kann es mich noch nicht überreden, daß dieses die Quelle meines Kummers seyn sollte. — Vielleicht ist es blos Mangel an Selbstzutrauen — und sollt' es das seyn — so will ich

es

noch einmal wagen, einer Gesellschaft beizuwohnen — will mich bestreben heiter zu seyn, und will jeden Gedanken an meine Unvollkommenheit, und mein Verhältniß gegen andre, zu unterdrücken suchen. —

Wer weiß, liegt es nicht vielleicht blos an mir, mir eben das einnehmende Wesen, eben diese Freimüthigkeit im gesellschaftlichen Umgange, die ich an ihnen bewundre, durch wiederholte Bemühung zu erwerben? — und ich glaube, das ist immer vernünftiger, als wenn ich mich der Gesellschaft ganz entziehen wollte, und doch werde ich dieß leztere thun müssen, so bald ich merke, daß es mir unmöglich ist, mein Mißvergnügen und meine Traurigkeit zu überwinden. —

Dann o Gott, vergieb es mir, der du mich zu einem Mitgliede der menschlichen Gesellschaft schufst, daß ich nichts zum Vergnügen meiner Freunde im gesellschaftlichen Umgange beitragen kann. —

Ich will mich demohngeachtet bestreben, nicht ganz unnütz zu seyn — ich will die Stunden der Einsamkeit nutzen, zum Vergnügen meiner Mitmenschen zu arbeiten, da ich durch meinen persönlichen Umgang nichts dazu beitragen kann. —

Und doch ist der Umgang mit edlen Seelen, die uns lieben und schätzen die größte Glückseligkeit des lebens — aber dieses Glücks bin ich vielleicht noch nicht werth, und ich will gern so lange Verzicht

4.

Ueber das Band zwischen Geist und Körper.

Auszug aus einem Briefe.

Solchow bei Güstrow, in Meklenburg,
den 32. Julii 1789.

Schon oben habe ich bemerkt, daß ich von der harten Leibes- und Nervenkrankheit in meinem 14ten Jahr befallen ward; und ich will über die sonderbaren Eräugnisse derselben mich verbreiten, da sie Folgen der Krankheit waren; sieben starke Bauernkerls waren nicht vermögend, den heftigen kosvulsivischen Bewegungen, die unwillkührlich bei vollem Bewußtseyn meine Glieder verdreheten, ein Hinderniß zu legen. Sie ~~alle sieben~~ flogen von Arm und Füssen wie Federn, wenn der unwillkührliche Schlag durch meine Glieder zuckte.

Doch schon viel wichtiger auf meine Seele würkten die Zufälle, wenn ich bei heftigem Kopfweh eiskalt ward, und nun in eines weg, gleich einem Narren mit durchdringendem Gelächter meine Wächter erschreckte, ohne dieses Lachen bei allem Bestreben unterlassen zu können. Wenn ich Griechisch und Hebräisch und noch eine Sprache, die niemand kannte, mit aller Geläufigkeit redete, sehr wohl

mit derselben einen Sinn verband, den man im Griechischen und Hebräischen verstand; ohne daß ich je mit letzterer Sprache bekannt gewesen, und von ersterer noch nichts weiß.

Oft aber alle Thiere nachmachte, im Geschrei und Gang, selbst in ihren Eigenschaften, vorzüglich das Strampfen und das Wiehern der Pferde, so unwillkührlich, daß ein Strick, den man mir an den Leib gebunden, weder die Bewegung meiner Füsse hemmen, noch mein Geschrei durch Drohung und Zwang verhindert werden konnte; ja so, daß, als ich ein Füllen auf dem Hof sahe, ich in einem solchen Pferdesinn zu ihm hinaus wollte, und mit der Hand ein Fenster einschlug, das eine Sehne mir an der rechten Hand abschnitt.

Ein solcher Zufall endigte sich allemal mit einem epileptischen convulsivischen Zufall, der die Sinnen wieder in Ordnung brachte, und die Imagination berichtigte. War ich kalt während diesem Zufall gewesen, so glüheten nun alle Adern.

War ich warm und in Hitze gewesen bei Eintritt meines Zufalls, so war ich beim Ende eiskalt, zum gewissen Beweis, daß der Zufall bald wieder kommen würde.

Ich schlief und aß, trank und hatte alle natürliche Wirkungen eines Gesunden so vollkommen, wie mein gutes Ansehen, daß bei gesunden Augenblicken, man alles für Verstellung gehalten haben würde. Oft war meine Seele unwillig über die

unwillkührliche Bewegung meines Körpers, aber oft folgte sie dem Körper mit gänzlicher Ueberlassung seiner selbst.

Es wird gewiß jedem Psychologen schwer werden, schon dieses nur einigermaßen zu erklären. Aber gewiß nachfolgende Umstände weit mehr noch! Nach drei Jahren ward die Heftigkeit der Krankheit so gebrochen, daß bloß alle 6 Wochen convulsivische krampfigte Zufälle, durch 3, 4, auch 8 Tage eintraten, keine andere Zufälle aber sich äusserten.

Unter diesem Zeitpunkt war der siebenjährige Krieg eingetreten. Mein Bruder bei der hannövrischen Armee engagirt; und ich ein eifriger partheinehmender Verehrer Ihres großen Königs. Ich lebte zu Glückstadt bei meinem Oheim, dem Grafen von D . . . . . , Canzler in Glückstadt, der sehr Oestreichisch gesinnt, dessen älteste Tochter aber, weil sie an den Sohn des Generallieutenannts, Graf Kielmansegg, unter dessen Regiment mein Bruder angestellt, versprochen war, mit mir eine Parthei hielt.

Da ich mit jenen leidigen Zufällen bis in mein zwei und dreißigstes Jahr behaftet war, so war ich auch dort, wie gewöhnlich, von Zeit zu Zeit damit befallen. Nie war meine Seele munterer, zum Studieren mehr aufgelegt, als dann, so schwach der Körper und die Nerven auch dann und in solchem Grade waren, daß ich zuletzt krum und gebückt einherging, wenn ein solcher Zufall eintrat.

Nun

Nun traf es sich, daß ich einmal krank ward, als ich den Abend vorher über die Operationen der hannövrischen Armee mich weidlich die Charte zur Hand gestritten hatte; und unsere letzten Nachrichten waren von Minden.

Ich lag des Morgens auf meinem Bette, halb schlummernd, doch nicht schlafend, sahe die ganze alliirte Armee gegen die Franzosen würken, wußte wer am rechten und linken Flügel commandirte. Sahe, wie die Franzosen in die Flucht gingen, und die Leichen, und meinen Bruder betäubt von einer Kugel, die seinen Kammeraden niederschoß, zur Erde fallen, und zugleich, daß der Erbprinz und Graf Kielmansegg an einem andern Ort einen französischen General schlugen.

Erwachte aus meinem Schlummer, und war meiner Sache so gewiß, daß ich es als Gewißheit mit allen Umständen erzählte; und erst acht Tage nachher erhielten wir volle Bestätigung.

Eben denselben Vorfall hatte ich, da ihr König die große Bataille gegen die Russen verlor. Ich sahe ihn und sein Heer fliehen, und ihn allein.

Ich sagte es denselben Tag mit allen Umständen, und endlich war mir auch die Uebergabe von Dresden mit 150 Kanonen so bekannt und gewiß am Tage der Uebergabe, daß ich meinen Kopf darauf verpfändet hätte.

Auf einen bloßen Zufall lassen sich dergleichen bestimmte Wirkungen der Seele nicht rechnen.

Zufall und Ungefähr sind mir immer äusserst seltsame Aufklärung über unbegreifliche Wirkungen unserer Seele oder Körpers. läßt Krankheit des Körpers solche Wirkungen der Seele entstehen? kann sie das, die an sich der Natur der Seele zuwider und entgegen ist.

Und wie läßt sich ein Bewußtsein von Dingen und Begebenheiten, die auf zehn Meilen von uns vorgehen, auch nur einigermaaßen erklären, da unsere Seele sehr oft und viel Dinge, die ausser uns neben uns geschehen, nicht weiß, weil die Sinnen sie nicht fassen.

Die Belagerung von Dresden war indessen der letzte Vorgang dieser Art. Meine academische Studien und Aemter mußten natürlich meiner Imagination nicht mehr die Zeit lassen, sich so sehr Dinge einzuprägen, daß die Seele durch ihre Eindrücke sich auf Meilen weit von mir entfernte; ob ich gleich noch vierzehn Jahr hindurch selbst in Wien, von meiner Krankheit oft ergriffen, und bis zum Ausbruch oft die wichtigsten Arbeiten mit möglichster Gegenwart des Geistes, Gedächtniß und Ordnung bearbeitet hatte, und die schwersten Sachen fast immer dahin sparte, weil ich denn besser und leichter zu arbeiten gewohnt war.

Graf von Grävenitz.

---

5. Be-

5.

Beobachtungen über Taubstumme.

Erster Versuch.

Niemand wird wohl bezweifeln, daß es der Mühe werth sey, diese Klasse der Menschen zu belauschen, zu sehen, in welchen Stücken sie sich uns Hörenden nähern, oder von uns abweichen und sich entfernen. Dieß und nichts anders ist der Zweck aller Beobachter, die berufen oder unberufen ihr Augenmerk auf Geistesentwicklung und Denkart der Taubstummen richten; und ob deren Anzahl gleich groß ist, so hoffe ich dennoch ein Plätzchen darunter zu finden, und werde zu dem Ende in jedem Stücke dieses Magazins kleine Beobachtungen über Taubstumme liefern, worin ich dem Leser ohne Rückhalt sage, wie weit die Erkenntniß der Taubstummen in abstrakten Begriffen geht; oder worin ich vielmehr Gründe beibringe, durch die ich beweise, daß Taubstummgeborne eigentlich gar keine Erkenntniß abstrakter Begriffe haben. Ausser dem verspreche ich zu zeigen, daß eine lange zusammenhängende Gedankenreihe und Erinnerung an die Vergangenheit der Taubstummen Sache nicht ist, ohne durch gegenwärtige Eindrücke darauf gebracht zu werden.

Ich schreibe: kleine Beobachtungen. Denn ich will hier die kleine Münze einzelner Erfahrung so lange sammeln, bis ich sie in Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und diese zu dem wichtigen Kapitale gedachter Resultate schlagen kann.

Von meinem Schwiegervater Heinike, und durch eignes Studium und unablässigen Selbsteifer ärndtete ich viele Erfahrung in meinem Fache. Des darf ich mich wohl rühmen, ohne den Fehler der Aufgeblasenheit mir auf die Schultern zu bürden.

Lebrecht F. ein Zögling im Institute zu Leipzig, war 15½ Jahr alt, als er in das Institut kam.

Er hat in der zartesten Jugend, ehe er die Sprache noch fassen konnte, das Gehör durch die Pocken verloren. Beim ersten Blick sieht man es ihm an, daß sein Körper von einer thätigen Seele bewohnt wird.

Sein Geschäftigkeitstrieb ist ausserordentlich. Sich die Zeit zu kürzen, sann er darauf, Fliegen und Flöhe zu verbannen, Vögel und Fische hingegen auf eine schlaue Art zu fangen.

Besonders mußte ihm die Verbannung der Flöhe unglaubliches Kopfzerbrechen gekostet haben, denn sie war künstlich und sinnreich. Ich will sie im zweiten Versuche beschreiben.

Leb-

Lebrecht stellt seine Gedanken durch sehr passende Zeichen allemal dar, und ich vermuthe schier, daß Herrn Abbé de l'Epee und Herrn Abbé Storks gepriesene methodische Zeichen nicht passender seyn können. *)

Bei seiner Ankunft im Institute zu Leipzig sah sich Lebrecht in eine neue Welt versetzt, und man witterte es ihm ab, daß er sich lieber wieder in die alte sehnte. Herr Direktor Heinike und ich däuchten seiner Freiheit ein Kapzaum, und er schien darüber empfindlich. Indessen erwarb ich mir bald Zugang zu seinem Herzen, Liebe und Vertrauen. Ich gab ihm nach, wo ich konnte. Erlaubten Wünschen eilte ich zuvor, und blieb ihre Erfüllung augenblicklich unmöglich, so suchte ich sie wenigstens zu beflügeln. Ich lauerte auf die Minuten, wo er meinen Unterricht anzunehmen geneigt war. Ich strengte ihn Anfangs nicht im mindesten an. Worauf seine Aufmerksamkeit stieß, da folgte ich ihm treulich. Und so betrachteten wir in einer Stunde öfters mit ziemlich flüchtigen Blicken eine Menge Gegenstände, die so pudelnärrisch durch einander liefen, wie sie kaum ein Marionettendirektor zusammenzumischen im Stande ist.

*) Mit beiden Herren Abbees stehe ich jetzt über unsre heterogenen Lehrarten im Briefwechsel.

Eschke.

Ueberdies brauchte ich bei ihm noch diejenigen schuldlosen Kunstgriffe, mit welchen ich so vielen der Taubstummen Lust zum lernen inokulirte, und die ich, ohne Winkelzug und Zikzak, dem Publikum enthüllte in meinen

Reflexionen über Thier- und Menschensprache; auch über die sämmtlichen Lehrer der Taubstummen. Fragment eines Briefes an Bürger. (in Müller's und Hofmann's medizinischen Annalen.)

Hierdurch gelang es mir: seinem nicht geringen, beinahe akademischen Freiheitsstolze Zaum und Gebiß in's Maul zu legen, und den guten Lebrecht ganz an mich zu ketten. Ich wurde gewahr, daß die Krankheit des leidigen Geniefiebers, Sturm und Drang, heimlich in ihm wüthete. Wie ich dagegen eifertete, wie und welche Medikamente, aus Beweisen, Thatsachen und Beispielen, ja sogar aus meinem eignen Beispiele komponirt ich ihm eingab: dies behalte ich mir vor künftig zu erwähnen. Es ist gewiß, daß jeder gute junge Kopf die sublunarische Welt in der Erst als Dichter und Träumer angaft. Er schaut alles edler, höher, vollkommner, himmlischer, geläutert und gesäubert vom Unreinen, Irdischen; natürlich auch übertriebner, wilder und verwirrter. Am besten dünkt mich, wenn er das im Stillen auskocht; sonst wird er ein Kontreband in der menschlichen Gesellschaft.

Acht

Acht Wochen spielte ich, so zu sagen, mit ihm. Aber nachdem griffen wir unser Werk mit vereinten Kräften fröhlich, und guter Dinge an. Binnen sechs Wochen brachten es Herr Direktor Heinike, ich und sein eigner Fleiß so weit, daß Lebrecht die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten vermochte, wie man es verlangte. Es versteht sich, daß es Fragen über sensible Dinge seyn mußten. Vom Sensiblen geht man dann zum Intelligiblen.

Ich habe bei unserm Lebrecht so Vieles bemerkt, was in psychologischer Rücksicht merkwürdig mir scheint. — Aber ich fand mich genöthigt, hier erst minder interessante Sachen zu erzählen, um im zweiten Versuche dahin zu kommen, wohin ich will.

Berlin am 14ten Oktober 1789.

Ernst Adolf Eschke.

6.

Fortsetzung des Tagebuchs eines Selbstbeobachters.

Den 20. Febr. 1783.

Ich will meine Stirne aufheitern und will fröhlich seyn — Der Gram ist bitter und verkürzet das leben — Gieb mir Kraft, du Geist der Freuden, den Geist der Traurigkeit zu überwinden! der mich mit schwerer Hand danieder drückt, daß mein Herz sich nicht erheben, und mein Gemüth nicht frohlocken kann. —

Doch, ich will mich ermannen, will frischen Muth fassen, und Herr über mich selbst seyn — manchen Fehler hab' ich mir schon abgewöhnt, warum sollt' es mir nicht auch bei diesem gelingen! — Morgen will ich schon fröhlicher seyn, wie heute, und wird es mir auch im Anfang schwer, so wird es doch nach und nach immer leichter werden.

Was fehlt mir denn? worüber beklage ich mich? — Bin ich mit mir selbst unzufrieden, so will ich mich bestreben mit jedem Tage besser zu werden, und das wird mir an jedem Tage ein neues Vergnügen erwecken. —

Ich will mich also zuerst bestreben, jedes nothwendige Geschäft, dem blos nützlichen und angenehmen

nehmen vorzuziehen, es mag mir auch noch so viel Ueberwindung kosten. —

Das will ich thun, was ich mir schon so lange vorgenommen habe, keinen Abend hingehen zu lassen, an dem ich nicht einige Beobachtungen, die ich den Tag über gesammlet habe, aufschreibe. —

Und daß dieser Entschluß nicht erkalten möge, will ich noch heute damit den Anfang machen. —

Auch will ich meine Zeit besser zu rathe halten, und auf jede Stunde geizig seyn, will mich lieber der Gesellschaft entziehen, wenn ich merke, daß ich sie durch üble laune stöhren werde, will mir aber auch vor allen Dingen diese üble laune gänzlich abgewöhnen, und diese gefaßten Vorsätze will ich vors erste täglich zweimal überlesen. —

Den 30. Febr.

Welch eine unverantwortliche Sünde ist es, seinen Mitmenschen die besten Stunden, die sie hier auf Erden genießen, durch üble laune zu verderben! —

Unglücklicher! wenn du mißvergnügt seyn mußt, so sey es allein, und sey kein Freudenstöhrer!

Das sey inskünftige meine feste Entschließung, daß ich lieber alle Gesellschaft der Menschen fliehen, als durch meine Traurigkeit ihre Freude vermindern will. —

Aber, Gott, der du mein Herz zur Freude schufst, o sollte es nicht möglich seyn, durch deinen Bei-

Beistand, dieß Mißvergnügen zu überwinden, das so oft wider meinen Willen in meiner Seele empor steigt! — daß, o laß mich die trübe Quelle entdecken, aus welcher so viele finstre Augenblicke daher strömen, die den Frühling meines Lebens verdunkeln! —

Ist es Unzufriedenheit mit mir selbst, weil ich andre im hellen Licht erblicke, wodurch ich immer mehr verdunkelt werde; weil ich an andern ein angenehmes Wesen, einen gefälligen unterhaltenden Ton bemerke, den ich an mir selbst vermisse; weil ich merke, daß ich der Gesellschaft mißfällig, lästig — werde, und daß ich diesen Mißfallen verdiene.

Weil ich mir nun nicht mehr soviel zutraue, etwas vorzubringen, das mit Beifall könnte aufgenommen werden, da ich mich einmal durch mein Stillschweigen in der Gesellschaft unwichtig gemacht habe; und dasjenige, was ich nun sagen will, entweder sehr interessant seyn muß, oder gewiß wenig Beifall finden wird. —

Gott! sollte es jene niedrige Gesinnung, sollte es jener hämische Neid seyn, der Kains Stirne verfinsterte, wenn er die bessern Eigenschaften seines Bruders bemerkte — o wie verderbt ist dann noch mein Herz. —

Aber ich kann es mich noch nicht überreden, daß dieses die Quelle meines Kummers seyn sollte. — Vielleicht ist es blos Mangel an Selbstzutrauen — und sollt' es das seyn — so will ich es

noch einmal wagen, einer Gesellschaft beizuwohnen — will mich bestreben heiter zu seyn, und will jeden Gedanken an meine Unvollkommenheit, und mein Verhältniß gegen andre, zu unterdrücken suchen. —

Wer weiß, liegt es nicht vielleicht blos an mir, mir eben das einnehmende Wesen, eben diese Freimüthigkeit im gesellschaftlichen Umgange, die ich an ihnen bewundre, durch wiederholte Bemühung zu erwerben? — und ich glaube, das ist immer vernünftiger, als wenn ich mich der Gesellschaft ganz entziehen wollte, und doch werde ich dieß letztere thun müssen, so bald ich merke, daß es mir unmöglich ist, mein Mißvergnügen und meine Traurigkeit zu überwinden. —

Dann o Gott, vergieb es mir, der du mich zu einem Mitgliede der menschlichen Gesellschaft schufst, daß ich nichts zum Vergnügen meiner Freunde im gesellschaftlichen Umgange beitragen kann. —

Ich will mich demohngeachtet bestreben, nicht ganz unnütz zu seyn — ich will die Stunden der Einsamkeit nutzen, zum Vergnügen meiner Mitmenschen zu arbeiten, da ich durch meinen persönlichen Umgang nichts dazu beitragen kann. —

Und doch ist der Umgang mit edlen Seelen, die uns lieben und schätzen die größte Glückseligkeit des Lebens — aber dieses Glücks bin ich vielleicht noch nicht werth, und ich will gern so lange Verzicht

zicht darauf thun, bis ich mich desselben einmal würdig gemacht habe. —

Den 18. März.

Einen ganzen schönen Nachmittag habe ich mit den Gedanken an Entwürfe verdorben, die vielleicht nie zur Reiffe kommen werden, und ob ich dieß gleich voraussehen konnte, war es mir doch nicht möglich meine Gedanken davon abzulenken.

Ich will inskünftige suchen so viel Herr über mich selbst zu seyn, daß ich alle diese Entwürfe, die so gern von meinen Herzen Platz nehmen wollen, kurz abfertige, und sie entweder, bis auf eine gelegnere Zeit, der Schreibtafel anvertraue, oder sie gänzlich zu vergessen suche.

Auch das ist Sünde, und das merke ich daran, weil es mich mit Mißvergnügen erfüllt; auch das ist Sünde, wenn man seine Gedanken unrecht anwendet.

Wie viel Nützliches hätte ich gestern Nachmittag zu Hause und beim Spatzierengehen denken können, anstatt daß sich meine ganze Seele mit leeren Projekten beschäftigte, und darüber sogar den Genuß einer angenehmen Gegenwart vergaß.

Ein Brief von einem Freunde aus H... — wie viel süsses hat das Andenken an unsre vergangnen Tage, wenn wir so ins Leben zurückschauen, uns in unserm jetzigen Zustande denken, und uns dann alle der abwechselnden Scenen, seit einer ge-

rau-

raumen Zeit erinnern, das erweitert unsre ganze Seele, und lockt Thränen einer mit Wehmuth vermischten Freude aus unsern Augen. —

Den 20. März Abends.

Trauern will ich, aber ich will mich nicht an Gott versündigen! Ich will mich nun einmal mit Muth und Entschlossenheit wafnen, und auch die Bitterkeiten des Lebens ertragen lernen!

Wie leicht würde es mir jetzt seyn, von dem Leben Abschied zu nehmen! Aber ich will den Muth doch nicht sinken lassen.

Heute will ich weinen. Vielleicht heitert sich Morgen mein Schicksal wieder auf.

Aber warum bin ich denn so niedergeschlagen? Ach, meine Absicht war nicht rein, bei meinem Unternehmen; wäre sie das gewesen, so würde ich mich damit beruhigen, daß meine Arbeit gut gemeint war.

Aber ich that's aus Ehrsucht, und der Nutzen, den es stiften sollte, war nur der Deckmantel meiner Leidenschaft, nun diese nicht befriediget wird, weine und klage ich. O vergieb mir diese sündlichen Thränen, die ich weine, Barmherziger!

Ich schaudre vor mir selbst! Gott, was bin ich! welch ein fürchterlicher Gedanke! indem ich zu dir bete, fühle ich es, daß ich noch im Innersten meiner Seele an deinem Daseyn zweifle.

Ach, wie dunkel, wie dunkel wird es um mich her! Ist mein Geist unsterblich? o welche bange Zweifel erwachen in meiner Seele?

Und alle diese wurden doch nur durch meinen Unmuth aufgeweckt, und mein Weinen entstand aus einer unbefriedigten Leidenschaft, und meine Leidenschaft entstand aus mir selbst, und wird mir noch manche Thräne auspressen, mein ganzes Leben hindurch.

Sie wird mich in eine einsame Hütte verbannen, und wird mich von der Gesellschaft der Menschen entfernen. Und ich werde die Tage meines Lebens in Trauern hinbringen.

Ohne von irgend einem Menschen gekannt und geliebt zu seyn.

Mit Thränen werde ich mein Brod essen, und mit nassem Blick werde ich der Sonne entgegen sehen, wenn sie aufgeht, und mit meinen Thränen werde ich sie begleiten, wenn sie untergeht, bis die Quelle versiegt, und meine Augen trocken werden.

Dann ist meine Lebenskraft verzehrt, meine Schmerzen sind vorüber, ich empfinde weder Wehmuth noch Freude mehr, ich lächle froh, und weiß nicht worüber.

Meine Leiden hören auf, und es wird besser mit mir werden; dann währet es kurze Zeit, so deckt die Erde meinen Staub, und man gedenket meiner nicht! —

Und

Und man gedenket meiner nicht! und warum sollte man denn auch meiner gedenken? Ich bin ein elendes verworfnes Geschöpf! Und muß es erkennen, daß ich es bin!

Andre sind es auch, aber es hängt eine Decke vor ihrer Seele, und sie können nicht hineinschauen, darum sind sie glücklich und zufrieden mit sich selbst.

Aber ich fühle mein Elend! Ich irre im Dunkeln, und finde keinen Ausweg! Erbarme dich meiner, du unbegreifliche Ursach meines Daseyns!

Meine Arbeit, worin ich hätte Freude finden können, muß mir mißlingen, und nun habe ich keine Freude mehr! Ach was hilft mir nun mein Leben?

Aber gern wollt' ichs tragen, wenn ich wüßte, daß ich noch einmal glücklich, glücklich, seyn sollte. Jetzt glaubt' ich es zu werden, und wo ist meine Hofnung hin? —

Aber sollt' es denn unmöglich seyn, auch den Unmuth zu überwinden? Jetzt will ich, ohngeachtet, daß meine Seele sich dagegen empört, will arbeiten, will mit den Zähnen knirschen, und meinen ausbrechenden Kummer unterdrücken! und wenn auch, von diesem Abend an sey das mein Entschluß, und wenn auch Verachtung mein Looß ist, und wenn auch mein liebstes Werk mir mißlingt, so will ich arbeiten, und jeden aufkeimenden stolzen Gedanken unterdrücken.

Vergessen will ich es, daß ich meinen Haß und meine eigne Verachtung verdiene! Meine Thränen

 sind

sind ausgetrocknet, und sie sollen nicht wieder fließen, wenn es mir das Leben kostet!

Nun wäre die Wunde zugeheilt, aber sie schmerzt noch, daß es mir die Sinne betäubt.

O warum habt ihr mir diese Wunde versetzt? aber ihr wußtet es nicht, daß ihr mir mein Leben verbittern würdet, sonst hättet ihr es gewiß nicht gethan. —

Nun Gottlob! Der Sturm in meiner Seele ist vorüber. Ich bin doch diesmal nicht so tief wie sonst herabgesunken, und habe mich ehr von meinem Falle wieder aufgerafft. Nun will ich aufs neue den festen Versuch fassen, mich nicht durch ähnliche Fälle, wie der heutige, so sehr niederschlagen zu lassen.

Den 21. März.

Die Wunde war nicht zugeheilt, wie ich glaubte. Jetzt wacht mein Unmuth wieder auf.

Kann mich das schon so betrüben, was andre vielleicht nicht achten würden, wie viele Thränen sind mir dann noch aufgespart! Und wie kömmt es denn, daß ich selbst im Trauren, diese Wonne, diesen Trost finde! —

Der Tag ist noch so heiter, und ich kann mich doch nicht dieses Tages freuen. Ach der Gedanke an ein mißlungnes Werk ist fähig unsre ganze Thätigkeit zu hemmen.

Wir

Wir verlieren die Freude an uns selbst, wenn uns unsre Arbeit nicht mehr gefällt, und haben wir diese verloren, so ist es aus mit unsrer irrdischen Glückseligkeit.

Wer gibt mir die Ruhe meiner Seele wieder, die ich seit gestern verloren habe?

Den 27. März Abends.

Diese vier Tage muß ich für verloren schätzen. Ich habe keine Freude darin genossen, und habe auch auf keine künftige Freude vorgearbeitet.

Ich habe mich fast bis zur äußersten Verzweiflung hinreissen lassen, ohne daß ich eine wirkliche Ursach dazu hatte.

Nun ist die anscheinende Ursach gehoben, und meine Ruhe ist vors erste wieder hergestellt, aber die vier verlornen Tage sind doch einmal dahin.

Indes will ich das nun gut seyn lassen, denn was hilfts mir nun, wenn ich mich auch noch so sehr darüber kränken wollte?

Aber doch ist es immer, als ob noch ein geheimer Kummer in meiner Seele verborgen liegt, der mir mein leben verbittern will.

Ich befürchte nehmlich, daß noch manche solche trübe Tage in der Zukunft meiner warten.

Um diesen einigermaaßen vorzubeugen, will ich bei allem, was ich thue, mehr auf die redliche Absicht, als auf den Erfolg sehen. Dies will ich mir von heute an zum Gesetz machen.

Ich will mir auch vornehmen, mich durch kleine Hindernisse nicht gleich von einer sonst nützlichen Sache abschrecken zu lassen.

Ich will den Gedanken zu verbannen suchen, als ob mir Unrecht geschiehet. Und doch ist es mir, als ob dies der Fall wäre, und als ob meine ganze Seele sich gegen das zugefügte Unrecht von Menschen empören wollte.

Durch diese vier mißvergnügten Tage habe ich wieder meiner Gesundheit merklich geschadet.

Aber nun will ich auch mein Leben nutzen, weil ich es habe, meine — — sollen nun wieder meine Lieblingsbeschäftigung seyn. Ich will dadurch selbst fromme Empfindungen in mir zu erwecken suchen.

Und von meiner redlichen Absicht überzeugt, will ich mich nicht mehr an die oft voreiligen Urtheile der Menschen kehren.

Sondern will meinen Weg gerade vor mich hingehen, und mich weder durch Lob noch Tadel, von der rechten Bahn ableiten lassen.

Mein Kummer ist mir doch nun wieder durch einen vergnügten Abend ersetzt worden. Das betrübt mich aber immer noch, daß ich diese vier Tage über betrübt gewesen bin, ohne gegründete Ursach dazu gehabt zu haben, indeß freuet es mich doch, daß ich anfange, aufmerksamer auf mich selbst zu werden.

7.

Waffen der Mystik gegen die Versuchungen zur Wollust.

Auszug aus einem Briefe des Hr. v. F . . .

den 14. Juni 1759.

Ihre Versuchungsgedanken betreffend, haben Sie sehr wohl gethan, solche in Einfalt an mich zu schreiben.

Schämen Sie sich nicht vor mir, wie könnte ich Ihnen meinen geringen Rath in einer Sache ertheilen, wann ich eben diese Sache nicht vorher auch erfahren hätte?

Die Versuchung, worüber Sie klagen, haben die grössten Knechte Gottes in ihrem Glaubensweg erfahren müssen.

Wann Sie der M. G. Lebenslauf ganz gelesen haben, werden Sie sich entsinnen können, daß sie meldet, wie eine Nonne, die sich eben dieser Versuchung wegen an einer andern ärgerte, und ferner ein alter treuer Diener Gottes damit befallen worden.

Bei diesen Umständen, muß man trachten, nicht den Gedanken geradezu zu widerstehen, welches selten gut von statten gehet, sondern sie fallen zu lassen,

lassen, also, daß man sich sachte davon abwendet, an etwas anders zu gedenken trachtet, und sich in der Gegenwart Gottes hält, hiermit kann man oft dem Versucher entrinnen.

Hält aber dieses nicht die Versuchung ab, noch alles nicht, was man dagegen vernimmt, so muß man es tragen so gut man kann, und sich von Zeit zu Zeit immer wieder davon ab und zu Gott wenden.

Diese Versuchungen wiederfahren den Seelen zu ihrer Prüfung auch oft, weil sie sich innerlich erhoben, oder der Gaben und Gnaden angemaßt haben; allein alsdann ist dieses der Koth den J. Chr. gleichsam den geistlich Blindgebohrnen auf die Augen leget, damit sie ihr Elend und Unvermögen sehen und erkennen sollen, und wissen, daß sie nichts als Elend und Verdorbenheit sind, Gott aber allein heilig ist.

Also lassen auch Sie sich diese Prüfung dienen, und solche Sie ja nicht abhalten, sich stets in der Gegenwart Gottes zu halten zu trachten, und zu allem und jedem dem Willen Gottes unterworfen zu bleiben.

Wie bist du sehend worden? fragten die Pharisäer den Blindgebohrnen, welcher antwortete: Koth legte er mir auf die Augen. Ihre Uebergabe muß auch dahin sich erstrecken, daß, nachdem Sie alles angewandt haben, was vermittelst der Gnade in Ihren Kräften stehet, und sie dessenohnge-

geachtet diese Gedanken nicht loß werden können, daß Sie sich der Gerechtigkeit Gottes aufopfern, um diese schwere Probe bis in Ihr Grab zu tragen.

Sie müssen sich aber hüten und getreu seyn, nicht darein zu willigen, und was wider Ihren Willen Ihnen begegnet, rechnet Gott Ihnen nicht zur Sünde.

Aeusserlich aber müssen Sie mit Weibspersonen allen vertraulichen Umgang vermeiden. Kennest du, spricht Thomas a Kempis, eine Gott ergebene Weibsperson, so befiehl sie Gott, und bleibe für Dich in der innern Stille und Einsamkeit ohne mit ihr vielen Umgang zu haben.

Hüten Sie sich sonderlich für jungen Weibspersonen, durch welche der Feind leicht Stricke der Versuchung uns zu legen pfleget.

Gott wird Sie schützen und erhalten, daß die Versuchung ein solches Ende gewinnet, daß dieselbe Ihnen an ihrem Seelenheil nicht schadet, und Sie solche ertragen können.

Es fallen mir zwei Begebenheiten dieser Versuchung wegen bei. Eine Person, die damit mit der größten Heftigkeit befallen wurde, belegte ihren bloßen Rücken mit frischen Brennesseln, welches aber die Versuchung vermehrte und noch weit heftiger machte, anstatt, daß sie glaubte, ihr Fleisch zu züchtigen und der Versuchung Einhalt zu thun. Diese Person aber hatte noch keine Erfahrung in den innern Wegen.

Die andre Begebenheit ist diese; Ein Frauenzimmer, die eine bejahrte Matrone war, und den Genuß der steten Gegenwart Gottes hatte, auch Erfahrung besaß, und dabei oft mit dieser Versuchung befallen wurde, sagte: sie sehe dise Versuchung an, wie eine Leibeskrankheit, deren man nicht loß werden könnte, wann sie käme, und die man in Gedult und mit Ueberlassung in den Willen Gottes tragen müßte.

Wann Sie es auch also machen, und Ihren Willen davon abziehen, wird dieses Ihnen nicht schaden, sondern in Erkenntniß Ihrer Nichtigkeit, Elends und Unvermögens Sie allmählig in der Demuth gründen. Hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebote, sagte der alte Tobias zu seinem Sohn.

In Ansehung Ihrer obengemeldeten Versuchung habe ich noch zu melden, daß, wann Gott zu Ihrer Demüthigung zulassen sollte, daß Sie in der Versuchung unterliegen und fallen sollten, (welches ich jedoch hoffe, daß es nicht geschehen werde) so müssen Sie nach Anweisung der bewährtesten und erleuchtesten geistlichen Führer, in Ihrem Fall weder liegen bleiben, noch sich lange damit aufhalten, Ihren Fehler zu betrachten, sondern Sie müssen sich geschwinde wieder aufraffen, und zu Jesu Ihre Zuflucht nehmen, Ihren Fehler vor dem Angesicht Gottes erkennen, bekennen und nicht bemänteln noch sich entschuldigen, auch müssen

Sie

Sie den innern Schmerz tragen und diese innere Pein sich so lange sie währen mögte, zernagen lassen, ohne was anders zu thun, als, daß Sie, wie vorher, sich in der Gegenwart Gottes stets und von neuem wieder zu halten trachten, und Ihre innere Uebungen wie vorher fortsetzen.

So wird ein solcher Fehler durch die rächende eifersüchtige Liebe Gottes vermittelst dieses innern Nagens und Schmerzens, selbst gereiniget werden; Sie werden hierdurch wieder die Gnade Gottes erlangen, und diese Demüthigung sammt den innern Nagen und Brennen wird verschaffen, daß Sie ihre Nichtigkeit und Ohnmacht zu allem Guten, tiefer erkennen, und sich künftig für den geistlichen Hochmuth und Erhebung des Herzens wegen der Ihnen verliehenen Gnaden, mehr hüten werden.

Gott allein kann Sie durch seine Gnade erhalten und bewahren, daher müssen Sie das Ansicht des HERRN suchen vermittelst des inneren Gebets und der Uebung der Gegenwart Gottes, wie sie in den Schriften der M. G. gelehret werden.

8.

Starker Glaube an die Kraft des Gebets.

Aus einem Briefe des Herrn von F.

den 21. Oktober 1768.

Die Frau G..., des seel. Hrn. M... Tochter, bedaure ich herzlich wegen ihrer Krankheit. Solche ist zwar durch die Nerven, wie die Medici urtheilen, allein nach meiner Meinung ist noch was anders, das die Nerven erreget, wovon ich aber weiter nichts schreiben werde.

Wann es eine Art von fallender Sucht ist, wird keine Brunencur sie heilen können. Gott allein kann sie heilen.

Sie muß in die Uebergabe an Gott völlig eingehen, sich seinem heiligen Willen unterwerfen, um diese Krankheit so lange zu dulden, als es sein heiliger Wille ist, der sie selig machen will, und zu diesem Ende ihr diese Krankheit zusendet.

Ich bete täglich, so wohl Tags als Nacht, für alle Freunde, und in meinem Gebet ist diese Frau G... allezeit eingeschlossen, wie auch die Ihrige, will sie sich von ganzem Herzen zu Gott wenden, und sich mit diesem meinem Gebet vereinigen, so wird vielleicht Gott ihr linderung verschaffen.

Meine ordentliche Stunde ist des Morgens von halb neun bis halb zehn Uhr, und des Nachts nach Mitternacht, welche letzte Stunde unbestimmt ist, je nachdem ich noch viel zu schreiben habe, doch insgemein von halb ein bis halb zwei Uhr.

Wann Sie sich schlaffen legt, kann Sie sich in Gedanken und im Geist, ehe Sie einschläft, mit meinem Gebet vereinigen, so wird es auch im Schlaf nach ihrem Glauben seine Wirkung haben, dann alles ist möglich dem, der da glaubet.

Morgens von halb neun bis halb zehn Uhr kann Sie sich mit meinem Gebet vereinigen, und in der Bibel und in M. G. Schriften lesen, und diese Stunde als Gott gewidmet im Gebet und lesen, und sich in Gottes Gegenwart zu halten, zubringen.

---

9. Rath

9.

Rath der Mystik
wider die Schwärmereien der Einbildungskraft.

Diesen Rath, welcher freilich sonderbar genug ist, enthält folgender Brief des Hrn. v. F . . . an einen seiner geistlichen Zöglinge, der ihm berichtet hatte, daß er eine Aenderung in seinem Innern erfahre, indem ihn eine Menge zerstreuender Gedanken beunruhigten. Er antwortet demselben darauf, daß auf die Tröstungen und Süßigkeiten jederzeit Trockenheiten und Zerstreuungen der Gedanken folgten, indem man über die flüchtige Einbildungskraft nicht Meister werden könne.

Dieses findet überhaupt im menschlichen Leben statt, und der Verfasser des folgenden Briefes scheint nicht Unrecht zu haben, wenn er den Grund davon darin sucht, daß man über die flüchtige Einbildungskraft nicht Meister werden könne. Denn das Würkliche und dessen Verhältniß gegen uns kann immer noch dasselbe seyn und gleichwohl einen ganz verschiedenen Eindruck auf uns machen, je nachdem unsre Einbildungskraft der Vorstellung von dem gegenwärtigen Würklichen andere angenehmere oder unangenehmere Vorstellungen an die Seite setzt, und sie hiermit vergleicht.

Je

Je eingeschränkter nun aber die Einbildungskraft bei einem Menschen ist, je mehr hält er sich bloß an die Vorstellung von dem gegenwärtigen Würklichen, je reger sie aber bei ihm ist, je mehr und öfter geht er davon ab.

Da nun die Schwärmerei der Mystik einen höhern als gewöhnlichen Grad von reger Einbildungskraft voraussetzt, indem sie doch, obgleich sie alle Bilder verdrängt wissen will, ja ihr Wesen darin hat, so ist ganz natürlich, daß sie sich hier auch am meisten äußern muß.

In der Mystik wird aber etwas als würklich angenommen, welches doch nichts weniger als würklich ist, sondern nur bloß in der Einbildung besteht, und wovon die Einbildung nicht abgehen soll.

Da das in der Mystik als würklich angenommene, welches wie ein Mittelpunkt festgesetzt worden, nichts körperlich merkbares an sich hat, sondern nur in einer dunkeln Empfindung besteht, und also das zarteste ist, was man sich nur denken kann; so muß es einem Mystiker erstaunend schwer werden, gerade die schon gehabte dunkle Empfindung wieder bei sich zu erwecken, wenn er durch seine flüchtige Einbildungskraft sich einmal von diesem Mittelpunkte verloren.

Es ist nun kein andrer Weg und kein anderes Mittel für ihn, als daß er den Weg, durch den er von seinem Standpunkte abgegangen, wieder

zu-

zurückgehe, und sich daher wieder etwas einbilde, dadurch er denn endlich dahin gelanget, daß er sich fest einbildet, er habe die verlorne Empfindung nun wieder, und sey also wieder auf dem rechten Wege.

Um aber recht sicher zu gehen, vertrauet er sich einem Führer an, der der Gegend und des Weges kundig; und auf diese Art giebt es eine eigene ordentliche Verfahrungsart in der Mystik, welcher nachzuspähen keine unnütze Beschäftigung für die Psychologie zu seyn scheint, in so fern die verschiedenen Arten von Selbsttäuschung dabei in Betracht kommen.

Herr von F . . . . aber lehret seinen Zögling also:

den 8. December 1769.

Sie schreiben, daß Sie seit zwei oder drei Wochen eine Aenderung in Ihrem Innern erfuhren, und eine Menge zerstreuender Gedanken Sie beunruhigten.

Auf die Tröstungen und Süßigkeiten folgen jederzeit Trockenheiten und Zerstreuungen der Gedanken, indem man über die flüchtige Einbildungskraft nicht Meister werden kann. Diese Abwechselungen werden Sie noch lange Zeit erfahren. Hierbei ist absolut nöthig, daß Sie nicht müde werden, noch sich abhalten lassen, die zum innern Gebet bestimmte Zeiten dennoch in der Gegenwart Gottes auszuhalten und in der Stille zu bleiben, sich so viel möglich immer wieder zu sammlen, auch wohl

wohl ein paar Blätter vor dieser Zeit in der H. Schriften zu lesen, der Friede wird schon wieder kommen. Dulden Sie diese Prüfung, wodurch Ihr innerer Grund stets mehr geläutert wird, und lassen sich ja nichts in der Welt abhalten, die zum innern Gebet bestimmte Zeiten in der Stille vor Gott zu bleiben, auszuüben und zu erhalten. Werden Sie von Ihren Berufsgeschäften, die Sie ja nicht versäumen müssen, davon abgehalten, so holen sie diese Zeit nach, auf eine andre Zeit des Tags.

Sie werden erfahren, daß, wann sie hierin getreu sind, und in den Zerstreuungen die bestimmte Zeit des innern stillen Gebets doch aushalten, daß Ihnen für die übrige Zeit des Tags unter den Geschäften doch eine verborgene Salbung und Sammlung bleiben wird, daß Sie werden ruhig seyn und Ihre Geschäfte in dem Willen Gottes vollbringen können, und daß die göttliche Gnade in Ihnen erhalten wird. Wollten Sie aber ohne Noth, noch daß die Berufsgeschäfte es erfordern, die zum innern Gebet bestimmte Zeit vernachlässigen, so würde alles verloren gehen, und Sie nach und nach wie eine Schnecke austrocknen, daß Sie zuletzt alles innere Gebet verlieren, und wieder zur Welt kehrten, wofür Sie die Erbarmung Gottes bewahren wird.

Ihre Fehler betreffend, so seyn Sie ja getreu, solche nicht bemänteln zu wollen, und sind solche so,

so, daß Sie damit andre beleidigen, so machen Sie es gut damit, daß Sie solche und das Aergerniß abbitten, diese Demüthigung wird Ihr Inneres fördern.

9. Kommt Ihnen in Gedanken, Sie hätten in diesem oder jenem gefehlet, so ergreifen Sie diese Gedanken gleich, und hören die Entschuldigungen anderer darauf folgender Gedanken, die nur von der Eigenliebe und Furcht für Beschämung und Demüthigung kommen, nicht an, sondern sprechen: ja ich habe gefehlet. Bringen Sie diesen Fehler vor Gott, und bitten Sie Ihn, Sie davon zu reinigen, worauf Sie ruhig werden werden, und dann halten Sie sich nicht länger bei den Fehlern auf.

Seyn Sie aber höchstens getreu, allen innern Anforderungen Gottes, dieses und jenes zu thun oder zu lassen, genau nachzukommen, ohne welches Ihr Inneres nicht zunehmen wird.

v. F.

10.

Erinnerungen aus den frühesten Jahren der Kindheit.

1.

Daß gewisse Momente in der Kindheit gleichsam ein Erwachen aus einem Schlummer sind, scheint aus Folgendem zu erhellen.

Als ich zwei Jahr alt war, wohnten meine Eltern den Sommer über in Pyrmont. In demselben Hause wohnte auch ein Schuster, welcher fast alle Abend nach der Arbeit mich auf den Arm nahm, und mit mir spatzieren gieng.

Dies weiß ich nur aus der Erzählung meiner Eltern, und besinne mich nichts davon.

Als aber eines Abends die Allee bei dem Gesundbrunnen erleuchtet war, so ging dieser Schuster mit mir auf die gewöhnliche Art nach einer Anhöhe, wo man dieses Schauspiel ganz übersehen konnte.

Dieses einzigen Umstandes erinnere ich mich mit Ausschliessung alles Uebrigen, mit der größten Lebhaftigkeit und Deutlichkeit.

Es war das erstemal in meinem Leben, das ich so etwas sah, ich wurde damit überrascht, und die Erinnerung ist mir noch so, als wenn ich zwischen einem Schlummer einmal erwacht, und dann plötzlich wieder eingeschlafen wäre. In diesem Mo-

Momente aber war mir alles neu, und ich wußte doch alles zu unterscheiden!

Es war angenehmes Wetter; das rings umher verbreitete Dunkel machte mit den Lichtern in den grünen Bäumen einen schönen Kontrast, so wie auch die von den Lichtern in der Stille der Nacht herschallende Musik —

Es war, als ob mich einer durch die Luft dahin ziehen wollte, aber der Schuster ging wieder mit mir zurück.

Der Schuster mit seiner Gestalt, seiner Kleidung, seinem schlotternden Schurzfell, ist mir noch wie gegenwärtig. Auf den Rückweg aber kann ich mich nicht bis dahin besinnen, daß wir wieder zu Haus gekommen, auch sonst nicht weiter auf den Schuster und den Ort; obgleich meine Eltern nachher noch da gewesen sind, und der Schuster mich alle Abend auf seinem Arm herumgetragen hat.

Es scheint mir indessen merkwürdig, daß ich aus diesem Zeitpunkt meiner ersten Lebensjahre gerade dies im Gedächtniß behalten habe, und zwar nicht die Hauptsache allein, sondern mit ihr alle Nebensachen.

Meine Eltern haben mir nachher auch nicht etwa davon vorgeredet, daß ich es daher ins Gedächtniß bekommen hätte. Sie haben sich aber, seitdem ich es erzählen können, zum Höchsten darüber gewundert, indem sie es in allen Punkten wahr befunden.

Es

Es hat diese Sache aber einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich nicht nur nachher zum öftern davon geträumt, sondern mir auch, nachdem man mir vom Himmel und Paradiese vorgesagt, diese Oerter nicht anders als unter einer solchen Erleuchtung habe denken können.

2.

Folgende Erinnerung von meinem vierten bis fünften Jahre ist mir noch recht lebhaft und scheint mir wegen der Ideenverbindung in der Kindheit merkwürdig.

Meine Eltern wohnten zu H.... in einem Brauhause, ganz oben unmittelbar unter dem Kornboden, auf welchem fast alle Tage das Korn umgestochen und Säcke mit Korn niedergeworfen wurden.

Dieses erschütterte öfters unsre ganze Wohnung, und einmal so, daß ein großes Stück Mauer in unsrer Kammer einstürzte.

Wir liefen gleich hinzu, und ich sahe diese Zerstörung, und meine Mutter mit aufgehobenen Händen dabei stehen, welche ganz erschrocken war, und mit einer mir furchtbaren Mine und Stimme sagte: Mein Gott! wer hier gestanden hätte, den hätte dies Stück Mauer auf der Stelle todt geschlagen!

Diese Worte, die Mine und Stimme, mit welcher sie sie aussprach, und das dabei liegende große Stück Mauer machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich nachher der Festigkeit des ganzen Hauses nicht mehr trauete, und bei jedesmaligem Lärm auf dem Boden und Erschütterung unsrer Wohnung, wegen der Unsicherheit und Gefahr meines Lebens oft stundenlang weinte.

Da ich nun aber einmal die Möglichkeit gesehen hatte, daß von dem Hause etwas losgehen konnte, so setzte sich neben der Idee, daß es nicht aus einem Stücke bestehe, sondern von mehrern zusammengesetzt sey, auch die Idee bei mir fest, daß es mit dem Hause wie mit einem Thiere oder einer Pflanze, und ein Theil dem andern nothwendig wäre, so daß die Verletzung des einen Theiles den Untergang des Ganzen nothwendig nach sich ziehen müsse.

Als meine Mutter nun einsmals mit mir aus gewesen war, und wir wieder ins Haus kamen, so war unter der Zeit die unterste Stufe von der Treppe, welche wir ersteigen mußten, weggenommen, um ausgebessert zu werden.

Dies sahe ich nun erstlich mit der größten Verwunderung und Bestürzung an; denn ich konnte nicht begreifen, wie es möglich sey, daß die übrigen Stufen der Treppe, die Theile des Hauses, welche mit dieser in Verbindung standen, und überhaupt das ganze Haus nun ferner noch einen Augenblick

blick stehen konnten, da die unterste Stufe der Treppe fehlte.

Mir wurde nun bange, ich fing an zu weinen, und wollte wieder zum Hause hinaus; denn der Einsturz des ganzen Hauses schien mir doch nun einmal unvermeidlich. Aber meine Mutter nahm mich mit Gewalt auf den Arm und stieg mit mir auf die folgende Stufe der Treppe, und so weiter bis zu unserer Wohnung hinauf, indes ich bei jedem Tritt den Einsturz der Treppe und des ganzen Hauses mit Todesangst befürchtete.

Wie wir nun doch einmal oben waren, so kam es mir zwar wunderbar vor, daß der Einsturz des Hauses noch immer nicht erfolgte, aber ich wurde doch nicht eher ruhig bis ich sahe, daß die unterste Stufe wieder da war.

In diesem Hause brachte ich nun, seitdem das Stück Mauer in unsrer Kammer eingestürzt war, keinen Tag ohne Furcht zu.

Dieß dauerte wohl zwei Jahr, da denn meine Eltern sechs Meilen weit von dieser Stadt wegzogen.

Bei dieser Gelegenheit aber hatte ich noch erst wegen meiner Furchsamkeit einen äußerst harten Stand. Denn wir fuhren diese sechs Meilen auf einem Frachtwagen, welcher hoch bepackt war, und auf welchem Gepäcke wir oben aufsaßen.

Hier saß ich nun zwar so, daß ich mich wegen des Herunterfallens sicher glaubte, aber nun trat ein andrer gefährlicher Umstand ein.

Wenn nehmlich der Wagen ein wenig schief gieng, so befürchtete ich dessen Umsturz und fieng daher laut an zu schreien, rief dem Fuhrmann zu und bat ihn flehentlich, stille zu halten.

So oft ich nun aber schrie, machte mich meine Mutter mit dem Scheuwerden der Pferde bange, und machte mir eine so erschreckliche Beschreibung davon, daß ich dieserwegen nicht weniger als wegen des Umwerfens, und also auf diesem ganzen Wege in einer doppelten Furcht schwebte, weil ich, wenn der Wagen schief gieng, mich selbst zu schreien fürchten mußte, um die Pferde nicht scheu zu machen.

Wie wir nun an Ort und Stelle waren, so fielen zwar die furchterregenden Dinge weg. Es war auf dem Lande, wir wohnten in einem Bauerhause an der Erde, über unsrer Wohnung war kein lärmiger Boden, die Idee von dem Einstürzen des Hauses kam mir aus dem Sinn; ich kam unter mehrere Kinder, sah diese gefährliche Dinge vornehmen, und wurde ziemlich furchtloß.

Die Bilder aber von dem eingestürzten Stück Mauer, und dem Frachtwagen, haben sich nachher meiner Vorstellung beständig wieder aufgedrängt, so oft ich durch etwas in Furcht oder Schrecken gesetzt worden bin.

3. Be

31

Besonders auffallend ist es mir, daß ich in meiner Kindheit immer eine Aehnlichkeit unter den Sachen und ihren Namen suchte.

Daher kam es, z. B. daß ich roth immer blau nannte. Denn weil roth die Farbe des Bluts ist, und dies im Plattdeutschen Blaut genannt wird, so hielt ich es wahrscheinlicher Weise für natürlich, der Farbe des Bluts auch die Benennung zu geben, die dem Namen des Bluts am ähnlichsten war; dahingegen ich, da ich doch einen Unterschied in Ansehung der Farben machte, blau roth nannte, mich aber übrigens durch nichts von meiner Benennung abbringen ließ.

Eben so hartnäckig nannte ich die Flöte Hobo und die Hobo Flöte; welches ganz wahrscheinlich daher rührt, weil zwischen dem Laut des Worts Hobo und dem vollen sanften Laut der Flöte in den untern Tönen, welche mir besonders gefielen, und zwischen dem Worte Flöte wegen des zugespitzten ö, und dem schneidenden Tone der Hobo wirklich einige Aehnlichkeit statt zu finden scheint.

K. St.

II.

Fragment aus dem vierten Theil von Anton Reisers Lebensgeschichte.

Hier nahm nun die Idee des ruhigen Bleibens auf einmal wieder so sehr bei ihm die Oberhand, daß er jetzt, in seinem neunzehnten Jahre, an seinen Freund in H . . . . schrieb, er hoffe und wünsche nunmehr den Rest seiner Tage in Erfurt zu beschließen.

Seine lernende Laufbahn sollte nehmlich hier unmittelbar in die lehrende übergehn, und so sollte das Ziel aller seiner Wünsche und Hofnungen dann erreicht seyn. — Auf alles übrige Glänzende glaubte er nun Verzicht gethan zu haben, und alle die schimmernden Theaterphantasien schienen auf eine Zeitlang aus seinem Kopfe verschwunden zu seyn.

Er war nun doch auf einmal in eine neue Welt versetzt, und hatte gegen seinen Aufenthalt in H . . . . immer erstaunlich viel gewonnen.

Wenn er auf den Wällen von Erfurt um die Stadt spatzieren gieng, so fühlte er lebhaft, daß er durch eigne Anstrengung sich aus seinem unerträglichen Zustande gerissen, und seinen Standpunkt in der Welt aus eigner Kraft verändert hatte.

Wenn

Wenn er dann die Glocken von Erfurt läuten hörte, so wurden allmählig alle seine Erinnerungen an das Vergangene rege — der gegenwärtige Moment beschränkte sein Daseyn nicht — sondern er faßte alles das wieder mit, was schon entschwunden war.

Und dies waren die glücklichsten Momente seines Lebens, wo sein eigenes Daseyn erst anfing ihn zu interessiren, weil er es in einem gewissen Zusammenhange, und nicht einzeln und zerstückt, betrachtete.

Das Einzelne, Abgerissene und Zerstückte in seinem Daseyn, war es immer, das ihm Verdruß und Eckel erweckte. —

Und dieß entstand so oft, als unter dem Druck der Umstände seine Gedanken sich nicht über den gegenwärtigen Moment erheben konnten. — Dann war alles so unbedeutend, so leer und trocken, und nicht der Mühe des Denkens werth. —

Dieser Zustand ließ ihn immer die Ankunft der Nacht, einen tiefen Schlummer, ein gänzliches Vergessen seiner Selbst wünschen — ihm kroch die Zeit mit Schneckenschritten fort — und er konnte sich nie erklären, warum er in diesem Augenblicke lebte.

Im Anfange seines Aufenthalts in Erfurt waren dieser Augenblicke nur wenige — er übersah das Leben immer mehr im Ganzen — die Ortsveränderung war noch neu — seine Einbildungskraft

kraft war durch das Immerwiederkehrende noch nicht gefesselt. —

Dieß Immerwiederkehrende in den sinnlichen Eindrücken scheint es vorzüglich zu seyn, was die Menschen im Zaum hält, und sie auf einen kleinen Fleck beschränkt. — Man fühlt sich nach und nach selbst von der Einförmigkeit des Kreises, in welchem man sich umdrehet, unwiderstehlich angezogen, gewinnt das Alte lieb, und flieht das Neue — es scheint eine Art von Frevel, aus dieser Umgebung hinauszutreten, die gleichsam zu einem zweiten Körper von uns geworden ist, in welchen der erstere sich gefügt hat.

Reisers Wohnung auf der Kirschlache hatte selbst, so schlecht sie war, etwas Anziehendes für ihn — es war eine Reihe kleiner Häuser, längst einem kleinen Kanale hingebaut — es war doch keine ganz eingeengte Straße, sondern das vorüberfließende Wasser, und selbst die Kleinheit der Häuser trugen dazu bei, dieser Gegend der alten Stadt ein freieres, ländliches Ansehn zu geben.

Hinter dem Hause war gleich die alte Stadtmauer, von welcher man die Aussicht nach dem Kartheuserkloster hatte.

Die Mauer war oben zum Theil mit Graß bewachsen, und an verschiedenen Orten halb eingefallen, so daß man bequem hinaufsteigen konnte. Man hatte die Aussicht über die Gärten nach dem Karthäuserkloster hin, so etwas Romantisches,

das

das Reisen unwiderstehlich anzog, und seine Blicke auf jenen stillen Sitz der Einsamkeit heftete, nach welcher er eine heimliche Sehnsucht empfand. —

Da das Gebäude seiner Phantasie gescheitert war, und er die geräuschvollen Weltscenen weder im wirklichen Leben, noch auf dem Theater hatte durchspielen können, so fiel er nun, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, mit seiner ganzen Empfindung auf das andere Extrem.

Ganz von der Welt vergessen, von Menschen abgeschieden, in der stillen Einsamkeit seine Tage zu verleben, hatte einen unaussprechlichen Reiz für ihn — und diese Abgeschiedenheit erhielt in seinen Gedanken einen desto höhern Werth, je größer das Opfer war, das er brachte. — Denn das, worauf er Verzicht hat, waren seine liebsten Wünsche, die in sein Wesen eingewebt schienen. —

Die Lampen und Kulissen, das glänzende Amphytheater war verschwunden, die einsame Zelle nahm ihn auf. —

Die hohe Mauer, welche das Karthäuserkloster umschließt, das Thürmchen auf der Kirche, die einzelnen Häuschen, die innerhalb der Mauer in einer Reihe nach einander stehn, und wovon jedes durch eine Mauer vom andern abgesondert, ein eigenes Fleckchen zum Garten hat; dies alles macht einen sehr interessanten Anblick, und diese Höhe der Mauer, diese einzelnen Häuser, und diese Gärtchen dazwischen, bezeichnen sehr auffallend und bedeutend

die

die Einsamkeit und Abgeschiedenheit der Bewohner dieses Orts.

So oft die Glocke auf dem Thürmichen angezogen wurde, tönte sie in Reisers Ohren, wie die Sterbeglocke aller irrdischen Wünsche und Aussichten, in die Zukunft dieses Lebens. —

Denn hier war nun das Ziel von allem — nie durfte der Fuß des Eingeweihten wieder aus den Bezirk dieser Mauren treten — er fand hier seine immerwährende Wohnung, und sein Grab. —

Das Geläute der Kartheuser wird noch mehr durch die Art, mit der es geschieht, und durch seine Langsamkeit traurig und melancholisch. —

So wie nehmlich die Kartheuser sich auf dem Chor versammlen, thut jeder nach der Reihe einen Zug an der Glocke, und nimmt darauf seinen Platz ein, bis alle vom Aeltesten bis zum Jüngsten hereingetreten sind.

Nun horchte Reiser auf den Schall dieser Glocke zuweilen in der stillen Mittagsstunde, zuweilen um Mitternacht, oder bei frühem Morgen, und jedesmal erneuerte sich der Eindruck davon so lebhaft in seinem Gemüthe, daß immer das ganze Bild der Einsamkeit und Stille des Grabes mit erwachte. —

Es kam ihm vor, als ob diese abgeschiedenen Menschen ihren eigenen Tod überlebten, in ihren Gräbern umher wandelten, und sich einander die Hände reichten —

Mit

Mit dieser Idee wurde er nach und nach so vertraut, und sie wurde ihm so lieb, daß er sie manchmal um die angenehmsten Aussichten in das Leben nicht hätte vertauschen mögen.

Er hatte nun auch wieder einen Brief von Philipp Reiser aus Hannover erhalten, der eben so wie ehemals die Gespräche desselben, statt einer besondern Theilnehmung an seines Freundes Schicksale, eine etwas weitläuftige Schilderung seiner damaligen Liebe enthielt, und wie weit er nun schon in dieser Liebe gekommen sey, und was ihm noch für Hindernisse im Wege ständen.

Demohngeachtet trug Reiser diesen Brief beständig bei sich, und laß ihn zum öftern durch, weil Philipp Reiser doch sein einziger Freund war.

Ohnweit der Kirschlache war ein angenehmer Spaziergang, wo zwischen grünem Gebüsch im Thale sich ein klarer Bach ergoß. — Die Aussicht war rund umher gehemmt, und man befand sich in einer reitzenden Einsamkeit. —

Hier brachte Reiser manche Stunde auf den grünen Rasen am Ufer des Baches zu, und dachte über sein Schicksal nach, und wenn er zu denken müde war, so laß er den Brief seines Freundes durch, den er, so wenig ihn auch der Inhalt interessirte, am Ende fast auswendig lernte — denn er hatte doch einmal nichts zu lesen, was ihm näher gewesen wäre, als dieser Brief.

Dazu

Dazu kam noch der Umstand, daß Philipp Reiser aus Erfurt gebürtig war; sie hatten also beide ihre Vaterstädte vertauscht — und Anton Reiser befand sich nun auf demselbigen Fleck, wo sein Freund die ersten Tage seiner Jugend verlebt, und die ersten Eindrücke von der ihn umgebenden Welt erhalten hatte.

Er durchlebte hier in Gedanken Philipp Reisers Kinderjahre, und verdoppelte sich in ihm, wenn er in dem Thal am Bache saß, und seinen Brief laß, der ihm denn sein ganzes Wesen wieder in Erinnerung brachte.

Darum war ihm unter den Studenten auch O . . . . so lieb, der Philipp Reisern in Erfurt noch gekannt hatte, und mit dem er sich am öftersten von ihm unterredete.

Dieser O . . . . war damals ein junger, liebenswürdiger Schwärmer, vor seiner Phantasie schwebte noch der jugendliche Lebensreiz, und ihn beseelten hohe Freundschaftsgefühle — zuweilen lief ein klein wenig Affektation mit unter, im Grunde aber hatte er wirklich ein gefühlvolles Herz.

An ihm fand Reiser seinen Mann, und ruhte nicht eher, bis er an einem Sonntage mit ihm in die Kartheuserkirche gieng; denn allein hatte er sich, weil es ihm zu auffallend schien, noch nicht getraut, hineinzugehen.

Sie hatten sich unterwegens von der Nichtigkeit und Kürze des Lebens unterhalten, wobei zu be-

bemerken ist, daß Reiser damals neunzehn und D . . . zwanzig Jahr alt war, und wußten nicht, was sie mit dem Rest ihrer Tage anfangen sollten, als sie in dem Kloster anlangten, und in die Kirche traten, welche schon durch ihre leeren weißen Wände, und den einsamen Chor die Stille des Grabes predigte.

Die Kirche wird nehmlich außer den Karthäusern selber fast von niemand besucht, und weil keine Gemeinde dazu gehört, so ist hier auch weder Kanzel noch Stühle oder Bänke, sondern nichts als die leeren Wände und der flache Boden, welches dieser Kirche, bei dem dämmernden Lichte, das von oben durch die Fenster fällt, ein sehr ernstes und melancholisches Ansehn giebt.

D . . . und Reiser knieten ganz allein an einem Pult vor dem Chore, als die weißgekleideten Mönche einer nach dem andern hereintraten, und jeder sich bückend seinen Zug an der Glocke that.

Sie setzten sich an ihre Pulte auf dem Chor und stimmten ihren Bußgesang in tiefen, traurigen Tönen an — bald standen sie auf und sangen Hymnen, die traurig zurück erschallten; dann fielen sie auf ihr Angesicht, und flehten in tiefen klagenden Tönen um Erbarmung. —

Ganz an dem einem Ende des halben Zirkels stand ein Jüngling mit blassen Wangen von ausnehmend schöner Bildung — Reiser konnte seine

Augen nicht von den seinigen wenden, die er andachtsvoll gen Himmel schlug. —

O . . . kannte diesen Unglücklichen, der in den Orden der Karthäuser getreten war, weil der Bliz seinen Jugendfreund an seiner Seite erschlagen hatte — und Reisern schwebte das Bild dieses Jünglings von nun an beständig vor der Seele. —

Halbe Tage brachte er auf der alten Mauer hinter seiner Wohnung zu, und sehnte sich in den Bezirk jener stillen Mauren hin, die seiner Meinung nach eine ganze Welt mit allen ihren Täuschungen und Blendwerken ausschlossen. —

Mit jenem Jüngling wollte er dort verblühen, und dem Grabe zuwelken — dort wollte er selber sein einsames Gärtchen bauen, — den sanften Strahl der Abendsonne in seiner Zelle begrüßen — und allen irrdischen Wünschen und Hofnungen entnommen mit Ruhe und Heiterkeit dem Tode entgegen sehen.

Als er schon einige Tage in diesen Gedanken vertieft gewesen war, kam O . . . zu ihm und sagte, daß die Studenten in Erfurt willens wären eine Komödie zu spielen, und daß einige Rollen noch unbesezt wären. — — —

12.

Die Würkungen der äußern Sinne in psychologischer Rücksicht.

Ueber das musikalische Gehör.

Unter musikalischem Gehör denkt man sich gemeiniglich das Vermögen ein gewisses Verhältniß unter den Tönen wahrzunehmen, und zwar so deutlich, daß man es nachher immer richtig wieder außer sich hervorbringen kann.

Es ist in Ansehung des Gehörs dasjenige, was man in Ansehung des Sehens ein richtiges Augenmaaß und in Ansehung des Gefühls ein feines Gefühl nennt.

So wie das Auge ein gewisses Verhältniß unter den sichtbaren Dingen in Ansehung der Größe und Farbe, und das Gefühl ein solches in Ansehung der Schwere und des Harten und Weichen findet, so findet es das Ohr unter den Tönen in Ansehung ihrer Dauer, Höhe und Tiefe.

Um sich nun von der Richtigkeit eines Verhältnisses zu überzeugen, hat man für die Größe Maaßen und für die Schwere Gewichte erfunden,

und sie dadurch mehr zu Gegenständen des Verstandes gemacht.

Dies findet aber in Ansehung der Farbe, des Gefühls von Hart und Weich, und der Töne nicht statt.

In Ansehung der leztern scheint es bloß auf die richtige Bemerkung des Eindrucks anzukommen, welchen ein Ton, der gehört wird, gegen einen der schon gehört worden, auf uns macht.

Hierbei müssen wir bemerken, daß zuweilen selbst Kinder dieses Verhältniß richtig wahrnehmen, da hingegen manchmal erwachsene Personen ihres guten Verstandes ohngeachtet es nicht im Stande sind.

Daß es nun bei leztern daran liegen müsse, daß sie nicht eines so starken Eindrucks fähig sind, welcher vermögend wäre, durch die Empfindung in den Verstand zu dringen, und sich da dem Gedächtniß einzuprägen, scheint außer Zweifel zu seyn.

Da man diesen Menschen aber doch keinesweges Empfindung absprechen kann, da sie öfters wohl empfindsamer sind, als andere, so scheint der Unterschied darin zu liegen, daß sie mittelbar durch den Verstand empfinden, weil die Dinge, die sie erkennen und einsehn, erst einigen Eindruck auf sie machen; und daß so, wie bei jenen der Eindruck durch die Empfindung auf den Verstand, bei diesen durch den Verstand auf die Empfindung würkt.

Auf-

Auffallend ist die körperliche Bewegung bei der Musik, welche man schon oft bei kleinen Kindern wahrnimmt, die sich auf eine freudige Art heben, wenn sie eine ihnen angenehme Musik hören.

Der Schall scheint gleichsam in dem Gehöre einen Punkt zu finden, wo er zurückprallt, eine andere Richtung nimmt, wodurch er sich im Körper verbreitet, und daselbst eine ihm gleichförmige Bewegung verursacht, welche sich außerhalb des Körpers dem Auge darstellt.

Der Takt scheint auf den ersten Anblick eine Sache zu seyn, die bloß den Verstand angeht, wenn man ihn aber näher betrachtet, so scheint er dem Verstande nur mehr anzugehen, als die Bemerkung des Verhältnisses der Töne in Ansehung ihrer Höhe und Tiefe.

Wenn bloß ein guter Verstand dazu gehörte, einen richtigen Takt zu halten, so müßte ein jeder, der jenen hätte, auch dieses können.

Nun findet man aber Leute, die jenen besitzen, und dieses doch nicht lernen können; und man kann es bald merken, wenn sie es zu können scheinen, daß es doch nicht andem ist, indem man an ihrem Ausdruck hört, daß sie die Nothwendigkeit davon nicht wirklich in sich fühlen, sondern dieses Gefühl nur affektiren.

Ein wahrer Musikus aber braucht seinen Verstand nicht anzustrengen, um ein richtiges Zeitmaaß zu beobachten, sondern sein Gefühl hält ihn schon

schon dazu an, er kann nicht anders, es ist ihm nothwendig; er findet sich gleichsam wie ein Uhrwerk aufgezogen, wenn von einem Stücke in der Musik nur der erste Takt angegeben worden, daß es ihm fast nicht möglich ist, geschwinder oder langsamer zu singen oder zu spielen, als es einmal angefangen.

Der Verstand aber bemerkt die Ordnung, die dadurch in der Musik liegt, und abstrahirt sie von dieser.

Da er nun hierin dasselbe Verhältniß der Theile zum Ganzen findet, welches er in dem Größenmaaß und Gewichte antrift, so setzt er es mit diesem in eine Klasse, ohne den Unterschied zu machen, daß das Maaß der Größe und Schwere in sichtbaren bleibenden Dingen besteht, und der Takt hingegen weder sichtbar noch bleibend ist, sondern sein Wesen in etwas andern haben muß, welches denn wohl nichts anders als die Empfindung seyn kann.

Das Verhältniß der Töne in Ansehung ihrer Höhe und Tiefe aber selbst kann er nicht von der Musik abstrahiren, und macht nun einen Unterschied in diesem Verhältniß und dem in Ansehung ihrer Dauer, und eignet die Bemerkung des erstern der Empfindung und des letzten dem Verstande zu, da doch das letztere nicht weniger die Empfindung angeht als das erstere, sondern sich nur abstrahiren und daher mit dem Verstande begreifen läßt.

Dieser

Dieser Takt ist ja auch in dem großen Ganzen der Natur gegründet, von dem Lauf der Weltkörper bis auf den Lauf des Bluts in unsern Adern. Nichts kann dagegen angehen, wie die Ursache so die Wirkung.

In der Bewegung aber die wirklich aus der Natur des Menschen ihren Ursprung hat, worin er gleichsam sein Wesen abdruckt, da muß auch dieser Takt sich zeigen. —

Wenn der Musikus mit dem Gehöre ein gewisses Verhältniß der Töne bemerkt, so bemerkt er dieß eigentlich nicht außer, sondern in sich. Er ist eigentlich das Instrument, welches gespielt wird. Ohne Gehör ist kein Ton zu denken.

Das Verhältniß der Töne aber untereinander ist keinesweges willkührlich, sondern in der Natur gegründet, welches der Monochord auch dem Auge zeigt.

Und die Verhältnisse, welche in Ansehung der Größe in verschiedenen Graden dem Auge angenehm oder unangenehm sind, sind es auch in Ansehung der Töne dem Ohr. — Dies scheint zu weitern Untersuchungen Anlaß zu geben.

K. St.

13.

Sprache in psychologischer Rücksicht.

Die Idee des Fallens wird in unserer Sprache durch alle die verwandten Begriffe, die sich daran knüpfen, mit einer bewundernswürdigen Einfachheit durchgeführt. —

Der dem Fallen so nah verwandte Begriff des Fehlens wird auch beinahe mit eben dem Laute bezeichnet, nur daß der Ausdruck weniger schnell, und durch das dehnende h gehemmter ist. —

Was im Gewande zusammen fällt, heißt Falte — Dem Fall ist gleichsam seine Grenze vorgeschrieben — Ein Ganzes faltet sich — es fällt zusammen gleichsam mit dem Vorbehalt, sich wiederum auszudehnen, sobald es will. — Das hemmende t am Ende giebt erst dem Worte sein Gepräge — der negative Begriff des Fallens wird positiv.

So schießt der Falk auf seinen Raub. — Der Begriff des Fallens verbindet sich mit der Idee von Kraft, die ihn beseelet; das k am Ende hemmt den Fall, und setzt ihn in die Macht des aus der Luft herabschießenden Räubers, der davon seinen Nahmen führt.

Man denkt sich das, was liegt, als wie gefallen; die flache Ebne heißt das Feld. — Das d am

am Ende hemmt nur schwach den Fall. Doch ist diese Hemmung sehr bezeichnend, man nennt nehmlich das ein Feld, was in einer Einfassung, in einer gewissen Begrenzung vor dem Blick sich senkt, und flach scheint, es mag nun auf einer Anhöhe oder in der Ebne liegen.

Was aber emporstehend und dennoch schwer fallend sich niedersenkt, heißt Fels — Das Feld liegt da — der Fels aber steht und steigt empor. — Das s am Ende hebt gleichsam den Fall, und dieser einzige Laut erweckt eine Menge Nebenbegriffe, welche unvermerkt an die bezeichnete Sache erinnern.

Zur
Seelenzeichenkunde.

M . . . in R. — Man nannte ihn immer den Jupiter, wegen der auffallenden Aehnlichkeit seines Kopfes mit dem Kopfe des Jupiters, so wie die Alten ihn sich dachten und bildeten. —

Nichts als eine gar zu sehr hervorstehende Unterlippe und hervorstehendes Kinn machten die Bildung unvollkommen. —

In seinem Wesen schien kein einziger falscher Zug seyn, alles schien an ihm zu sagen, das er der Falschheit nicht bedürfe. —

Der edlere Theil seines Wesens zeichnete sich bis auf die Unterlippe, von da an senkte sich alles zum thierischen Genuß. —

Es kann wohl nicht leicht eine Bildung geben, wo der Ausdruck der ganz thierischen Natur, so stark und nahe, an den Ausdruck des Erhabensten grenzt. —

Der Vater der Götter und Menschen ist zum Stier geworden.

Am Morgen hebt sich M . . . bis zu der zartesten Empfindung in der Kunst empor — am Abend sucht er wieder geflissentlich das ganz Platte, Grobe und

und Gemeine im Umgange, und fühlt sich glücklich dabei.

In die menschlichen Verhältnisse kann er sich nicht fügen, und glücklicherweise setzt seine Lage ihn in den Stand, daß er es nicht braucht. —

Wenn er etwas beweisen und demonstriren will, so hat er eine Bewegung mit der Hand und dem Arme an sich, womit er allen Widerspruch weit von sich wegschleudert.

Um den Mund bildet sich zuweilen der sanfteste Zug, den man sich nur denken kann, und zuweilen bezeichnet sich darin Erschlaffung, Unempfindlichkeit, und Gleichgültigkeit in hohem Grade — gleichsam als ob hier die Extreme zusammentreten.

M . . . war von Kindheit auf kühn in Gefahren, und hat doch überhaupt eine große Furcht vor dem Tode — es schmerzt ihn immer, wenn er denkt, daß er sterben könne, ehe er sein Werk vollendet hat. —

Er kann wie der subtilste Metaphysiker über die abstraktesten Dinge nachdenken; aber wenn er es thut, so schämt er sich darüber.

Von feinen Dingen redet er gern mit groben Ausdrücken — er spricht einen mäßigen Baß; seine Stimme hebt sich gar leicht, und wird aufrührisch.

Er kann gar keinen Reverenz machen — Eine spöttische Miene ist ihm nicht wohl möglich — sie ist zu klein für die Züge seines Gesichts.

Jede

Jede Art eines entbehrten Genusses bezeichnet er durch eine Pantomime, als ob ihm der Mund wässericht würde, welches sich sehr widrig ausnimmt.

Wenn er nichts hat, so borgt er von aller Welt, und wenn er hat, so leihet er aller Welt.

Seine Affektation ist, daß er bei jeder Gelegenheit den Weintrinker spielen, und manchmal ein rechter lüderlicher Kerl scheinen will. — Es freuet ihn, von dem Mangel des Weins, als dem höchsten menschlichen Unglück zu reden.

Er hat eben nichts lächerliches an sich, weil er gemeiniglich eher über sich lacht, als andere über ihn lachen.

Wenn er in der Liebe schwärmt, so ist er ein liebenswürdiger Thor — er muß dann auch einen Vertrauten haben, dem er seinen Zustand klagt. —

Ueberhaupt ist er vertraulich, gesellig und dienstfertig — aber etwas Bequemlichkeit liebend — dieß leztere nimmt immer bei ihm zu, da er die menschlichen Verhältnisse flieht, und also in keinen Zustand kömmt, der ihn halb wider Willen hinaufzieht. —

Wird er demohngeachtet aus eignen Kräften steigen? — oder sinken? — —

3.

---

2. Zeich-

2.

Zeichnung jugendlicher Charaktere.

B. zwölf Jahr alt, hat ein zärtliches Herz, zur Freundschaft geschaffen, dabei aber auch schon viel Fertigkeit und Entschlossenheit — dies sieht man an jeder seiner Bewegungen, die alle schnell sind, und immer die einmal vorgesetzte Richtung behalten.

Er redet immer mit einem gewissen Hineilen auf den Hauptgedanken, und konzentrirt darauf die ganze Stärke der Stimme.

In dieser leztern Rücksicht habe ich noch T. H. und F. beobachtet, die alle drei in Ansehung des Alters von dem ersten nicht sehr verschieden sind.

T... redet ebenfalls immer zu dem Hauptgedanken hineilend, und zwar mit einem noch weit stärkern Zulauf wie B..., so daß er sich kaum Zeit nimmt, die weniger bedeutenden Worte zu sagen, um desto schneller zu der Hauptsache zu kommen.

Sobald dieß Hineilen bei ihm aber noch um einen Grad stärker wäre, so würde es, da es jezt eine Kraft ist, wieder zur Schwäche werden. Er würde den Gedanken vorwegnehmen, und darüber in ein unvermeidliches Stottern gerathen.

H...

H... hingegen redet in einem ganz oberflächigen Tone — oder er berührt mit seinem Tone gleichsam nur die Oberfläche der Ideen, die er ausdrücken will. — Die heraushebende Kraft, das konzentrirte Licht auf dem Hauptgedanken fehlt ihm.

Diese Oberflächigkeit zeichnet sich in seinem ganzen übrigen Wesen, und auch in seiner Bildung aus, wo die markirten Züge gleichsam wegfallen und schwinden, die Lippen beim Reden scheinen sich maschinenmäßig zu bewegen, und überhaupt kein rechter innerer Kern vorhanden zu seyn, der eine feste Gewalt über den Körper ausübte. —

Er kann in eine fürchterliche Erbitterung gerathen, die ihn aber auch ganz außer Thätigkeit setzt, und seine Glieder konvulsivisch bewegt. Sein Auge ist klein und matt.

F... giebt auch zwar im Reden immer dem Hauptgedanken das meiste Gewicht, aber er eilet nicht, sondern schreitet bedächtig hinzu — dieß nimmt ihm zu viele Zeit im Denken weg, um über vieles in seinem Leben nachdenken zu können.

Es scheint, als wenn er einmal richtig und vernünftig handeln, aber aus dem eigentlichen Denken nie ein Hauptgeschäft machen werde.

Die gemeinsten Köpfe scheinen, wenn es nicht eine besondre Angewohnheit ist, sich vorzüglich dadurch mit auszuzeichnen, daß sie im Reden auf den Hülfswörtern, fast eben so lange, wie auf den Hauptwörtern verweilen; die Hülfswörter haben,

sol-

sollen, müssen, u. s. w. auf eine unerträgliche Weise nachschleppen lassen — und am allerbedeutendsten ist gewiß dieß Merkzeichen, wenn es sich schon in der frühern Jugend oder Kindheit äußert.

Zum Denken gehört vorzüglich, in kurzer Zeit viel zu denken, weil dieß allein einen Ueberblick eines Ganzen giebt, das sonst sogleich wieder entschlüpft, wenn man zu lange zaudern muß, ehe man es fassen kann.

Sprach- und Denkorgan stehen in dieser Rücksicht gewiß in der genauesten Verbindung miteinander. —

Welche unendlich feine Nüancen finden nun nicht im Ausdruck der Gedanken durch die Sprache statt, und welch eine reine Quelle zu wichtigen und nützlichen Bemerkungen ist dieß nicht für den Jugendbeobachter!

Einzeln fallen die Besonderheiten nicht auf — man muß einen Haufen junger Leute beisammen und oft beisammen sehn — dann zeigen sich nach und nach eine Menge bedeutender Verschiedenheiten, die oft unerwartete Aufschlüsse geben.

Denn es giebt gewiß Gesichtspunkte für die einzelnen Charaktere, woraus sich die Modifikationen derselben erklären lassen; nur muß man die Resultate nicht zu früh ziehen, und über den Sammlungen von Beobachtungen nicht ermüden.

3.

Selbstgeständniß des Herrn O. C. R. B. *)

Mein Charakter.

Ehrlich, redlich und offenherzig, dienstfertig, gefällig und mitleidig, doch habe ich seit mehrern Jahren lernen müssen, gegen viele Personen, und in vielen Fällen, hart zu seyn.

Gott und dem Heiland der Welt aus Dankbarkeit aufrichtig ergeben, und derselben Bekenner, ohne Kunst und Verstellung, auch ohne Furcht, durch vieljährige Erfahrung von der wahren und großen Glückseligkeit, die dadurch erlanget wird, aufs stärkste überzeuget. Stark im Vertrauen zu Gott, und völlig mit seinen Führungen zufrieden.

Sehr lebhaft und feurig, zur kurzwährenden Heftigkeit in der Hitze geneigt, aber auch in manchem Fall für hitzig gehalten, wo nur natürliche und ordentliche Lebhaftigkeit war.

Geschwind und schnell, den Langsamen allezeit, den Muntern oft, und in einigen Fällen wirklich zu geschwind, so daß Uebereilung daraus entstehet, doch

*) Dieß Selbstgeständniß eines sehr bekannten Mannes verdient wohl in einem psychologischen Magazin besonders aufgestellt zu werden.

doch nicht so oft, als es diesem und jenem vorkommt, der nicht gewohnt ist, geschwind zu denken, sich zu entschliessen und zu handeln.

Standhaft, oft bis zum Schein des Eigensinns und der Fühllosigkeit bei gegenseitigen Vorstellungen, die doch vorher gedacht und überlegt waren. Muthig, herzhaft und dreist, oft in hohem Grade.

Mäßig in allen Dingen, zufrieden mit Wenigem, Herr und Meister des Appetits.

Im Umgang mir selbst zu lebhaft und zu viel sprechend, also nach demselben gemeiniglich sehr unzufrieden mit mir selbst, und eben deswegen geneigt den Umgang sehr einzuschränken, und Gesellschaften zu fliehen.

Von Stolz frei, aber nicht von Ruhmbegierde, doch im beständigen innern Kampf und Streite mit derselben, und bei hinlänglicher Ueberlegung vermögend, sie ganz zu unterdrücken und zu vermeiden.

Der Beifall eines rechschaffenen und zur Beurtheilung tüchtigen Mannes ist mir wichtig, und gereicht mir zur Ermunterung.

So arbeitsam, daß die Arbeit mit zu meinem Lebensbedürfniß gehört, und daß der Trieb zu derselben grösser, als zu irgend einem sinnlichen Vergnügen ist.

Zur Seelenheilkunde.

Beispiel eines Mannes, welcher von seinem dreißigsten bis vier und funfzigsten Jahre ein recht eifriger Mystiker gewesen, nachher aber nach und nach davon losgekommen, und von seinem sechszigsten bis vier und sechszigsten Jahre ganz von Vorurtheilen frei, noch glücklich gelebt hat.

Dieser Mann war ein so eifriger Mystiker, daß er sein Leben dafür würde gelassen haben.

Er hielt es für Pflicht, sich jede Verachtung und Demüthigung lieb seyn zu lassen; durch nichts die äußern Sinne und die Einbildungskraft zu vergnügen und zu zerstreuen; und daher in kein Schauspiel zu gehen; keinen Roman zu lesen; auch nicht auf die entfernteste Weise, selbst nicht durch Tugend, nach Ehr und Ruhm zu streben; keine Musik zu machen; ja sogar kein Puder in die Haare zu streuen.

Sein geistlicher Führer bezeugte ihm hierüber seinen Beifall, und gab ihm zu erkennen, daß er

es

es noch sehr weit im Innern bringen werde; wobei er ihn denn auch in Ansehung seines Aeußerlichen auf allerhand Art zu unterstützen suchte; indem er verschiedenen wohlbemittelten frommen Leuten seine Fürbitte rekommandirte.

Da dieser Mann nun aber um in den Wegen des Innern nicht aufgehalten und zerstreuet zu werden, natürlicher Weise seine Gedanken auch von der Betreibung seines Berufs und seiner Haushaltung wandte, auch sich nicht um die Erhaltung des Friedens in der Ehe bekümmerte, und seine Frau in seinen Innern nicht fand, was sie wünschte; indem hier auch die eheliche Liebe keinen Platz behalten durfte; daß sie daher mißvergnügt mit seinen Innern werden mußte; da er über dieses, ob es gleich ihm sein geistlicher Führer widerrieth, seinen etwas unruhigen Beruf mit einem dem Anschein nach geruhigern, aber dafür mit einem weit unbeträchtlichern Einkommen verknüpften, vertauschte; so mußte auch natürlicher Weise sein Aeusseres einer immer größern Unterstützung bedürfen, und auch der Friede in der Ehe gar sehr leiden, wodurch denn der Haushalt noch zerrütteter würde.

Da er sich in solchen Umständen nun öfters demüthigen mußte, und aus Menschengefälligkeit auch wohl zuweilen einen kleinen Fehler begieng, so glaubte er nicht anders, als daß dieß alles geistliche Prüfungen wären, wodurch sein geistlicher

Hochmuth darniedergeschlagen werden sollte; und suchte sich also immer fester in seinem Innern zu setzen.

In Ansehung seines Führers im Innern aber änderte sich etwas.

Dieser hatte nehmlich, wie er ihm die Veränderung seines Berufs widerrieth, gar deutlich eingesehen, daß hierdurch das Aeußere so sehr leiden würde, daß es ihm als seinen Führer zur Last fallen könnte.

Daher glaubte er nun die Eingebung zu haben, daß er sich um seinen geistlichen Zögling nun ferner nicht mehr bekümmern, ihm auf seine Briefe nicht mehr antworten, und ihn allein Gott überlassen müsse.

Das Ausbleiben der Antworten auf seine Briefe an seinen geistlichen Führer kam nun unserm Manne sonderbar vor, er hielt denn aber auch dieß für Prüfungen des Innern, suchte sich selbst immer aus den gar zu verlegnen Umständen zu helfen, und lebte übrigens so in seinem Elende fort, bis er bereits vier und funfzig Jahr darüber alt geworden war.

Nun aber that er eine Reise, auf welcher er alle Personen mit denen er wegen der Mystik durch seinen geistlichen Führer bekannt war, außer seinen geistlichen Führer selbst, welcher schon gestorben war, besuchte; um zu erfahren, ob und wie weit

er

er im Innern Fortschritte gemacht oder zurückgekommen sey.

Auf dieser Reise fand er alles anders, als er es sich vorgestellt hatte.

Gleich beim ersten, den er besuchte, fand er, daß derselbe nicht mehr in den von ihrem gemeinschaftlichen geistlichen Führer empfohlnen Schriften las, sondern anstatt dessen selbst schrieb, welches unserm Reisenden nicht im mindesten anstand, weil diese Schriften ganz von den empfohlnen Schriften abgiengen.

Bei einem andern fand er gar kein Zutrauen und konnte also mit ihm nicht reden.

Ein dritter machte zwar viele Worte, aber gab dadurch weiter nichts zu verstehen, als daß er den eigentlichen Inhalt dieser Schriften gar nicht wußte.

Er hörte diesen mit einem Gegner disputiren. Der Gegner bewieß die Unmöglichkeit, daß alle Welt so seyn könnte, und der Mystiker verstummte.

Er selbst wollte sich dadurch nicht irre machen lassen, empfand aber doch etwas in sich, welches einem sich stark aufdringenden Zweifel nicht unähnlich war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Inhalt.

5. Be-

Inhalt.

Zur Seelenzeichenkunde.

Zur

Inhalt.

Seite

Zur Seelenheilkunde.

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Achten Bandes zweites Stück.



Zur
Seelennaturkunde.

I.

Wirkung des Denkvermögens auf die Sprachwerkzeuge.

Im August 1785 besuchte ich einen Offizier von der Artillerie, einen Mann von vierzig Jahren, der, wie man mir erzählte, seit einem Jahre, nach vorhergegangener Erkältung und Aergerniß, an der Zunge, den Händen und Füßen völlig gelähmt war.

Er wurde von einem unserer guten Aerzte allhier behandelt, der mich hinzu rief, um Einrichtung zu einer elektrischen Cur zu treffen.

Dies geschah, und so hatte ich den Kranken nicht wieder gesehen bis im folgenden Jahre. Da er mich meines Beistandes halber zu sich kommen lies, weil sein Arzt ihn verlassen hatte.

Ich fand ihn so weit hergestellt, daß er die Füße vollkommen brauchen konnte, auch die Hände einigermaßen; aber in Ansehung der Sprache fiel mir folgende merkwürdige Erscheinung auf. Er war schlechterdings nicht im Stande irgend ein Wort deutlich und vernehmlich hervorzubringen, weder von selbst aus eigenem Triebe, noch wenn man ihm die Worte laut und langsam vorsagte. Er strengte sich äußerst heftig an, die Zunge und die übrigen Sprachwerkzeuge in Bewegung zu setzen, konnte aber nie etwas anders als ein unverständliches Gemurre von sich geben, das ihm sehr viel Mühe machte und sich dann mit einem tiefen Seufzer endigte.

Hingegen konnte er sehr fertig lesen. Hielt man ihm ein Buch oder etwas Geschriebenes vor, so las er geschwind und deutlich, so daß man kaum einen Fehler an seinen Sprachorganen bemerkte.

Nahm man ihm aber die vorgehaltene Schrift weg, so war er wiederum nicht im Stande, die vorigen Worte auszusprechen. Diesen Versuch wiederholte ich sehr oft, in Gegenwart seiner Frau und verschiedner andere Personen, der Erfolg war immer derselbe.

Ich weiß mir von dieser merkwürdigen psychologischen Erscheinung keine andere Erklärung zu geben als folgende: Um unsere Sprachwerkzeuge zur Hervorbringung eines Wortes in Bewegung zu setzen, ist es nothwendig, daß dessen Vorstellung, sie

sie mag nun von selbst in uns oder durch äußere Veranlassung entstehen, vorher in unserer Seele gegenwärtig seyn, welche alsdann unsere Willkühr rege macht, und sie bestimmt, in die Nerven der Sprachmuskeln den Nervensaft gerade so hin zu bewegen, als es die Aussprache des ihr entsprechenden Wortes erfordert.

Diese Vorstellung muß einen gewissen Grad von Stärke haben, um die Willkühr in diese Thätigkeit zu versetzen. Ueberschreitet sie denselben, so wirkt sie zu lebhaft, und es entstehet ein geschwindes undeutliches Plaudern oder auch ein Stottern; erreicht sie ihn nicht, so ist sie unvermögend die Wirkung überhaupt hervorzubringen; die Willkühr wird alsdann zwar in einer Art von Bestreben sich befinden, den Nervensaft in Bewegung zu setzen, aber da der Reiz der Vorstellung zu schwach ist; so wird es auch bloß beim unfruchtbaren Bestreben bleiben, ohne daß ein wirkliches Sprechen darauf erfolgt.

Es ergiebt sich aber daraus sehr leicht, daß dieser erforderliche Grad der Vorstellung nicht unter allen Umständen derselbe seyn kann, sondern nach der verschiedenen Beschaffenheit der Sprachorgane verschieden seyn muß. Nachdem diese reitzbarer und beweglicher, oder stumpfer und unbeweglicher sind, wird er kleiner oder größer seyn müssen. Wenn also ihre Nerven in einem widernatürlichen Zustande sich befinden, und dem gewöhnlichen Einströmen des Nervensafts zu großen Widerstand leisten, oder

wenn deren Muskeln eine so geringe Reitzbarkeit haben, daß der gewöhnliche Einfluß des Saftes in ihre Nerven in ihnen keine Zusammenziehung hervorzubringen vermag, so muß die Thätigkeit der Willkühr desto größer, ihre Anstrengung, und folglich die Vorstellung, die sie zu dieser Anstrengung spornt, desto stärker seyn, und so umgekehrt.

Es hängt aber die Wirksamkeit einer Vorstellung von zwey Ursachen ab; von ihrer Lebhaftigkeit und von ihrer Dauer. Was die erste betrift, so kömmt diese hier nicht in Betrachtung, da es in Ansehung ihrer keine wesentliche Verschiedenheit unter den verschiedenen sinnlichen Vorstellungen giebt, und bis auf einen gewissen Grad, der ins schmerzhafte Gefühl übergeht, kann eine jede bald lebhafter bald stumpfer als die übrigen seyn.

In Ansehung der letzten aber findet sich ein merklicher Unterschied zwischen den verschiedenen sinnlichen Eindrücken, und also auch zwischen ihren Vorstellungen. Vorzüglich ist er zwischen den Vorstellungen des Gesichts und des Gehörs auffallend. Offenbar sind jene von weit längerer Dauer als diese. Die Vorstellung gewisser Wörter z. B. welche den empfangenen Eindruck derselben durch das Gehör begleitet, sie mag noch so unmittelbar darauf folgen, ist doch immer in der Dauer nur Erinnerung. Der Schall ist vorüber, und den Augenblick darauf muß die erregte Vorstellung sich durch sich selbst, vermittelst der Erinnerung des

gehabten

gehabten Eindruckes, erhalten: Da hingegen beim anhaltenden Sehen auf einen Gegenstand die Ursache, welche die Vorstellung unterhält, ununterbrochen gegenwärtig ist.

Und gesetzt auch, daß derselbe Laut oft hinter einander wiederholt wird, so entstehen daraus doch immer nur viele besondere einzelne Eindrücke, die bei weitem keine solche anhaltende stetige Vorstellung in dem Gemüth hervorbringen, als die ununterbrochene Strahlenwirkung eines sichtbaren Gegenstandes.

Im ersten Falle muß also die Macht der Vorstellung geringer, und folglich ihre Wirkung auf die Willkühr schwächer seyn als im letzten.

Dies ist wahrscheinlich mit eine Ursache, warum die Vorstellungen des Gesichts überhaupt fester in der Seele haften, als die des Gehörs; und wir eines einmal gesehenen Bildes noch lange Zeit uns leichter zurück erinnern, als einer einmal gehörten Melodie.

Nun waren bey unserm Kranken die Sprachwerkzeuge offenbar in einem geringen Grade gelähmt, wodurch sie freylich nicht aller Beweglichkeit beraubt, aber doch in einem geschwächten minder reizbaren Zustand versetzt wurden, und sie konnten nur von einer stärkern Vorstellung und angestrengteren Kraft der Willkühr in Thätigkeit gesetzt werden, welche zwar von der anhaltenden Wirkung eines Gesichts= aber nicht von der verschwinden-

den eines Gehörgegenstandes verlangt werden konnten.

Vor kurzem ist mir noch ein ähnlicher Fall bey einer jungen aus Gram melankolischen Dame vorgekommen. Weder das dringendste Bitten, noch die heftigsten Drohungen, waren im Stande einen artikulirten Ton von ihr heraus zu bringen.

Hielt man ihr aber einen Brief oder ein gedrucktes Blatt vor, und ersuchte sie, es zu lesen, so that sie es mit der größten Fertigkeit eines gesunden Menschen. Bey dieser waren die Sprachwerkzeuge im natürlichen Zustande, aber durch die brütende Aufmerksamkeit auf ihren Lieblingsgegenstand wurde wahrscheinlich die gewöhnliche Wirkung jeder andern Vorstellung so sehr geschwächt, daß sie nicht hinreichte den Willen in die Thätigkeit zu setzen, welche zum Bewegen des Nervensafts in die Sprachorgane erfordert wird. Da nun, wie ich schon erwähnt, die Vorstellungen des Sehens, wegen der anhaltenden Gegenwart ihrer Ursache, dauerhafter und stärker sind, als die des Hörens, so ergiebt sich von selbst: warum jene und nicht diese sie zum Sprechen bewegen konnten.

Marcus Herz.

---

2. Fort-

Fortsetzung

des Fragments aus dem 4ten Theil von Anton Reisers lebensgeschichte.

Diese Anrede wirkte so mächtig auf Reisers Phantasie, daß auf einmal das Karthäuserkloster mit seinen hohen Mauern tief im Hintergrunde stand, und die Kulissen mit den lichtern sich plötzlich wieder vordrängten; da nun O... überdem noch hinzufügte, daß man damit umgehe, in dem Stücke, das man aufzuführen Willens sey, Reisern eine Rolle anzutragen; so war vollends jeder ernste und melancholische Gedanke wie verschwunden.

Das Stück nehmlich, was die Studenten in Erfurt aufführen wollten, hieß Medon oder die Rache des Weisen, und man könnte davon sagen, daß es die ganze Moral in sich enthielte, so erstaunlich viel Tugend wurde von allen Personen darin gepredigt.

In diesem Stücke nun sollte Reiser die Rolle der Klelie, der Geliebten des Medon, übernehmen, weil sich an seinem Kinne noch die wenigste Spur von einem Barte zeigte, und weil auch seine länge als Frauenzimmer eben nicht auffiel, da der, welcher den Medon spielte, von einer fast riesenmäßigen Größe war.

Ohngeachtet der auffallenden Sonderbarkeit dieser Rolle, konnte Reiser dennoch seinem Hange, das Theater auf irgend eine Weise zu betreten, nicht widerstehen, um so weniger, da sich ihm die Gelegenheit dazu so ganz ungesucht und von selbst darbot.

Die Vorbereitungen zu der Komödie wurden nun gemacht; Reiser lernte die Rolle der Klelie auswendig, und nun wurden häufige Proben gehalten, wodurch Reiser mit dem größten Theile der Studenten in Erfurt bekannt wurde, die sich alle gegen ihn ganz höflich betrugen, und alle eine vortheilhafte Meinung von ihm hegten, wodurch er sich in eine Welt versetzt fand, die von derjenigen ganz verschieden war, worin er von Kindheit auf gelebt hatte.

Zwischen diesen Komödienproben versäumte nun Reiser nicht, des Doktor Frorieps Prediger-kollegium fleißig zu besuchen. Dieses bestand aus einer Anzahl Studenten, die sich in der Kaufmannskirche, in Gegenwart des Doktor Froriep und der übrigen Studenten, bei verschlossenen Thüren, im Predigen übten.

Hier wünschte nun Reiser ebenfalls auftreten zu können, um seine Deklamation hier hören zu lassen, und es war ihm immer eine der reizendsten Aussichten, wenn der Doktor Froriep ihm einmal verstatten würde, hier die Kanzel zu besteigen. Auch hatte er sich schon ein Thema ausgedacht, worin er die Schönheiten der Natur, den Wechsel der Jahres-

reszeiten mit poetischen Farben schildern, und mit den glänzenden und schimmernden Aussichten in die Ewigkeit auf eine pathetische Weise seine Predigt beschließen wollte. Allein es kamen immer Hindernisse dazwischen, daß ihm dieser Wunsch in Erfurt nicht gewährt wurde.

So wie man nun an allem zweifelt, was man heftig wünscht, so zweifelte er auch immer, ob die wirkliche Aufführung der Komödie zu Stande kommen, und er seine Rolle darin behalten würde. Dieser Wunsch wurde ihm dann gewährt. Er wurde mit aller Sorgfalt als Klelie geschmückt. Die Lichter wurden angezündet, der Vorhang rauschte empor, und er stand nun da vor einem zahlreichen Auditorium, und spielte ganz unbefangen seine lange Rolle durch, ohne daß ihm ein einzigesmal das Unnatürliche davon eingefallen wäre, so sehr war er in dem Gedanken vertieft, daß er in einer theatralischen Darstellung nun wirklich mit begriffen, und daß seine Mitwirkung in jedem Augenblick dazu nothwendig war. —

Dies Vertiefen in seinen Gegenstand machte, daß er sich selbst vergaß, und daß auch die Zuschauer das Unnatürliche der Rolle weniger bemerkten, und er über sein Spiel sogar noch Beifall erhielt. Da er also nun den Schauplatz betreten hatte, und doch dabei Student blieb, so machte ihm dies doppeltes Vergnügen, und er fühlte sich in der Wiedererinnerung an diesen Abend ein Paar Tage über so glück-

glücklich, daß ihm alles das, was ihm in den wenigen Wochen, die er nun in Erfurt zugebracht hatte, schon begegnet war, halb wie im Traume vorkam.

Er rückte nun auch in die Wochenschrift der Bürger und der Bauer von Zeit zu Zeit Gedichte ein, wodurch sein Name als Schriftsteller unter den Erfurtischen Bürgern bekannt wurde. Dabey besorgte er Korrekturen für den Buchdrucker G...., und wurde durch diesen mit einem gewissen Doktor Sauer bekannt, den, bey den größten Vorzügen des Geistes und Herzens bis an seinen Tod, ein widriges Schicksal verfolgte, weil er durch den langwierigen ununterbrochenen Druck der Umstände verlernt hatte, seinen Werth geltend zu machen, und gerade die Kraft, wodurch er in der Welt festen Fuß fassen, und seinen Platz behaupten mußte, bey ihm gelähmt war.

Dieser Doktor Sauer hatte für den Buchdrucker G.... eine Wochenschrift geschrieben, unter dem Titel: Medon, oder die drey Freunde, wovon ein Jahrgang herausgekommen war. Man sahe auch hieran, wie er mit dem Druck der Umstände hatte kämpfen müssen; wie schwer es ihm mußte geworden seyn, eine Anzahl trivialer Aufsätze niederzuschreiben, wobey noch immer die Funken des unterdrückten Genies hervorsprühten.

So aber mußte er schreiben, und wöchentlich seinen Bogen liefern, um wiederum ein Jahrlang von seinem mühseeligen Leben zu athmen. Da nun die

Wochen-

Wochenschrift aufhörte, so war er genöthigt, wieder von Korrekturen sein Daseyn zu erhalten. Und da er selbet dramatische Ausarbeitungen von vielem Werth in seinem Pulte liegen hatte, die er nicht wagte zum Vorschein zu bringen, mußte er für einen vornehmen Herrn in Erfurt, mit aller Sorgfalt und Korrektheit eines Kopisten, ein Trauerspiel für Geld abschreiben, um mit dem Abschreiberlohne wiederum einige Tage lang sein Leben zu fristen.

Als Arzt verdiente er nichts; denn er fühlte einen besondern Hang in sich, gerade den Leuten zu helfen, die der Hülfe am meisten bedürfen, und denen sie am wenigsten geleistet wird. Und weil dies nun gerade diejenigen sind, welche die Hülfe nicht zu bezahlen vermögen, so gerieth der Arzt selber in große Gefahr zu verhungern, wenn er nicht Wochenschriften herausgegeben, Korrekturen besorgt, und Trauerspiele abgeschrieben hätte.

Kurz, er ließ sich für seine Kuren nichts bezahlen, und brachte auch dazu den armen Leuten die Arzenei ins Haus, die er selbst verfertigte, und das wenige was ihm übrig oder nicht übrig blieb noch darauf verwandte. Weil er sich nun dadurch gleichsam weggeworfen hatte, so hatten die Leute aus der großen und vornehmen Welt kein Zutrauen zu ihm; niemand zog ihn zu Rathe, und unter den meisten war sogar sein Name nicht einmal bekannt,

ob er sich gleich als Arzt schon keine geringe Erfahrung und Geschicklichkeit erworben hatte.

Er hatte auch in diesem Fache schon einige vortreffliche Ausarbeitungen geliefert, die aber das Unglück hatten sich unter der Menge zu verlieren, und, eben so wie ihr Verfasser, von den Zeitgenossen nicht bemerkt zu werden. Und während, daß er nun seine übrigen medizinischen Ausarbeitungen in seinem Pulte verschlossen hielt, mußte er die Schrift eines Französischen Arztes, der nach Erfurt kam, und besser als der Doktor Sauer sich wußte bemerken zu machen, ins lateinische übersetzen, um von dem Uebersetzerlohne zu leben, und für seine hülflosen und armen Kranken neue Arzeneimittel zuzubereiten.

Der müßte ganz abgestumpft seyn, der diese Unwürdigkeiten und Demüthigungen vom Schicksal nicht fühlen sollte. Der Doktor Sauer machte eine lächelnde Miene dazu, allein im Innersten seiner Seele untergrub doch jede dieser Demüthigungen und Herabwürdigungen seine Thatkraft, und lähmte seinen Muth. Wie konnte er seinem innern Werthe noch trauen, da die ganze Welt ihn verkannte.

Wegen der Konnexion mit dem Buchdrucker G...., für welchen er die Korrekturen besorgte, gab er nun auch zuweilen Aufsätze in die berühmte Erfurtische Wochenschrift der Bürger und der Bauer; und da laß Reiser einmal ein Gedicht von ihm,

ihm, auf die freigewordenen Amerikaner, welches wohl verdient hätte, in einer Sammlung von den vorzüglichsten Poesien der Deutschen zu stehen, und nun in einem Blatte sich verlohr, das in den Bierhäusern von Erfurt feil geboten wurde.

Es war als ob in diesem Gedichte sein unterdrückter Geist alle sein Freiheitsgefühl noch einmal ausgehaucht hätte, ein solcher Schwung und feurige Theilnehmung herrschten in den Gedanken.

Ganz entzückt durch dies Gedicht konnte Reiser nicht ruhen, bis er die Bekanntschaft eines so vorzüglichen Mitarbeiters an der Wochenschrift der Bürger und der Bauer gemacht hatte. Es hielt aber schwer, bis er diesen Wunsch erreichte, weil der Doktor Sauer eben keinen großen Hang in sich fühlen konnte, sich noch ferner an irgend einen aus der Klasse von Wesen anzuschließen, die ihn gleichsam ausgestoßen hatte.

Indeß fand sich doch ein Weg dazu, weil Reiser sein Studium der englischen Sprache auch in Erfurt fortgesetzt hatte, daß er sich erbot den Doktor Sauer Englisch zu lehren, da dieser schon einigemal den Wunsch geäußert hatte, mit dieser Sprache bekannt zu seyn. Dies Anerbieten wurde denn angenommen, und so erhielt Reiser Gelegenheit wöchentlich wenigstens ein paarmal mit diesem Manne zusammen zu kommen, an den er sich nun so nahe wie möglich anzuschließen wünschte.

Bei dieser Gelegenheit wurde er nun immer offner gegen Reisern, und erzählte ihm von den mannigfaltigen Unterdrückungen, denen er von seiner Kindheit, von seinen Anverwandten und von seinen Lehrern ausgesetzt war, und nachher alle die Streiche des Schicksals nach einander, die ihn bis in den Staub darniedergebeugt hatten; so daß Reiser im auffahrenden Unwillen sich nicht enthalten konnte, die Verkettung hämisch zu nennen, worin ein denkendes und empfindendes Wesen gleichsam absichtlich so eingeengt und gequält wird.

Während daß nun Reiser auf diese Art seinen Unwillen äußerte, verzog sich Sauers Mund zu einem sanften Lächeln, wodurch er freylich über diesen Unwillen erhaben, aber auch zugleich von den irrdischen Banden schon gelöst war, und seiner baldigen vollkommenen Befreiung ahndungsvoll entgegen sahe. — Sein Kampf war beinahe durchgekämpft, er brauchte weiter keine widerstehende Kraft, keinen Trotz gegen das Schicksal. —

Demohngeachtet loderte die Lebensflamme noch manchmal wieder in ihm auf. Er hoffte zuweilen noch glückliche Tage zu sehen, und hatte einen großen Eifer zur Erlernung des Englischen, weil er sich von diesem seinem Studium viel versprach, um vorzüglich die in der englischen Sprache geschriebenen medizinischen Werke zu nutzen, und dann auch durch Uebersetzungen aus dem Englischen Geld zu erwerben.

Dann

Dann bot sich ihm auch sogar eine kleine Aussicht zu einer Art von Versorgung in Erfurt dar — und dies war ihm nun schon eine sehr glückliche Wendung, die er besonders seinem Ausharren zuschrieb. Wer in Erfurt zu etwas kommen wollte, pflegte er nun oft zu Reisern zu sagen, der müsse nur lange Zeit ausharren, und die Geduld nicht verlieren! — so bescheiden und mäßig war er in seinen Wünschen, und so sehr war jeder Schimmer eines bessern Glücks ihm schon aufmunternd.

Er wußte nicht, daß alles äußere Glück ihm nichts mehr helfen konnte, weil der Quell des Glücks in ihm selber versiegt, und die Blume seines Lebens zerknickt war, so daß ihre Blätter nothwendig welken mußten.

Reiser fühlte sich von einer solchen Theilnehmung angezogen, als ob das Schicksal dieses Mannes sein eigenes, oder mit dem seinigen doch unzertrennlich verknüpft gewesen wäre. Es war ihm als müßte dieser Mann noch glücklich werden, wenn die Dinge in ihrem Gleise bleiben sollten.

Reisern trog aber diesmal, so wie nachher noch oft, seine Ahndung, und sein Glaube an eine Entschädigung für erlittenen Kummer, die nothwendig noch auf Erden statt finden müsse. — Sauer entschlummerte nach wenigen Jahren, ohne bessere Tage gesehen zu haben. — Da ihm von außen das Glück ein wenig anlächelte, waren seine innern Kräfte zerstört; und er blieb unbemerkt und unbekannt

kannt bis an seinen Tod; so daß in der kleinen Gasse, wo er wohnte, seine nächsten Nachbarn, als man den Sarg hinaustrug, fragten: wer denn da begraben würde? Ein Grad des Nichtbemerktwerdens, der in einer so unbevölkerten Stadt, wie Erfurt, höchst auffallend ist.

Die wenigen Tage nun, welche Reiser mit dem Doktor Sauer in Erfurt verlebte, waren für ihn höchst wichtig, weil sie seiner Seele einen gewissen neuen Anstoß gaben: Er raffte sich gegen alle die Unterdrückungen zusammen, welche jenen Geist so sehr hatten lähmen können. Und der Unwille, den er darüber empfand, flößte ihm einen gewissen Trotz ein, auch dem Schwersten nicht zu unterliegen, und das gewissermaßen durch Widerstand zu rächen, was jener gelitten hatte.

Sie waren eines Tages nach einem Dorfe vor Erfurt zusammen spatzieren gegangen, und O.... war mit von der Gesellschaft. — Als sie gegen Abend zurückkehrten, kamen sie an ein Gewässer, das mit dickem Gebüsch umgeben war, und schwarz zwischen seinen Ufern hinkroch. Hier blieb Sauer stehen, und suchte mit dem Stocke die Tiefe zu messen, die er aber nicht abreichen konnte. Er blieb stehen, und sahe mit untergeschlagenen Armen in das Wasser, und bemerkte die schwarze Fläche, und wie langsam fließend es dahin kröche.

Das Bild, wie Sauer mit blassen Wangen, und untergeschlagenen Armen, bedeutungsvoll in

dieſen

diesen Stygischen Fluß hinunter blickte, kam Reisern lebhaft wieder vor die Seele, als er einige Jahre nachher die Nachricht von seinem Tode vernahm. — Denn wenn irgend ein bedeutendes Bild sich formte, wo Zeichen und Sache eins wurden, so war es hier.

Für Reisern aber eröffneten sich wieder fröliche Aussichten: denn die Studenten kamen auf den Einfall noch eine Komödie aufzuführen, weil sie an diesem Vergnügen nun einmal Geschmack bekommen hatten.

Die Stücke, welche man wählte, waren der Argwöhnische und der Schatz, von Lessing: in dem erstern erhielt Reiser wiederum zwei Frauenzimmerrollen, die er mit Umkleidung spielen mußte; und in dem Schatz die Rolle des Maskaril, und nun wurde sein Schauspielerkredit unter den Studenten schon so befestigt, daß man es als eine Gefälligkeit von ihm ansah, wenn er diese Rollen übernehmen wollte, und er sich also auf keine Weise dazu drängen durfte.

Während daß nun die Veranstaltungen zu dieser zweiten theatralischen Vorstellung gemacht wurden, fing Reiser zu gleicher Zeit eine Ausarbeitung über die Empfindsamkeit an, womit er zuerst als Schriftsteller auftreten wollte. In dieser Schrift sollte die affektirte Empfindsamkeit lächerlich gemacht, und die wahre Empfindsamkeit in ihr gehöriges Licht gestellt werden.

Die seynsollende Satyre gegen die Empfindsamkeit gerieth nun freylich ziemlich grob, indem er sie mit einer Seuche verglich, von der man sich zu hüten habe, und jedem, der aus einer Gegend käme, wo die Empfindsamkeit herrschte, den Eingang in Städte und Dörfer versperren müßte. — Dieser Unwille war vorzüglich durch die empfindsamen Reisen, die nach und nach in Deutschland erschienen, und durch die vielen affektirten Nachahmungen von Werthers Leiden, bei Reisern erweckt worden, ob er sich gleich selber auch heimlich dieser Sünde anklagen mußte; um desto heftiger suchte er nun auch zugleich zu seiner eigenen Besserung dagegen zu eifern.

Gerade, da er eines Abends an dieser Abhandlung schrieb, trat der Buchdrucker P... aus H.... in die Stube, und brachte ihm einen Brief von Philipp Reisern. Dies war eben der Buchdrucker für den er in H.... eine Anzahl kleiner Neujahrswünsche verfertigt, und sich zum erstenmal in denselben gedruckt gesehen hatte.

Als Reiser den Buchdrucker vor die Thür hinaus begleitete, drückte ihm dieser ein kleines Goldstück in die Hand, welches hinlänglich war, einen Menschen, der nun seit einigen Wochen schon ganz von Gelde entblößt war, und sich doch seinen Mangel nicht wollte merken lassen, auf einmal aus dem Staube zu heben.

Dies

Dies unvermuthete Geschenk erhielt noch einen größern Werth durch die Art, womit es gegeben wurde, indem der Buchdrucker P... die Worte hinzufügte: es sey diese Kleinigkeit eine alte Schuld, die er abtrüge, weil nehmlich Reiser Neujahrwünsche, Gedichte u. s. w. bloß der Ehre wegen in H . . . . . für ihn verfertigt hatte.

In Reisers Umständen hatte ein Goldgulden, woraus dies Geschenk bestand, für ihn einen unschätzbaren Werth, und riß ihn auf einmal aus einer Menge kleiner Verlegenheiten, die er keinem Menschen hatte sagen dürfen. Dies machte daß er nun in Erfurt wirklich einige glückliche Tage verlebte, wo er eben durch nichts weder von innen noch außen gedrückt wurde; und auch in die Zukunft keine trübe Aussichten hatte.

Der Brief von Philipp Reisern war auch interessanter als der vorhergehende; denn er enthielt die Nachricht, daß verschiedene von Reisers Mitschülern, welche mit ihm zugleich in H . . . . Komödie gespielt hatten, seinem Beispiele gefolgt, und auch zum Theil heimlich fortgegangen waren, um sich dem Theater zu widmen.

Darunter war vorzüglich J..., der im Klavigo den Beaumarchais gespielt hatte; der Sohn des Kantor W...; der Präfektus aus dem Chore, Namens D..., und ein gewisser T..., eines Predigers

Sohn, mit dem Reiser vor seinem Abschiede noch einige romantische Spatziergänge bey H . . . . . gemacht hatte. Nun fand Reiser eine sonderbare Art von Stolz darin, daß er doch von allen diesen nachgeahmt war, daß er zuerst den Muth gehabt hatte, einen solchen Schritt zu thun.

Dann schrieb ihm Reiser ferner in seiner überspannten Schreibart, daß der Dichter Hölty in H... gestorben sey, und schloß am Ende mit den Worten: freue dich Dichter! weine Mensch! — Von dem Fortgange seines Liebesromans enthielt dieser Brief nur wenig.

Während daß nun die Veranstaltung zu der zweiten Komödie gemacht wurde, welche die Studenten in Erfurt aufführen wollten, fand Reiser einen neuen Freund in Erfurt, einen Studenten Namens N..., aus Hamburg gebürtig, der bei dem Doktor Froriep im Hause wohnte, welcher ihm eine Abschrift von Reisers Gedichte: das Karthäuserkloster gezeigt, und dadurch dem Verfasser auf einmal einen neuen Freund verschaft hatte.

Dies wurde nun eine Freundschaft gerade von der empfindsamen Art, wogegen Reiser eine Abhandlung zu schreiben im Begriff war.

Der junge N... hatte wirklich ein gefühlvolles Herz, er ließ sich aber auch durch den Strom hinreißen, und spielte bei jeder Gelegenheit den Empfindsamen, ohne es selbst zu wissen; denn er ei-

ferte

sette sehr oft mit Reisern gegen das lächerliche einer affektirten Empfindsamkeit — weil er aber nicht blos vor andern empfindsam zu scheinen, sondern es für sich selber wirklich zu seyn suchte, so deuchte ihm das keine Affektation mehr, sondern er trieb dies nun als eine ganz ernsthafte Sache, die keinen Spott auf sich leidet, und zog Reisern allmälig mit in diesen Wirbel hinüber, der die Seele so lange hinauf schraubt, bis sie in den abgeschmacktesten Zustand geräth, den man sich denken kann.

Reisern war es schon aufmunternd, daß, ohngeachtet seiner dürftigen Umstände, sich jemand an ihn schloß, dem es nicht an äußern Glücksgütern fehlte. — Nach und nach aber bildete sich bei ihm eine ordentliche Liebe und Anhänglichkeit an den jungen N..., welche durch dessen wahre Freundschaft für Reisern immer vermehrt wurde, so daß sie sich immer mehr, auch in ihren Thorheiten, einander näherten, und von ihrer Melancholie und Empfindsamkeit sich wechselsweise einander mittheilten.

Dies geschahe nun vorzüglich auf ihren einsamen Spatziergängen, wo sie nur gar zu oft zwischen sich und der Natur eine Scene veranstalteten, indem sie etwa bey Sonnenuntergang die Jünger von Emmaus aus dem Klopstock lasen, oder an einem trüben Tage Zacharias Schöpfung der Hölle, u. s. w.

Vorzüglich lagerten sie sich oft am Abhange des Steigerwaldes, von welchem man die Stadt Erfurt mit ihren alten Thürmen, und ihrem ganzen Umfange von Gärten, kann liegen sehen. Hier hinauf gehen die Einwohner von Erfurt häufig spazieren, machen sich auch wohl oben selbst ein kleines Feuer an, und kochen sich den Kaffe, um die patriarchalischen Ideen wieder zu erneuern.

Hier saßen nun auch M... und Reiser oft Stunden lang, und lasen sich aus irgend einem Dichter wechselsweise vor; welches die meiste Zeit eine wahre Mühe und Arbeit, und ein peinlicher Zustand für sie war, den sie sich aber einander nicht gestanden, um nur am Ende die Idee mit sich zu nehmen: „wir haben am Steigerwalde freund„schaftlich beieinander gesessen, haben von da in „das anmuthsvolle Thal hinuntergeblickt, und da„bei unsern Geist mit einem schönen Werke der „Dichtkunst genährt."

Wenn man erwägt, wie viele kleine Umstände sich vereinigen mußten, um das Stillsitzen und lesen unter freiem Himmel angenehm zu machen, so kann man sich denken mit wie vielen kleinen Unannehmlichkeiten M... und Reiser bei diesen empfindsamen Scenen kämpfen mußten: wie oft der Boden feucht war, die Ameisen an die Beine krochen, der Wind das Blatt umschlug, u. s. w.

M... fand nun einen vorzüglichen Gefallen daran, Klopstocks Messiade Reisern ganz vorzulesen;

bei

Bei der entsetzlichen Langenweile nun, die diese Lektüre beiden verursachte, und die sie sich doch einander, und jeder sich selber kaum zu gestehen wagten, hatte N... doch noch den Vortheil des lauten Lesens, womit ihm die Zeit verging; Reiser aber war verdammt zu hören, und über das Gehörte entzückt zu seyn, welches ihm mit die traurigsten Stunden in seinem Leben gemacht hat, deren er sich zu erinnern weiß; und welche ihn am meisten zurückschrecken würden, seinen Lebenslauf noch einmal von vorn wieder durchzugehen. Denn keine grössere Quaal kann es wohl geben, als eine gänzliche Leerheit der Seele, welche vergebens strebt sich aus diesem Zustande heraus zu arbeiten, und unschuldigerweise sich selber in jedem Augenblicke die Schuld beimißt, und sich selber ihres Stumpfsinns anklagt, daß sie von den erhabnen Tönen, die unaufhörlich in ihre Ohren klingen, nicht gerührt und erschüttert wird.

Ob nun gleich N... und Reiser fast unzertrennlich beisammen waren, so sehnte sich der letztere doch wieder nach einsamen Spaziergängen, die ihm immer das meiste Vergnügen gewährt hatten; allein dies hatte er sich nun auch verleidet; denn gemeiniglich versprach er sich von einem solchen Spaziergange zu viel, und kehrte verdrüßlich wieder zu Hause, wenn er nicht gefunden hatte, was er suchte; sobald das Dort nun Hier wurde, hatte

es auch alle seine Reize verlohren, und der Quell der Freuden war versiegt.

Der Verdruß, der denn in die Stelle der gereitzten Hoffnung trat, war von einer so groben, gemeinen und widrigen Art, daß auch nicht der mindeste Grad von einer sanften Melancholie oder etwas dergleichen damit bestehen konnte. Es war öhngefähr die Empfindung eines Menschen, der ganz vom Regen durchnetzt ist, und indem er vor Frost schaudernd zu Hause kehrt, auch noch eine kalte Stube findet.

Ein solches Leben führte Reiser, und schrieb dabei immer an seiner Abhandlung gegen die falsche Empfindsamkeit fort, wobey er denn bei seinen einsamen Spatziergängen einmal eine sonderbare Aeusserung von Empfindsamkeit bei einem gemeinen Menschen bemerkte, bei dem er dieselbe am wenigsten erwartet hätte.

Er ging nehmlich zwischen den Gärten von Erfurt spazieren, und da es gerade in der Pflaumenzeit war, so konnte er sich nicht enthalten, von einem überhangenden Aste, eine schöne reife Pflaume abzupflücken, welches der Eigenthümer des Gartens bemerkte, der ihn sehr unsanft mit den Worten anfuhr, ob er wohl wisse, daß diese Pflaume, die er da abgepflückt hätte, ihm einen Dukaten kosten würde.

Reiser Früchte abzudingen, mußte aber zugleich gestehen, daß er keinen Heller Geld bei sich habe. Um nun aber den Eigenthümer des Gartens wegen der geraubten Pflaume einigermaßen zu befriedigen, mußte er ihm sein einziges gutes Schnupftuch aus der Tasche geben, dessen Verlust ihm sehr leid that.

Als er traurig wegging, sah er, nachdem er nur einige Schritte gethan hatte, ein schönes Einlegemesser vor sich auf der Erde liegen; er hob es geschwind auf, und rief den Gärtner wieder zurück, dem er einen Tausch antrug, ob er nicht für das gefundene Messer ihm sein Schnupftuch zurück geben wolle?

Wie erstaunte Reiser, als nun der Gärtner, welcher vorher so grob gegen ihn gewesen war, ihm auf einmal um den Hals fiel und küßte, und sich seine Freundschaft ausbat; weil Reiser nothwendig ein Günstling der Vorsehung seyn müßte, da sie ihn grade das Messer habe finden lassen, welches niemand anders als der Gärtner selbst verlohren hatte; der nun Reisern sein Schnupftuch mit Freuden wiedergab, und ihm zugleich versicherte, daß sein Garten ihm zu jeder Zeit offen stünde, um so viel Pflaumen, wie er wollte, zu pflücken; und daß er ihm in jeder Sache dienen würde, wo er nur könnte; denn ein so außerordentlicher Fall sey ihm noch nicht vorgekommen.

Als Reiser im Weggehen über diesen sonderbaren Zufall nachdachte, fiel er ihm um so mehr auf, weil dies das erstemal in seinem Leben war, daß ihm ein eigentlich glückliches Ereigniß begegnete, wobei mehrere Umstände sich vereinigen mußten, die sich sonst selten zu vereinigen pflegen.

Sein Glück schien sich in dieser Kleinigkeit gleichsam erschöpft zu haben, um ihn im Großen wieder destomehr büßen zu lassen, was er auf keine andere Weise als durch sein Daseyn verschuldet hatte.

Es war, wie bey dem Landprediger von Wakefield, der einen ganz ungewöhnlich glücklichen Wurf mit den Würfeln that, indem er mit seinem Freunde um wenige Pfennige spielte, kurz vorher ehe er die Nachricht von dem Banquerot des Kaufmanns erhielt, durch welchen er sein ganzes Vermögen verlohr.

Noch eine kleine Weile hielt das Schicksal die Demüthigung zurück, welche es Reisern zugedacht hatte, und ließ ihn noch ungestört in seinem Vergnügen, das ihm nun die zweite Komödienaufführung gewährte, und worin ihm drei Rollen zu Theil geworden waren.

Sein sehnlichster Wunsch war doch also nun einigermaßen erfüllt; ob er gleich in keiner tragischen Rolle hatte glänzen können. Und was noch mehr

war, so hatte man eine Art von Zutrauen zu seinen theatralischen Einsichten, man fragte ihn um Rath, und er wurde nun durch seine Theilnehmung an der Komödie sowohl, als durch seine geschriebenen Gedichte unter den Studenten noch mehr bekannt, die ihn mit Höflichkeit begegneten, welches ihm für seine Lage auf der Schule in H.... ein angenehmer Ersatz war.

Dabei besuchte er nun fleißig die Universitätsbibliothek, wo er einen besondern Gefallen daran fand, des du Halde Beschreibung von China zu studiren, und sehr viel Zeit damit verschwendete.

Gerade damals erschien auch: Siegwart, eine Klostergeschichte, und er las mit seinem Freunde R... das Buch zu mehrermalen durch, und beide thaten sich bei der entsetzlichsten Langenweile einen gewissen Zwang an, in der einmal angefangenen Rührung alle drei Bände hindurch zu bleiben.

Am Ende hatte Reiser nichts weniger im Sinn, als die ganze Geschichte in ein historisches Trauerspiel zu bringen, wozu er wirklich allerlei Entwürfe machte, und die schöne Zeit damit verschwendete.

Wenn es ihm denn nicht wie er wünschte gerathen wollte, so hatte er nach jeder vergebenen Anstrengung dieser Art, die trübseeligsten und widrigsten Stunden, die man sich nur denken kann.

Die

Die ganze Natur und alle seine eigenen Gedanken hatten dann ihren Reiz für ihn verlohren, jeder Moment war ihm drückend, und das Leben war ihm im eigentlichen Verstande eine Quaal.

Die Leiden der Poesie

Können daher wohl in jedem Betracht eine eigene Rubrik in Reisers Lebensgeschichte ausmachen, welche seinen innern und äußern Zustand in allen Verhältnissen darstellen soll, und wodurch dasjenige gerügt werden soll, was bei so vielen Menschen ihr ganzes Leben hindurch, ihnen selbst unbewußt, und im Dunkeln verborgen bleibt, weil sie Scheu tragen, bis auf den Grund und die Quelle ihrer unangenehmen Empfindungen zurückzugehen.

Diese geheimen Leiden waren es, womit Reiser beinahe von seiner Kindheit an zu kämpfen hatte.

Wenn ihn der Reiz der Dichtkunst unwillkührlich anwandelte, so entstand zuerst eine wehmüthige Empfindung in seiner Seele; er dachte sich ein Etwas, worin er sich selbst verlohr, wogegen alles, was er je gehört, gelesen oder gedacht hatte, sich verlohr, und dessen Daseyn, wenn es nun wirklich von ihm dargestellt wäre, ein bisher noch ungefühltes, unnennbares Vergnügen verursachen würde.

Nun

Nun war aber noch nicht ausgemacht, ob dies ein Trauerspiel, oder eine Romanze, oder ein Elegisches Gedicht werden sollte; genug es mußte etwas seyn, das wirklich eine solche Empfindung erweckte, wovon der Dichter gewissermaßen schon ein Vorgefühl gehabt hatte.

In den Momenten dieses seeligen Vorgefühls konnte die Zunge nur stammelnde einzelne Laute hervorbringen, etwa wie die in einigen Klopstockschen Oden, zwischen denen die Lücken des Ausdrucks mit Punkten ausgefüllt sind.

Diese einzelnen Laute aber bezeichneten dann immer etwas Allgemeines von Groß, Erhaben, Wonnethränen, und dergleichen. — Dies dauerte denn so lange, bis die übervolle Empfindung in sich selbst wieder zurücksank, ohne auch ein paar vernünftige Zeilen, zum Anfange von etwas Bestimmtem, ausgeboren zu haben.

Nun war also während dieser Krisis nichts Schönes entstanden, woran sich die Seele nachher hätte festhalten können, und alles andre, was wirklich schon da war, wurde nun keines Blicks mehr gewürdigt. Es war als ob die Seele eine dunkle ahndende Vorstellung von etwas gehabt hätte, was sie selbst nicht sagen konnte, und wodurch ihr eigenes Daseyn ihr verächtlich wurde.

Es ist wohl ein untrügliches Zeichen, daß einer keinen Beruf zum Dichten habe, den bloß eine Empfin-

Empfindung im Allgemeinen zum Dichten veranlaßt, und bei dem nicht die schon bestimmte Sache, die er dichten will, noch eher als diese Empfindung, oder wenigstens zugleich mit der Empfindung da ist. Kurz, wer nicht während der Empfindung zugleich einen Blick in das ganze Detail der Sache werfen kann, der hat nur Empfindung aber kein Dichtungsvermögen.

Und gewiß ist nichts gefährlicher, als einem solchen täuschenden Hange sich zu überlassen, die warnende Stimme kann nicht früh genug dem Zöglinge zurufen, sein Innerstes zu prüfen, ob nicht der Wunsch bei ihm an die Stelle der Kraft tritt, und weil er diese Stelle nie ausfüllen kann, ein ewiges Unbehagen die Strafe verbotenen Genusses bleibt.

Dies war der Fall bei Reisern, der die besten Stunden seines Lebens durch mißlungene Versuche tödtete, durch unnützes Streben nach einem täuschenden Blendwerk, das immer vor seiner Seele schwebte, und wenn er es nun zu umfassen glaubte, plötzlich in Rauch und Nebel verschwand.

---

3. Vom

3.

Vom menschlichen Denken a priori.

Die Erfahrungsseelenkunde hat uns schon zu vielen nützlichen Entdeckungen Anlaß gegeben, und wir können noch sehr große Vortheile daraus ziehen, wenn wir uns dadurch unser Denken a priori bekannt machen, und mehrere Helle zur Aussicht in die Ferne, nach allgemeingeltenden Gesetzen im Denken dazu erlangen. Denn die Erfahrung allein kann uns in Wissenschaften nichts Zuverläßiges liefern. Sie zeigt zwar an was da ist, aber nicht das Warum? Folglich kann sie auf apodiktische Gewißheit keinen Anspruch machen.

Eigentlich ist die Erfahrung ein Verstandesfabrikat, daß er a priori formirt, mithin wird sie a posteriori producirt, und es gehören dazu mancherlei Ingredienzien, Funktionen und Mittel, ehe sie nach und nach synthetisch gemodelt, gedacht, und endlich brauchbar werden kann. Beispiele versinnlichen die Begriffe, und ich will hier einen kurzen Versuch dieser Art machen.

Unser Vorstellungsvermögen ist das allerwichtigste — ja wie soll ichs nun nennen: Element oder Werkzeug? — Talent und Mittel zur Erfahrungsproduktion. Dies Vermögen geht von allen äußern

äußern und innern Denkformen, ja sogar vor dem Bewußtseyn der Erkenntniß a priori voraus, und es ist eben so wenig passiv und bestimmbar, als die Vernunft. Ich könnte einen weitläuftigen Aufsatz über das Vorstellungsvermögen allein liefern, und vielleicht geschieht dies irgend hier noch einmal, wo ich nach allgemein-gültigen Gesetzen zeigen werde: was dies Vermögen vorstellen kann und nicht kann. Bisher herrscht darüber noch eine barbarische Begriffmengerei und Leerformelei.

Der Leib hat Sinnen und die Seele — die man auch Intelligenz nennen kann — hat eine Vorstellungskraft, Verstand, Vernunft, freien Willen ꝛc. die Sinne recipiren und die Intelligenz denkt. Beide haben also verschiedene Funktionen; Allein, die Intelligenz kann ohne Sinne nichts schauen und empfinden, und die Sinne können ohne Intelligenz nichts erkennen und denken. Ein Beispiel wird dies deutlicher machen. —

A. Die Intelligenz mit ihrer Vorstellungskraft ꝛc.
R. und Z. Raum und Zeit gehen vor ihr her.
B. Einbildungskraft producirt und reproducirt.
C. Die Sinnlichkeit recipirt.
D. Der Gegenstand, z. B. ein Apfel.

Sobald nun der Intelligenz ein sinnlicher Gegenstand vorgestellt wird, und sie dazu Zeit hat — denn das schnelle Vorbeifliegen einer Kanonenkugel erlaubt der Intelligenz keine Vorstellung davon — so macht sie sich den Gegenstand nicht erst deut-

lich,

lich, nein, sondern erst zu denken möglich, und das geht so zu.

Die Vorstellkraft, oder das Vorstellvermögen, muß man sich als ein ausströmendes, geistiges und lebendiges Wesen denken: kennen kann es a priori kein Mensch; allein, darum bekümmert sich auch kein Logiker, sondern bloß um Prädikate oder Prämissen. Die Intelligenz A. geht also hier gleich auf das Object D. den Apfel loß, und macht ihn zu denken möglich, indem sie seine Form der Sinnlichkeit — des Apfels Gestalt durch C. in die Einbildungskraft B. überträgt. Diese ist das Mittelband zwischen Sinnen und Verstande, und die Zeit ist das homogene Medium dazu, wodurch sich der Verstand versinnlichen kann. Die Einbildungskraft B. producirt nun den Gegenstand D., und hält ihn dem Vorstellvermögen zugleich vor, d. i. sie producirt ihn eine Weile, oder so lange sies soll, bis er nun erst im Bewußtseyn aufgenommen und erkannt, oder als ein Verstandesfabrikat deutlich gedacht werden kann.

Hieraus erhellet nun evident, daß allgemeingeltende Denkgesetze a priori in unsrer Intelligenz vorhanden seyn müssen, die, wenn die Organisation nicht widernatürlich gebildet, mangelhaft oder verdorben ist, der Intelligenz zu Denkmitteln dienen, wie sie ihre Vermögen und Gränzen, und was ihr gesetzmäßig vorgeschrieben ist, dadurch kennen und anwenden lernt.

Es ist aber auch klar und unwiderlegbar, daß wir mit unsern Denkgesetzen uns von Dingen an sich, z. B. Geistern, Monaden, Göttern, Seelen, als körperlosen Wesen, keine reellen Vorstellungen machen, sondern sie bloß durch Hörensagen, vom Schulmeister, oder von der Großmutter, anfänglich ganz antropomorphistisch (siehe den Erfurter Katechismus, worin Gott im Schlafrocke und in Pantoffeln abgebildet ist) denken lernten.

Es ist demnach ein ungeheurer Vernunftschnizer, wenn manche sonst sehr hoch gelahrte, galante und kultivirte Leute, die bei einer durch Red' und Schrift geoffenbarten Religion erzogen worden sind, öffentlich vorgeben: daß sie Gottes Daseyn durch Spekulation aus der Natur entdeckt hätten. Die Formel von Gott, die Idee oder der Vernunftbegriff dazu, wurde ihnen durch Instruktion entwikkelt. In diese leere Formel sezen sie nun einen Gott, nach ihrem Bilde und ihrer Denkart, dazu gehört aber ein starker Glaube! Es ist schlechterdings nicht möglich, die Einheit Gottes durch Spekulation zu entdecken und zu beweisen.

Die Abiponer, Huronen, Karaiben ꝛc. haben keine Idee von Gott, nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache das Gott bedeutete. Es ist also bloßer leerer Formeltrug, Gottes einziges Wesen und Daseyn durch Spekulation zu entdecken.

Wir

Wir können Gott nur nach Verhältnißähnlichkeiten aus Instruktion kennen lernen, unsre Intelligenz kann sich bloß formale Gegenstände vorstellen, und Intelligenzen als Entia rationis denken. Aus obigem Gange aber des menschlichen Denkens könnten wir auch noch einiges Nützliche ziehen. Es giebt z. B. kranke Menschen, die eine verrückte, zerstörte oder nur verderbte Einbildungskraft haben, die entweder zu schnell producirt, oder auch zu wenig reproducirt. Im ersten Falle reden diese unglücklichen Personen das Hundertste ins Tausende, alles durch einander; denn das Bild verlöscht sogleich wieder, und die Einbildungskraft ist inreproducibel. Im andern Falle aber reproducirt sie wieder zu lange anhaltend, sie fixirt Bilder oder Sachen, und ist nicht davon abzubringen, oder sie treten auch gleich wieder in sie ein. Sollten sich nun keine Mittel für solche bemitleidenswürdige Personen, ihnen dadurch zu helfen, erfinden lassen?

Ich habe zwar einen Mann im Hollsteinischen gekannt, der solche Personen kurirte. Allein seine Methode war grausam. Er legte seinen Patienten, von der ersten Sorte, ein Bild vor, das sie unverrückt anschauen, ganze Stunden davor stehen bleiben, und das Bild beschreiben oder nennen mußten.

Rührten sie sich nun etwa von der Stelle, oder sprachen nicht vom Bilde, so karbatschte er sie, und

schrie dazu unmenschlich, und das trieb er so lange, bis endlich die Einbildungskraft des Patienten wieder zu reproduciren anfieng, und die Patienten auswendig eine Beschreibung davon machen lernten. Närrisch darüber werden — sagte er — können sie nicht.

Mit dieser ersten Sorte brachte er aber längere Zeit als mit der letzten zu. Hier nahm er verschiedene Gemälde und Bilder, und die Patienten mußten von einem zum andern mit Geschwindigkeit fortschreiten, und ihre Namen oder Geschichte davon auch auswendig beschreiben lernen.

Selten verfehlte er seines Zwecks, diese Patienten wurden gesund. Allein, sollten denn keine Arzeneien oder andre Mittel vorhanden seyn, solche Unglückliche oder auch boshafte Menschen damit zu kuriren, z. B. manche vom moralischen Todtschlage damit abzuhalten?

Leipzig, im December 1789.

Samuel Heinicke.

---

4. Beobach-

4.

Beobachtungen über Taubstumme.

Zweiter Versuch.

Wie ich im ersten Stücke des achten Bandes dieses Magazins S. 58. schon erzählte: unser Lebrecht war sehr vom Geniewesen angesteckt, und daher lauter Phantasie, gleich einem mondsüchtigen Dichter.

Lebrecht fand an einem andern Zöglinge im Institute, Christlieb K., den Freund seines Herzens. Mir war diese Freundschaft keinesweges lieb; denn Christlieb war ein widriger konfiszirter Junge, bettelarm an Seele und Leib. Noch bleibt mir es ein unerklärtes Phänomen, wie Lebrecht an ihn sich hängen konnte.

Es ist ausgemacht, daß sowohl kluges Betragen als dumme Aeusserung eben so ansteckend ist als Krankheiten, und Christlieb that unserm Lebrecht unsäglichen Schaden. Das Gute, das ich in diesem mühsam mit Ameisenfleiße zu Haufen schlepte, jagte jener öfters in einem Hui wieder fort.

Lebrecht war nicht allzulange im Churfürstlichen Sächsischen Institute zu Leipzig, als er die ersten Landkarten bei uns sah. Anfänglich hielt er sich bloß bei den dabei befindlichen Bildern auf, bei den Schiffen, Fischen, Jägern, Schnittern und Thieren. Allein er merkte bald, daß dies nicht die

Absicht eines so großen Blattes seyn könne, und fragte mich daher über die Absicht dieser mit so verschiedenen Farben bemalten, und mit so vielen Worten bedruckten Blätter; Ich zeichnete die Stube, worin wir uns befanden, auf ein Blatt Papier; in die Mitte schrieb ich das Wort Tisch, in jeder Ecke Stuhl, an die Seiten Büreau, Thüre u. s. w. Kannst du dir wohl vorstellen, sagte ich zu ihm, daß die vierseitige Figur hier die Stube vorstelle?

Lebrecht. *)

O ja! die Figur ist so länglicht, eben als die Stube; die Figur hat die schräge Ecke da auch so eben.

Ich.

Siehst du da in der Ecke, wo der Stuhl steht, habe ich hier auch Stuhl geschrieben; und siehe: hier der runde Fleck in der Mitte, wo ich das Wort Tisch beigeschrieben habe, bedeutet den Tisch. Steht nicht hier in dieser kleinen Figur, welche die Stube vorstellt, der Tisch und der Stuhl auch auf derselben Stelle, als in der Stube selbst?

Lebrecht.

O ja! Sie haben vergessen noch etwas.

Ich.

*) Ich lasse seine Wortfügung unabgeändert.

Eschke.

Ich.

Nun was denn Lebrecht?

Lebrecht.

Sie haben gezeichnet den Ofen hierin noch nicht.

Ich.

Wo müßte ich ihn denn wohl hinsetzen?

Lebrecht.

Da, an die Ecke.

Ich.

Du hast ganz recht, Lebrecht. Du siehst also hieraus, daß man einen großen Raum im Kleinen zeichnen, und alles nach Proportion in eben dem Orte darin machen kann, wo es im Großen steht. Nicht wahr?

Lebrecht.

O ja! ich sehe das deutlich recht.

Ich.

Glaubst du denn wohl, daß ich auch das ganze Haus so zeichnen, und in meiner Zeichnung alle Stuben und Kammern dahin setzen könne, wo sie im Hause liegen?

Lebrecht.

O! Sie thun es doch! *) zeichnen Sie dies Haus einmal.

Ich.

Siehe hier, dies stellt die vier Hauptmauern des Hauses vor: da ist die Hausthüre; wenn man da hereintritt, so ist linker Hand die Stube, wo wir drinnen sind; hier neben an ist meine Bücherkammer, und daneben die Schlafkammer, und dann meines Vaters, des Herrn Direktor Heinike, Studierstube. Meinst du, daß ich alles in der Ordnung gezeichnet habe, in der es sich im Hause befindet?

Lebrecht.

Richtig; die Plätze viereckigte liegen in der Ordnung eben hier an einander, als die Zimmer im Hause.

Ich.

Eben so wie ich hier die Stube und das Haus im Kleinen gezeichnet habe, kann man auch die ganze Stadt im Kleinen zeichnen. Man nennt eine solche Zeich-

*) Man merkte an Lebrecht's Stimme, daß dies keine Frage, sondern daß sein Syntax fehlerhaft; und er sagen wollte: „Thun Sie es doch!“

Eschke.

Zeichnung, die eine Stadt mit ihren Straßen, Plätzen und Hauptgebäuden vorstellt, einen Grundriß.

Lebrecht.

Ach! wir hätten einen Grundriß von Leipzig doch so wenn!

Indem ich ihm erklärte, warum er sagen müsse: „Ach! wenn wir doch so einen Grundriß von Leipzig hätten!“ holte ich meinen Atlas, und zeigte ihm denselben.

Lebrecht.

O! da ist abgemalt die Stadt ganz!

Ich.

Dabei wollen wir uns nicht aufhalten! dies hier unten ist nur die Stadt von außen abgezeichnet: das da oben aber ist der Grundriß.

Lebrecht.

Ey, was ist das?

Ich.

Das sind die Strassen.

Lebrecht.

O! die Strassen aussehn nicht so.

Ich.

Bist du schon einmal auf meinem Thurm gewesen?

Lebrecht.

Nein. Ach! Sie mit nehmen mich einmal.

Ich.

Ja, künftigen Donnerstag sollst du mit. Dann wirst du sehn, daß von oben herunter die Straßen eben so anzusehn sind, als hier; daß sie sich eben so durchschlängeln, und so krumm und unordentlich durch einander laufen, als hier auf dem Papier die schmalen weißen Streifen da zwischen dem Rothen.

Lebrecht.

Ach! der große Platz ist der Markt wohl?

Ich.

Ganz recht, Lebrecht! nun suche mir auch das Rathhaus.

Lebrecht.

Das Rathhaus ist hier. Das Rathhaus ist der große dunkelrothe Fleck. Ach! warten Sie, lassen Sie aufsuchen mich den neuen Kirchhof. Auf dem neuen Kirchhof ich wohne. Herr Direktor Heinike wohnet auf dem neuen Kirchhof; und Herr Eschke wohnet auf dem neuen Kirchhof auch.

Bei

Bei ihnen wohnen die Frau Direktorin Heinike, Madame Eschke, Mademoiselle Heinike, Mienchen, Malchen, taubstumme Brüder Gottlieb, Adam, Friedrich, Bachmann, Irmscher, Christlieb, Gustav, Georg und Johann, taubstumme Schwestern: Lore und Ernestine auf dem neuen Kirchhof auch. Sie sehn: der grüne Fleck bedeutet den neuen Kirchhof gewiß?

Lebrecht.

Richtig, mein lieber Lebrecht! du glaubst es also wohl, und kannst dir es recht gut vorstellen, daß man einen großen Raum, eine Stadt im Kleinen auf dem Papier mit allen seinen Theilen vorstellen kann?

Lebrecht.

O ja! ich sehe das hier ja!

Ich.

Ein Land ist ein noch viel größerer Raum, als eine Stadt, seine Theile sind Städte, wie Leipzig, Wittenberg u. s. w. Dörfer, wie Schönfeld, Raschwiz, Gohlis u. s. w. Flüsse, wie die Pleisse, Elbe u. s. w. Berge, wie der Borsberg, Blossin u. s. w. Wälder, wie der Harzwald u. s. w. Glaubst du wohl, daß man es auch im Kleinen auf dem Papier abzeichnen könne?

Lebrecht.

Lebrecht.

O ja!

Ich.

So wirst du auch begreifen können: was diese bemalten und mit Wörtern bedruckten Blätter bedeuten. Dies sind Landkarten u. s. w.

Ich habe von Lebrecht noch Vieles auf dem Herzen: das Auffallende seiner Gesichtsbildung und körperlichen Bewegung; sein Betragen, wenn er wegen Nachlässigkeit oder Muthwillen ernsthafte Verweise erhält, oder wegen seines Fleißes und seiner Ordnung gelobt wird. Aber ich will hievon erst im dritten Versuche handeln.

Eschke.

---

5. Die

5.

Die Wirkungen der äußern Sinne in psychologischer Rücksicht.

Ueber das musikalische Gehör.

Die Verhältnisse, die in Ansehung der Größen dem Auge angenehm sind, lassen sich in dem Grade, worin sie es sind, leicht mit dem Verstande begreifen, man kann sie sich leicht in Gedanken vorstellen.

Die Verhältnisse, die in Ansehung der Töne dem Ohre angenehm sind, lassen sich in dem Grade, worin sie es sind, auch leicht mit dem Verstande begreifen, man kann sie sich auch leicht in Gedanken vorstellen.

Die Vorstellungsart beider in der Seele, muß doch aber wohl verschieden seyn, indem man sich bei der Vorstellung der erstern einbildet, man sähe etwas; hingegen bei der Vorstellung der letztern, man höre etwas, und man sich doch eigentlich von einem Tone kein Bild machen kann, als welches etwas Sichtbares aber nichts Hörbares darstellet.

Da es also scheint als ob einbilden das rechte Wort, für die Vorstellung eines Tones in der Seele, nicht sey, so scheint auch für diese Vorstellungsart

lungsart der Seele nach kein Wort vorhanden zu seyn. Ja man kann wohl eigentlich nicht einmal sagen, daß die Seele sich einen Ton vorstelle, weil auch dies schon auf etwas Sichtbares Bezug zu haben scheint.

Es würde daher, um doch für beides ein, und wo nicht bedeutendes, doch wenigstens nicht unrichtiges Wort zu haben, weiter nichts übrig zu bleiben, als: die Seele **denkt** sich eine Größe, sie **denkt** sich einen Ton.

Wie denkt sich nun aber die Seele eine Größe, und **wie** denkt sie sich einen Ton?

Ueberhaupt könnte man wohl sagen: die Seele denkt sich eine Größe als etwas Sichtbares, sie denkt sich einen Ton als etwas Hörbares. Man könnte wohl sagen, da das Denken doch bloß in ihr vorgeht: Sie **sieht in** sich eine Größe, sie **hört in** sich einen Ton.

Wie geht es aber zu, daß sie **in** sich eine Größe sieht und einen Ton hört?

Man könnte sagen: sie stellt sich eine Größe vor, oder sie stellt eine Größe vor sich und sieht sie; sie bringt einen Ton hervor und hört ihn.

Wie kann man aber zu gleicher Zeit sagen, sie stellt sich eine Größe **vor**, und sie stellt sie in sich; denn wenn man sagt, sie stellt sich eine Größe in sich **vor**, so will das doch wohl so viel sagen, als, sie stellt dieselbe **vor** sich, und stellt sie auch zu gleicher Zeit in sich.

Scheint

Scheint es doch gleichsam, als ob man sich die Seele unter dem Mittelpunkte eines Kreises denken könne, welcher mit dem Kreise eins ausmacht, und nun in diesem Kreise, also in sich selbst, sich etwas vorstellt und sieht, welches denn freilich der äußere Sinn nicht sehen kann, weil solcher, wenn man sich die Seele unter diesem Bilde denken wollte, seinen Sitz alsdann etwa an der Peripherie dieses Kreises nach außen zu haben würde, und daher nur die äußern Gegenstände und Eindrücke wahrnehmen und empfinden könnte.

Auf die Art könnte dann auch der äußere Sinn nicht hören, was die Seele in sich hört, nicht fühlen, was die Seele in sich fühlt; da hingegen die Seele alles, was der äußere Sinn sieht, hört und fühlt, auch sehen, hören und fühlen könnte.

Was nun aber der äußere Sinn in verschiedenen Punkten sieht, hört und fühlt, das würde dann in der Seele in einem Punkte zusammentreffen. In ihr würde also der Unterschied von sehen, hören und fühlen wegfallen, sie würde sich alles Verschiedene des äußern Sinnes auf eine Art denken können. Und daher wäre es ja auch wohl nicht unrecht, wenn man von ihr sagte: sie stellt sich einen Ton vor, sie stellt sich ein Gefühl vor, so wie man sagt: sie stellt sich eine Größe vor.

So wie nun aber die Radien des Gesichts und Gehörs vom Mittelpunkte aus von einander abweichen, so würde die Seele auch anfangen dieselben zu unter-

unterscheiden. Und es scheinet auch fast, als ob sie sich bei einer recht lebhaften Vorstellung von etwas Sichtbarem oder Hörbarem jedesmal den eingebildeten Gegenstand dem äußern Sinne, welcher denselben von außen wahrzunehmen oder zu empfinden fähig ist, von innen so nahe wie möglich denkt, weil doch da der Unterschied am größten seyn müßte.

Ja sie scheint sich denselben gleichsam durch den äußern Sinn wahrnehmend zu denken. Man kann sich ja etwas dem äußern Sinne von innen so nahe vorstellen, daß einen fast unwillkührlich der Ausdruck entfährt: es ist mir als sähe ich u. s. w., als hörte ich u. s. w., als fühlte ich u. s. w., ja die Vorstellung kann so lebhaft werden, daß einer wirklich durch den äußern Sinn wahrzunehmen glaubt, was er sich doch bloß nur einbildet.

Es würde also nun heißen können: die Seele denkt sich eine Größe, als etwas durch den äußern Sinn des Sehens wahrnehmend, sie denkt sich einen Ton, als etwas durch den äußern Sinn des Hörens wahrnehmend. Es scheint gleichsam, als ob sie die äußern Organe zwingen könne, ihr diejenigen Bilder vorzustellen, die sie ihr darstellen würden, wenn sie dieselben von außen empfangen hätten.

Wenn die Seele sich aber die Bilder, welche sie verlangt, in sich selber vorstellt, ohne die äußern Sinne dazu zu gebrauchen, woraus formt sie denn dieselben anders als aus sich selbst? — Sie kann

dann

kann doch etwas aus sich formen und in sich darstellen, wie das große Ganze der Natur aus sich formt und in sich darstellt.

Sie scheint daher gleichsam ein Spiegel zu seyn, worin das Ganze der Natur sich abbildet und siehet, welchen dasselbe aber gleichwohl aus sich geformt und in sich dargestellt hat, und zwar nicht um seine Umrisse, sondern sein Wesen selbst darin zu sehen.

So wie nun also das große Ganze der Natur aus sich formt und in sich darstellt, so würde auch die Seele aus sich formen und in sich darstellen. Sollte sie nicht auch wiederum einen Spiegel aus sich formen und in sich darstellen können, wie die Natur, um sich auch darin abbilden und sehen zu können?

Für einen solchen scheint man fast dasjenige zu halten, welches man den Verstand nennt. Wenn man von jemand sagt: er hat einen guten Verstand, so denkt man sich darunter etwas in dem Menschen. Man sagt aber auch: er hat einen hellen, einen klaren, einen richtigen Verstand, welches alles Benennungen sind, die man auch den Eigenschaften eines guten Spiegels giebt. Man sagt auch wohl von jemand: er hat einen scharfen Verstand, aber hat man auch schon untersucht, ob man diese Eigenschaft nicht auch einem guten Spiegel beilegen könne?

In diesem Spiegel wird dann die Seele alles wahrnehmen, was sie aus sich formt und in sich darstellt, alle Bilder des Sehbaren, Hörbaren, Fühlbaren u. s. w.

Wie schaft sich nun aber die Seele ihre Vorstellungen und Bilder? — Wird es damit nicht eben so zugehen, als wenn das große Ganze der Natur etwas hervorbringt? — Dieses setzet nun zusammen, es formt, die Materie, der Grundstoff ist schon in ihm, es ist ja der Grundstoff selbst. Sollte es nicht auch also mit der Seele seyn? — Die Natur bringt aber auch nichts unmittelbar und auf einmal hervor, sondern läßt immer eins aus und nach dem andern entstehen, selbst ihr Wille scheint nicht unmittelbar da zu seyn. Sollte das nicht auch bei der Seele zutreffen? —

Dies auf die Vorstellung des Verhältnisses zweier Dinge, z. E. zweier Größen, in dem Verstande angewandt, ist es ganz natürlich, daß sie sich, verfahre sie auch noch so schnell, doch erst die beiden Dinge, die sie mit einander vergleichen will, neben einander wird vorstellen müssen, ehe sie das Verhältniß derselben gegeneinander wahrnehmen kann.

Wie kann sie sich aber z. B. die Hälfte gegen das Ganze anders vorstellen, als wenn sie sich erst ein Ganzes vorstellt, und dann selbiges in zwei gleiche Theile theilet?

Wollte

Wollte sie sich das Verhältniß eines Drittheils zum Ganzen vorstellen, so müßte sie schon eine Theilung einer vorgestellten Einheit in drei gleiche Theile vornehmen, welches doch schon weitläuftiger als die Theilung in zwei seyn, und welche Weitläuftigkeit bei zunehmender Kleinheit des Verhältnisses zunehmen, und ihr folglich mehr Mühe machen würde.

In wie fern und warum nun aber diejenigen Verhältnisse, welche die Seele sich leicht vorstellen kann, ihr in dem Grade, worin sie sich dieselben leicht vorstellen kann, angenehm sind, bedarf wohl einer besondern Erörterung.

K. St.

Lebrecht.

O! Sie thun es doch! *) zeichnen Sie dies Haus einmal.

Ich.

Siehe hier, dies stellt die vier Hauptmauern des Hauses vor: da ist die Hausthüre; wenn man da hereintritt, so ist linker Hand die Stube, wo wir drinnen sind; hier neben an ist meine Bücherkammer, und daneben die Schlafkammer, und dann meines Vaters, des Herrn Direktor Heinike, Studierstube. Meinst du, daß ich alles in der Ordnung gezeichnet habe, in der es sich im Hause befindet?

Lebrecht.

Richtig; die Plätze viereckigte liegen in der Ordnung eben hier an einander, als die Zimmer im Hause.

Ich.

Eben so wie ich hier die Stube und das Haus im Kleinen gezeichnet habe, kann man auch die ganze Stadt im Kleinen zeichnen. Man nennt eine solche Zeich-

*) Man merkte an Lebrecht's Stimme, daß dies keine Frage, sondern daß sein Syntax fehlerhaft; und er sagen wollte: „Thun Sie es doch!“

Eschke.

Zeichnung, die eine Stadt mit ihren Straßen, Plätzen und Hauptgebäuden vorstellt, einen Grundriß.

Lebrecht.

Ach! wir hätten einen Grundriß von Leipzig doch so wenn!

Indem ich ihm erklärte, warum er sagen müsse: „Ach! wenn wir doch so einen Grundriß von Leipzig hätten!“ holte ich meinen Atlas, und zeigte ihm denselben.

Lebrecht.

O! da ist abgemalt die Stadt ganz!

Ich.

Dabey wollen wir uns nicht aufhalten! dies hier unten ist nur die Stadt von außen abgezeichnet: das da oben aber ist der Grundriß.

Lebrecht.

Ey, was ist das?

Ich.

Das sind die Strassen.

Lebrecht.

O! die Strassen aussehn nicht so.

Ich.

Bist du schon einmal auf meinem Thurm gewesen?

Lebrecht.

Nein. Ach! Sie mit nehmen mich einmal.

Ich.

Ja, künftigen Donnerstag sollst du mit. Dann wirst du sehn, daß von oben herunter die Straßen eben so anzusehn sind, als hier; daß sie sich eben so durchschlängeln, und so krumm und unordentlich durch einander laufen, als hier auf dem Papier die schmalen weißen Streifen da zwischen dem Rothen.

Lebrecht.

Ach! der große Platz ist der Markt wohl?

Ich.

Ganz recht, Lebrecht! nun suche mir auch das Rathhaus.

Lebrecht.

Das Rathhaus ist hier. Das Rathhaus ist der große dunkelrothe Fleck. Ach! warten Sie, lassen Sie aufsuchen mich den neuen Kirchhof. Auf dem neuen Kirchhof ich wohne. Herr Direktor Heinike wohnet auf dem neuen Kirchhof; und Herr Eschke wohnet auf dem neuen Kirchhof auch.

Bei

Bei ihnen wohnen die Frau Direktorin Heinike, Madame Eschke, Mademoiselle Heinike, Mienchen, Malchen, taubstumme Brüder Gottlieb, Adam, Friedrich, Bachmann, Irmscher, Christlieb, Gustav, Georg und Johann, taubstumme Schwestern: Lore und Ernestine auf dem neuen Kirchhof auch. Sie sehn: der grüne Fleck bedeutet den neuen Kirchhof gewiß?

Lebrecht.

Richtig, mein lieber Lebrecht! du glaubst es also wohl, und kannst dir es recht gut vorstellen, daß man einen großen Raum, eine Stadt im Kleinen auf dem Papier mit allen seinen Theilen vorstellen kann?

Lebrecht.

O ja! ich sehe das hier ja!

Ich.

Ein Land ist ein noch viel grösserer Raum, als eine Stadt, seine Theile sind Städte, wie Leipzig, Wittenberg u. s. w. Dörfer, wie Schönfeld, Raschwiz, Gohlis u. s. w. Flüsse, wie die Pleisse, Elbe u. s. w. Berge, wie der Borsberg, Blossin u. s. w. Wälder, wie der Harzwald u. s. w. Glaubst du wohl, daß man es auch im Kleinen auf dem Papier abzeichnen könne?

Lebrecht.

Lebrecht.

O ja!

Ich.

So wirst du auch begreifen können: was diese bemalten und mit Wörtern bedruckten Blätter bedeuten. Dies sind Landkarten u. s. w.

Ich habe von Lebrecht noch Vieles auf dem Herzen: das Auffallende seiner Gesichtsbildung und körperlichen Bewegung; sein Betragen, wenn er wegen Nachlässigkeit oder Muthwillen ernsthafte Verweise erhält, oder wegen seines Fleißes und seiner Ordnung gelobt wird. Aber ich will hievon erst im dritten Versuche handeln.

Eschke.

5.

Die Wirkungen der äußern Sinne in psychologischer Rücksicht.

Ueber das musikalische Gehör.

Die Verhältnisse, die in Ansehung der Größen dem Auge angenehm sind, lassen sich in dem Grade, worin sie es sind, leicht mit dem Verstande begreifen, man kann sie sich leicht in Gedanken vorstellen.

Die Verhältnisse, die in Ansehung der Töne dem Ohre angenehm sind, lassen sich in dem Grade, worin sie es sind, auch leicht mit dem Verstande begreifen, man kann sie sich auch leicht in Gedanken vorstellen.

Die Vorstellungsart beider in der Seele, muß doch aber wohl verschieden seyn, indem man sich bei der Vorstellung der erstern einbildet, man sähe etwas; hingegen bei der Vorstellung der letztern, man höre etwas, und man sich doch eigentlich von einem Tone kein Bild machen kann, als welches etwas Sichtbares aber nichts Hörbares darstellet.

Da es also scheint als ob einbilden das rechte Wort, für die Vorstellung eines Tones in der Seele, nicht sey, so scheint auch für diese Vorstellungsart

lungsart der Seele nach kein Wort vorhanden zu seyn. Ja man kann wohl eigentlich nicht einmal sagen, daß die Seele sich einen Ton vorstelle, weil auch dies schon auf etwas Sichtbares Bezug zu haben scheint.

Es würde daher, um doch für beides ein, und wo nicht bedeutendes, doch wenigstens nicht unrichtiges Wort zu haben, weiter nichts übrig zu bleiben, als: die Seele denkt sich eine Größe, sie denkt sich einen Ton.

Wie denkt sich nun aber die Seele eine Größe, und wie denkt sie sich einen Ton?

Ueberhaupt könnte man wohl sagen: die Seele denkt sich eine Größe als etwas Sichtbares, sie denkt sich einen Ton als etwas Hörbares. Man könnte wohl sagen, da das Denken doch bloß in ihr vorgeht: Sie sieht in sich eine Größe, sie hört in sich einen Ton.

Wie geht es aber zu, daß sie in sich eine Größe sieht und einen Ton hört?

Man könnte sagen: sie stellt sich eine Größe vor, oder sie stellt eine Größe vor sich und sieht sie; sie bringt einen Ton hervor und hört ihn.

Wie kann man aber zu gleicher Zeit sagen, sie stellt sich eine Größe vor, und sie stellt sie in sich; denn wenn man sagt, sie stellt sich eine Größe in sich vor, so will das doch wohl so viel sagen, als, sie stellt dieselbe vor sich, und stellt sie auch zu gleicher Zeit in sich.

Scheint

Scheint es doch gleichsam, als ob man sich die Seele unter dem Mittelpunkte eines Kreises denken könne, welcher mit dem Kreise eins ausmacht, und nun in diesem Kreise, also in sich selbst, sich etwas vorstellt und sieht, welches denn freilich der äußere Sinn nicht sehen kann, weil solcher, wenn man sich die Seele unter diesem Bilde denken wollte, seinen Sitz alsdann etwa an der Peripherie dieses Kreises nach außen zu haben würde, und daher nur die äußern Gegenstände und Eindrücke wahrnehmen und empfinden könnte.

Auf die Art könnte dann auch der äußere Sinn nicht hören, was die Seele in sich hört, nicht fühlen, was die Seele in sich fühlt; da hingegen die Seele alles, was der äußere Sinn sieht, hört und fühlt, auch sehen, hören und fühlen könnte.

Was nun aber der äußere Sinn in verschiedenen Punkten sieht, hört und fühlt, das würde dann in der Seele in einem Punkte zusammentreffen. In ihr würde also der Unterschied von sehen, hören und fühlen wegfallen, sie würde sich alles Verschiedene des äußern Sinnes auf eine Art denken können. Und daher wäre es ja auch wohl nicht unrecht, wenn man von ihr sagte: sie stellt sich einen Ton vor, sie stellt sich ein Gefühl vor, so wie man sagt: sie stellt sich eine Größe vor.

So wie nun aber die Radien des Gesichts und Gehörs vom Mittelpunkte aus von einander abweichen, so würde die Seele auch anfangen dieselben zu unter-

unterscheiden. Und es scheinet auch fast, als ob sie sich bei einer recht lebhaften Vorstellung von etwas Sichtbarem oder Hörbarem jedesmal den eingebildeten Gegenstand dem äußern Sinne, welcher denselben von außen wahrzunehmen oder zu empfinden fähig ist, von innen so nahe wie möglich denkt, weil doch da der Unterschied am größten seyn müßte.

Ja sie scheint sich denselben gleichsam durch den äußern Sinn wahrnehmend zu denken. Man kann sich ja etwas dem äußern Sinne von innen so nahe vorstellen, daß einen fast unwillkührlich der Ausdruck entfährt: es ist mir als sähe ich u. s. w., als hörte ich u. s. w., als fühlte ich u. s. w., ja die Vorstellung kann so lebhaft werden, daß einer wirklich durch den äußern Sinn wahrzunehmen glaubt, was er sich doch bloß nur einbildet.

Es würde also nun heißen können: die Seele denkt sich eine Größe, als etwas durch den äußern Sinn des Sehens wahrnehmend, sie denkt sich einen Ton, als etwas durch den äußern Sinn des Hörens wahrnehmend. Es scheint gleichsam, als ob sie die äußern Organe zwingen könne, ihr diejenigen Bilder vorzustellen, die sie ihr darstellen würden, wenn sie dieselben von außen empfangen hätten.

Wenn die Seele sich aber die Bilder, welche sie verlangt, in sich selber vorstellt, ohne die äußern Sinne dazu zu gebrauchen, woraus formt sie denn dieselben anders als aus sich selbst? — Sie kann

dann

nun doch etwas aus sich formen und in sich darstellen, wie das große Ganze der Natur aus sich formt und in sich darstellt.

Sie scheint daher gleichsam ein Spiegel zu seyn, worin das Ganze der Natur sich abbildet und siehet, welchen dasselbe aber gleichwohl aus sich geformt und in sich dargestellt hat, und zwar nicht um seine Umrisse, sondern sein Wesen selbst darin zu sehen.

So wie nun also das große Ganze der Natur aus sich formt und in sich darstellt, so würde auch die Seele aus sich formen und in sich darstellen. Sollte sie nicht auch wiederum einen Spiegel aus sich formen und in sich darstellen können, wie die Natur, um sich auch darin abbilden und sehen zu können?

Für einen solchen scheint man fast dasjenige zu halten, welches man den Verstand nennt. Wenn man von jemand sagt: er hat einen guten Verstand, so denkt man sich darunter etwas in dem Menschen. Man sagt aber auch: er hat einen hellen, einen klaren, einen richtigen Verstand, welches alles Benennungen sind, die man auch den Eigenschaften eines guten Spiegels giebt. Man sagt auch wohl von jemand: er hat einen scharfen Verstand, aber hat man auch schon untersucht, ob man diese Eigenschaft nicht auch einem guten Spiegel beilegen könne?

In diesem Spiegel wird dann die Seele alles wahrnehmen, was sie aus sich formt und in sich darstellt, alle Bilder des Sehbaren, Hörbaren, Fühlbaren u. s. w.

Wie schaft sich nun aber die Seele ihre Vorstellungen und Bilder? — Wird es damit nicht eben so zugehen, als wenn das große Ganze der Natur etwas hervorbringt? — Dieses setzet nun zusammen, es formt, die Materie, der Grundstoff ist schon in ihm, es ist ja der Grundstoff selbst. Sollte es nicht auch also mit der Seele seyn? — Die Natur bringt aber auch nichts unmittelbar und auf einmal hervor, sondern läßt immer eins aus und nach dem andern entstehen, selbst ihr Wille scheint nicht unmittelbar da zu seyn. Sollte das nicht auch bei der Seele zutreffen? —

Dies auf die Vorstellung des Verhältnisses zweier Dinge, z. E. zweier Größen, in dem Verstande angewandt, ist es ganz natürlich, daß sie sich, verfahre sie auch noch so schnell, doch erst die beiden Dinge, die sie mit einander vergleichen will, neben einander wird vorstellen müssen, ehe sie das Verhältniß derselben gegeneinander wahrnehmen kann.

Wie kann sie sich aber z. B. die Hälfte gegen das Ganze anders vorstellen, als wenn sie sich erst ein Ganzes vorstellt, und dann selbiges in zwei gleiche Theile theilet?

Wollte

Wollte sie sich das Verhältniß eines Drittheils zum Ganzen vorstellen, so müßte sie schon eine Theilung einer vorgestellten Einheit in drei gleiche Theile vornehmen, welches doch schon weitläuftiger als die Theilung in zwei seyn, und welche Weitläuftigkeit bei zunehmender Kleinheit des Verhältnisses zunehmen, und ihr folglich mehr Mühe machen würde.

In wie fern und warum nun aber diejenigen Verhältnisse, welche die Seele sich leicht vorstellen kann, ihr in dem Grade, worin sie sich dieselben leicht vorstellen kann, angenehm sind, bedarf wohl einer besondern Erörterung.

K. St.

6.

Ueber die Sprache.

Unmaßgeblicher Vorschlag zu einer neuen Lehrart fremder Sprachen.

Eine doppelte Art der Betrachtung herrscht bei den Dingen, die einen Vorwurf menschlicher Erkenntniß abgeben. Die eine betrift die natürliche Art der Beschaffenheit einer Sache, die andre beschäftigt sich mit der Geschichte ihres Gebrauchs. Ist nun die Sprache eine so wichtige Angelegenheit, daß das ganze menschliche Leben daraus seinen Vorzug erhält, so ist es auch billig der Untersuchung werth, theils welches der natürliche Bau der Sprache, theils wie die Sprache von Zeit zu Zeit in Uebung gebracht und erhalten worden sey. Dieses will ich die Geschichte, jenes die Geburt der Sprache nennen.

Die Erkenntniß der natürlichen Beschaffenheit eines Dinges erwächst aus dem, was wir bei der Empfindung, die wir von ihm haben, und bei dem Gebrauch, den wir davon machen, gewahr werden. Bei der Sprache bemerken wir erst die Gliedmaßen des menschlichen Leibes, eigentlich nur des Mundes, der dieselbe hervorbringt; darnächst die Geberden des Gesichts und die Stellung des Leibes bei dem

Gebrauch der Sprache; drittens ihren innern Geist, so nenne ich die innre Verbindung der Gedanken mit den Worten. Diese gründet sich darauf, daß der Mensch fähig ist einerlei Empfindung durch einerlei Schall auszudrücken, und ihn als den ersten Anzeiger der nehmlichen Empfindung zu betrachten. Daraus entsteht endlich eine Gleichförmigkeit; nach welcher der Gebrauch der Schalle, und folglich das, was uns Sprache ist, beständig und gewiß gemacht wird. Dies ist der Verstand der Sprache. Sobald man ein Wort, als einen Theil der Rede, hört oder liest, stellt man eben die Empfindung sich vor, hat man eben den Gedanken, den der hatte, dessen Mund oder Feder das Wort entsprang.

Der Bau des Mundes ist ein Meisterstück des Schöpfers. Die Hölung zur Formirung des Schalles: die mannigfaltige Eröffnung und Schließung erzeugt die Verschiedenheiten des Schalles, und die Zunge mit den Zähnen ist Register und Begleiter vieler aus der Gurgel durch die Kehle hervorgehenden Töne. Sie bestimmt solche auf eine und eben dieselbe Art. Nicht mehr und nicht minder veränderte Schalle sind möglich, die eigentlich einzeln, durch den Verstand aber in ihrer vielfachen Versetzung und Zusammenfügung geordnet werden. Daraus entsteht also eine so vielartige Anwendung, die eine Sprache formirt, und sie unzählig verändert. Alle Menschen haben zwar einen gleichförmigen Bau des Mundes, und einen ihnen allen gleichen Ver-

stand, sie machen daher einen ähnlichen Gebrauch davon. Dies heißt im Allgemeinen die Sprachfähigkeit. Sie wird aber nach verschiedenen Umständen so verschieden angewandt, daß daraus mancherlei Sprachen quellen, wie aus einem Strome die Flüsse. Darin harmoniren alle Sprachen der Erde: sie werden aus dem menschlichen Munde hervorgebracht auf ähnliche Art, in Rücksicht der Formirung der Schalle und Wörter. Darin disharmoniren alle Sprachen der Erde: ihre Bedeutung kann, insofern sie von Willkühr der Menschen abhängt, auf mancherlei Weise bestimmt und festgesetzt werden. Hieraus folgt nothwendig: daß der natürliche Bau der Sprache an sich einerlei ist, die verschiedne Anwendung aber verschieden, und also viele Sprachen erzeugt.

Das desto deutlicher zu verstehen, nehme ich eine Erläuterung aus der Mathematik, in welcher Rechenkunst und Feldmeßkunde die eigentlichen Grundwissenschaften sind. In jener haben wir die Zahlen und ihre Zeichen, die alle verschieden können angenommen werden; und doch im Grunde eine und eben diese Art des Zählens ausmachen. In dieser haben wir Linien, die auf so vielfache Art können zusammengesetzt werden; es bleibt aber immer im Grunde nur Eine Art der Zusammensetzung möglich. Obgleich die Zeichen der Zahlen und die Benennung der Linien nach jedes Menschen Willkühr können angenommen und bestimmt werden, so ge-

schieht

bliebe doch das Messen und Zählen auf eine Art; an welchem Orte der Erde, in welchem Planeten oder Weltraume man auch zählt oder misset (aus dem Zusammenhange kann geschlossen werden, welches Zeichen eine Einheit, und was für Eine es sey. Sobald man das Verhältniß der gebrauchten Zahlzeichen weiß, und sobald man eine Figur erblickt, deren Linien mit gewissen Namen belegt worden sind, kann man wissen: welcher Name einer bestimmten Linie gegeben worden ist).

Eben so verhält es sich mit der Tonkunst, die im Allgemeinen nur auf Eine Art bestimmt, aber im einzelnen auf unzählige Weise metamorphosirt wird. Sie bleibt immer eine und eben dieselbe Musik, die aus sieben ganzen und fünf halben Tönen besteht, wenn sie gleich noch in so verschiedne Oktaven zerfällt.

Auf die nehmliche Weise bilde ich mir den natürlichen Bau der Sprachen ein. Gewisse Empfindungen des Körpers, gewisse Bewegungen der körperlichen Gliedmaßen verursachen einen Schall des Mundes, oder begleiten dessen Ausbruch. Die letztre Wiederholung giebt ihm die beständige Bedeutung. Bei dem Gebrauche merkt man immer mehr Veränderungen, man setzt aus einfachen Schallen doppelte, aus einzelnen mehrere zusammen. Dem Munde wird das Sprechen geläufiger. Mehrere Vorfallenheiten erregen mehrere Empfindungen. Mehrere Dinge fodern mehr Bezeichnun-

gen; man merkt außer sich mehrere Schalle, und ahmt sie nach mit dem Munde, und bringt die Dinge und Gegenstände mit dem Schalle zum Zeichen ihrer Benennung. Man giebt ähnlichen Dingen ähnliche Namen, und so wird allmälig eine bestimmte Sprachgewohnheit, die man Sprache nennt. Mit der Zeit merkt man, wie bei ähnlichen Dingen und Zufällen ein und eben dieselben Schalle gebraucht und verändert werden, und so entstehn nach und nach Regeln. Diese machen eine Wissenschaft der Sprache aus, und das ist die erste allgemeine natürliche Grammatik, die die Regeln anzeigt, nach welchen die Sprache zu beurtheilen und zu lernen ist.

Aus dieser Vorstellung folgt, daß nur eine Grundsprache existire, die allen Menschen gemein ist; so wie es nur eine Fähigkeit zu sprechen, einen menschlichen Verstand, und eine Beschaffenheit, einen Bau der Sprachorganen giebt. Vermöge dieser allgemeinen Grundsprache schreien bei der Geburt alle Kinder na. Durch diese allgemeine Grundsprache sagen alle Kinder tata und mama, ehe sie deutlich sich vorstellen können, was für Objekte sie einst mit den Schallen oder Silben bezeichnen. Allenthalben recken die Kinder ihre Hände aus nach diesen Vorwürfen, und es ist willkührlich, ob sie den Vater ta und die Mutter ma nennen, oder umgekehrt.

Dies

Dies applicire man auf alle übrigen möglichen Schalle, sowohl im Einfachen als Zusammengesetzten, und man wird unzählige Sprachen in einer Sprache finden. Alle besondre Sprachen werden Dialekte seyn, in einer Grundsprache, als im Mittelpunkte der ganzen Sprachfähigkeit, zusammentreffen.

Die Richtigkeit dieser Gedanken führet mich auf eine andere Vorstellung, die daraus folgt, und sehr natürlich zu begreifen ist. Sie lautet also: Alle Wörter scheinen unter einer und eben derselben Hauptbedeutung in allen Sprachen, und bloß in ihren Nebenbedeutungen gänzlich von einander unterschieden zu seyn. Eine genaue Betrachtung der allgemeinen und besondern Begriffe erkennt endlich wohl: in welcher Verwandtschaft die Wörter in ihren verschiedenen Bedeutungen mit einander stehen. Sobald als gewisse bestimmte Begriffe mit gewissen bestimmten Schallen verbunden werden, bekommt die Sprache eine philosophische Gestalt, die Deutungen der Wörter werden in Aehnlichkeit gesetzt, gewisse Wörter werden mit allgemeinen Begriffen verknüpft, und die Verschiedenheit ihres Gebrauches und ihrer Zusammensetzung oder Versetzung bestimmt die darunter begriffenen einzelnen Vorstellungen. Kurz, es wächst aus der Sprache eine Philosophie. Nun bin ich im Stande, die Wörter in ihre ersten Grundschalle und in ihre erste Bedeutung aufzulösen, die zusammengesetzten Vorstellungen in ihre

 einfa-

einsehen, woraus Umstände sind, zu deduciren. Nun wird mir der Satz als Wahrheit deutlich: jedes Wort hat nach seinen natürlichen Schallen, woraus es formirt ist, seine möglichen Grundbegriffe. Was aber für eine bestimmte Bedeutung durch den Gebrauch in einzelnen Fällen mit jedem Worte verknüpft wird, das muß die Geschichte der Sprache zeigen, in der man es braucht. Folglich philosophire ich bei der Sprache nicht anders, wenn ich die mögliche Grundbedeutung eines Worts bestimme, und den historischen Gebrauch in seiner besondern Bedeutung erkläre, als ich in der Naturlehre, mittelst der Scheidekunst, verfahre, und in der Grundlehre allgemeine Begriffe in einzelne zergliedre, oder wie ich das ganze Weltgebäude in die Theile mit meinen Gedanken trenne, aus denen es zusammengeflossen ist.

Nunmehr, hoffe ich, wird Jedermann verstehn, was ich mit dem natürlichen Bau der Sprache anzeigen will, und was man sich von einer allgemeinen Grundsprache vorstellen soll, in die alle besondre Sprachen zusammen stoßen. Wie nun die menschliche Erkenntniß von den besondern Begriffen zu allgemeinen schreitet, die einzelnen Theile der Welt zuerst erkennt, und dann zu den zusammengesetzten Körpern fortgeht, Erfahrungen von den Wirkungen der Dinge abstrahirt, und alsdann auf ihr inneres Wesen schließt; so handelt auch der menschliche Verstand in Untersuchung der diversen

einzel-

einzelnen Sprachen, Redensarten, Ausdrücke und Worte. Wir lernen nunmehr a posteriori aus der Erfahrung, wie a priori eine Sprache und ein Wort dem Wesen nach entstanden sind. Wir erforschen und bestimmen, aus was für Elementen, die wir Buchstaben nennen, ein Wort bestehe, aus was für Wörtern eine Sprache komponirt sey, in welchem Sprachgebrauche dieses oder jenes Wort willkührlich angewandt werde, was es für Aenderungen der Aussprache und Bedeutung leide. Und dies alles heißt mit einem Namen: Etymologie oder Wortforschung. Diese schließt eine doppelte Beschäftigung in sich: erstens zeigt sie die Elemente, aus denen ein Wort besteht, und was für Grundbegriffe sie an die Hand geben; zweitens den bestimmten Begriff, den das Wort durch den Gebrauch hat. Daraus folgt: bei welchem Volke, zu welcher Zeit, unter welchen Umständen das Wort entstanden, und wie es theils in der Aussprache, theils in Nebenbedeutungen verwandelt worden sey. Dieses nennen wir die historische, jenes die grammatikalische Wortforschung, die um der Genauigkeit willen beisammen bleiben müssen. So habe ich z. B. das Wort stumm in meinen

kleinen Rapsodien über Denk- und Lehrart der Taubstummen, 1ste Raps. 8.

historisch und grammatikalisch untersucht. Auch dieses Wort stumm dient vorzüglich sehr zu meiner Behauptung.

Aus

Aus solchen allgemeinen Begriffen von dem natürlichen Bau, von dem Wesen und von der Einrichtung der Sprache, von der Beschaffenheit der Bedeutung der Wörter bilde ich den Begriff: daß alle Sprachen eigentlich nur eine Sprache sind. Alle Völkerschaften des Erdballs reden also eigentlich nur eine Sprache, die aber in eben so viele Abänderungen ausgeartet ist, als verschiedne Völker sich von einem menschlichen Geschlechte gesondert, und in einzelne Glieder des allgemeinen Menschenstaats vertheilt haben.

Ich lernte viele Sprachen, nach dem gewöhnlichen Schlendrian, buchstäblich, und ich fand: viele Wörter machten unter eben den Begriffen in verschiednen Sprachen sich kenntlich, und wenn gleich einige Verschiedenheit der Aussprache und der Begriffe existirte, so war sie doch nicht essentiel, nicht beständig, sondern bloß zufällig, veränderlich und äußerst selten. Ich bildete daher, mir däucht, ziemlich richtig die Schlußfolgerung: daß solches im Grunde nur ein und eben dasselbe Wort, unter einer und eben derselben Grundbedeutung sey. Ich begann, mir Regeln davon zu drechseln, und ich merkte, daß die Anwendung derselben ein unglaubliches Hülfsmittel für das Gedächtniß gebe, eine fremde Sprache bald zu lernen.

Ich glaube also, daß man eine wildfremde Sprache so am leichtesten fasset, wenn man sich vor-

vor-

vorstellt: man lerne nicht nur Wörter, sondern eben die, so *) man in seiner Muttersprache schon weiß, nur etwa mit einer kleinen Änderung des Schalles und der Bedeutung. Letztere läßt sich nach den bekannten Figuren der Metapher, Metonymie und Synekdoche leicht begreifen. Und erstere kann nach den bekannten grammatikalischen Figuren des Wegwerfens oder Zusetzens erklärt werden. Dabei würden sich mehrere Regeln hervorschwingen, die man gelegentlich anwenden und deutlicher bestimmen könnte.

Mir geriethen ein spanisches und ein polnisches Buch unter die Augen, und da ich eben damals

Muße

*) Ich weiß wohl, daß dieses relative so in unserm Zeitalter Feinde in Riesengröße gefunden hat, deren Zwergmagen es schlechterdings nicht verdauen kann, und die es aus der teutschen Sprache völlig verbannen wollen. Das arme so! Ich sehe keinen Grund, warum wir es in's Exil schicken wollen. Selbst die besten Schriftsteller brauchen es unzähligemal. Und ich habe noch dazu einen Grund, dieses unschuldige Relativum nicht zu verstoßen. Dieser Grund ist dessen Abstammung. Denn es ist mit dem Artikel oder vielmehr dem demonstrativen Pronomen der, die, das, genau verwandt. Dieses der, die, das, heißt bei dem Ulphilas = sa, so, thata, im Isländ. sa, su, that, Hebr. [illegible] u. s. f. Und überdies ist es in dieser relativen Bedeutung älter als in allen andern.

Eschke.

Muße hatte, dachte ich: siehe du wähnst, daß alle Sprachen aus einer erlernt werden können; mache nun die Probe! Spanisch und Polnisch sollen mit dem Teutschen keine Verwandschaft haben. Versuche, ob du es verstehst, ohne es gelernt zu haben. Ich war muthig genug, meinen angenommenen Satz zu zernichten oder zu bauen. Ich fing meinen Weg an, wie mit Spornen getrieben; und ich entdeckte ein Wort nach dem andern, wie es im Grunde, und nach dem Hauptbegriffe teutsch, und nur nach der Aussprache und in zufälliger Bedeutung sich spanisch oder polnisch darstellte, das ist anders, als ich bisher im Teutschen gewohnt war. Ich konnte hiebei unmöglich gleichgültig seyn. Ich freute mich, wie ein Wandrer, der auf ungewissem dunkeln Pfade irrt, und dem plötzlich ein Lichtstral schimmert. Ich schaffte mir ein spanisches und polnisches Wörterbuch an, und sah was diese Sprachen mit der teutschen oder andern bekannten Sprachen gemein haben. Ich beobachtete, wie die Begriffe sich bei den Worten aus allgemeinen in besondre, und umgekehrt, verändern. Ich legte den Grund zu einer systematischen Erkenntniß der Sprache, welche die Sprache in Philosophie verwandelt, und die Philosophie in Sprachen darstellt.

Ich bin bekanntlich Lehrer am Königl. Preuß. Institute für Taub- und andere Stumme; die Stummen lernen gewöhnlich nur eine Sprache,

(ein

(ein Taubstummer hat gar keine Muttersprache) also kann ich meine Theorie nicht praktisch betreiben und ausüben. Doch zweifle ich nicht im mindesten, daß sie praktisch anwendbar sey. Aber auf allen Kloster- und Fürstenschulen nach altem Schnitte, wird man sie nicht adoptiren, und wenn sie noch so gegründet, brauchbar und ersprießlich wäre.

So gut ich es wußte und verstand, habe ich es hergeschrieben, und daß die einzigste Absicht dabei war: meinen Mitmenschen zu nutzen, weiß Niemand so gut als ich.

Berlin, am 11. Oktober, 1789.

Ernst Adolf Eschke.

Sonderbare Zweifel und Trostgründe eines hypochondrischen Metaphysikers.

Die Ewigkeit, welche wir uns bei Gott denken, ist wesentlich von derjenigen unterschieden, welche wir hoffen. Denn dieses ist immer nur Zeit. Immer nur eine Folge vom Denken, die Gott mit einemmale zusammenfaßt, so daß seine Ewigkeit in einem Augenblick zusammenfließt. Bei ihm ist keine Folge. —

Dies ist einer der erhabensten Gedanken, den die menschliche Seele denken kann. Wie kam sie zu diesem Gedanken? Und enthält er keinen Widerspruch? Ist es wohl möglich, daß man sich das, was aufeinander folgt, als nebeneinander denken könne?

Daß uns die Dinge in der Welt aufeinander zu folgen scheinen, ist das Resultat unsrer Unvollkommenheit. Weil wir uns nicht mehrere Dinge auf einmal vorstellen können, so müssen wir warten, bis das eine erst vorüber ist, ehe wir das andre betrachten können. Die Folge der Dinge wäre also bloß ein Verhältniß gegen uns, und eigentlich nichts Wirkliches. Wenn ich eine Stadt besehen will, und befinde mich unten an dem Ende, so muß ich eine Straße nach der andern durchgehn, und es

abwarten, bis ich sie nach und nach kennen lerne. Wenn ich aber auf einem Thurme stehe, so sehe ich dasjenige nebeneinander, was ich vorher nacheinander sehen mußte. Was wir die Folge der Dinge nennen, ist also bloß die Folge unserer Vorstellungen von diesen Dingen. Aber hierin giebt es doch wohl eine wirkliche Folge? Für einen eben so eingeschränkten Verstand, der sie eines nach dem andern betrachten muß wohl, aber nicht für einen vollkommnen der sie nebeneinander stehet.

Alles was künftig ist, wäre also wirklich schon da, nur für uns noch nicht.

So müßte auch unsere Vorstellung davon schon da seyn, das ist sie aber wirklich nicht, und jene Behauptung ist folglich ein Widerspruch. Unsere Vorstellung davon ist auch schon da. Wir müssen nur erst warten, bis sie an uns kömmt.

Aber wie ist es denn mit den Bewegungen? Wie kann der Mann, welcher jetzt noch hier steht, in diesem Augenblicke schon eine Meile weit entfernt seyn?

Wie kann auch der allumfaßendste Verstand mein Hierstehen und Dastehen nebeneinander stellen? Wo ich gestanden habe, stehe ich doch jetzt nicht mehr — das wäre also aufs neue ein Widerspruch.

Wenn ich ein Feuerrad mache, oder einen Funken schnell umher drehe, so scheint er da zu seyn, wo er doch nicht ist, anstatt eines Punktes be-

merkt unser Auge einen Cirkel, welcher stille zu stehen scheinet. Weil die Bewegung sehr schnell ist, so können wir uns auf einige Augenblicke, die Dinge welche aufeinander folgen, als nebeneinander vorstellen. Wir erblicken den Funken an allen Orten, wo er hinkömmt, wo er jetzt ist, und wo er war, zugleich, und umfassen gleichsam im Kleinen das Gegenwärtige, das Vergangene und das Zukünftige mit einem Blicke.

Wenn wir uns also die Erde wie einen sich fortbewegenden Punkt gedächten, so müßte sie sich in dem göttlichen Verstande wie ein Cirkel darstellen.

Wenn wir sehen, daß sich etwas bewegt, so verändert sich bloß unsere Vorstellung von der Person oder Sache. Ein Mann steht unter einem Baume. Er geht weg. In meiner Seele bleibt noch das Bild von dem Manne der unterm Baume steht. Der Funke bewegt sich fort, an dem Orte aber, wo er selbst nicht mehr ist, ersetzt sein Bild in meiner Seele seine Stelle.

Wenn ich mir den Mann zugleich unterm Baume und in seinem Hause vorstellen wollte, so müßte der Baum und sein Haus eins seyn.

Das Bild des Untermbaumstehens liegt aber noch immer in der Seele, wenn auch der Mann schon wieder in seinem Hause ist.

Das Untermbaumstehen war eben so wirklich als das Zuhauseseyn ist.

Aber

Aber ich kann mir doch unmöglich beides auf einmal denken?

Gott aber muß sich beides auf einmal denken können. Bei ihm ist keine Veränderung.

Die Bewegungen des Menschen kann man nicht anders als durch Veränderungen seiner Vorstellungen erklären, denn daß sie das sind wissen wir alle gewiß. Nun liegen alle Vorstellungen, die der Mensch haben soll, schon nebeneinander da, und der Mensch muß sie eine nach der andern durchgehen. Und selbst dieses Durchgehen ist bei Gott schon nebeneinander da.

Das Nebeneinandervorstellen Gottes muß aber auch von dem unsrigen sehr verschieden seyn, denn wir haben doch immer die Begriffe von Nähe und Entfernung. Bei ihm muß sich alles auf einen Punkt reducieren.

Wenn wir das Gegenwärtige sehen, so behalten wir noch immer das Bild von dem Vergangnen. Es ist aber bei uns nicht mehr wirklich. Bei Gott hingegen muß es noch eben so wirklich seyn, wie das Gegenwärtige. Dies ist vielleicht bei uns ein Theil des göttlichen Ebenbildes.

In ihm steht das ganze Leben des Menschen, ewig wie ein Gemälde nebeneinander da. Der Mensch muß es erst durchleben.

Und giebt es denn einen solchen vollkommensten Verstand? —

In ihm freut sich noch der erste Mensch seines Daseyns; genießt noch immer die frohen Augenblicke im Paradiese, und freuet sich seiner reizenden Gehülfin. In ihm verscherzt er noch sein Glück, und bauet mit Mühe den Acker u. s. w., welch ein erstaunlicher Gedanke, daß alles nebeneinander wie Licht und Schatten zu sehen, welch ein unbegreifliches Gemälde.

Ach also ist von dem Vergangenen nichts vergangen, so ist noch alles so da, wie es war, aufbewahrt in dem allumfassenden Gedanken des Ewigen. Wie tröstlich! Wie es mich manchmal kränkte; wenn ich dachte, mit dem ists nun vorbei, das ist nun auf ewig dahin!

Darum klage nicht, daß dein Freund im Staube modert! er blühet noch in seiner schönsten Jugend. Die Jahre seiner Kindheit sind noch nicht verflossen, ob er gleich jetzt im Staube verweset.

Du bist nur gerade jetzt in solchem Verhältniß gegen ihn, daß du den gegenwärtigen Punkt seiner Veränderungen, Verwesung im Grabe, bemerken kannst. Das Verhältniß des Ewgen gegen ihn ist so, daß er sein Verwesen im Grabe und das Aufblühen seiner Jugend jetzt zugleich bemerkt, und daß auch schon sein verklärter Körper wirklich da steht. Wo dein Verhältniß aufhört, das scheint dir vergangen zu seyn. Du täuschest dich aber. Vielleicht wird uns einmal die Wonne gewährt unser Daseyn so nebeneinander zu sehen, vielleicht

hört

hört bei uns einmal im eingeschränktern Maße die Folge auf, so daß auch wir alles was wir sind auf einmal sind, und unsre Ewigkeit zur immerwährenden Gegenwart wird.

Wenn sich ein Rad schnell umdreht, so macht jeder hervorragende rauhe Punkt einen Cirkel, und das Ganze bekommt ein schönes, ebenes und wohlgeordnetes Ansehen.

Bei Gott kann nicht das kleinste Bild von dem Vergangenen zurückbleiben, sonst müßte man sich eine Zeitfolge bei ihm gedenken.

Gott hat einen unendlich vollkommnern Begriff von uns als wir selbst von uns haben. Jemehr wir uns mit ihm vereinigen, desto mehr werden wir uns selbst kennen lernen.

Da wir uns dies vollkommenste Wesen denken können, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß wir dereinst genauer mit ihm vereiniget werden.

Würden wir wohl etwas verlieren, wenn wir in diesem Fall auch unser Selbst aufopfern müßten?

Abends.

Wenn bei Gott das Vergangene nicht gegenwärtig bliebe, so wäre zu wenig Wirklichkeit in der Welt. Denn alles was wir sehen hat eigentlich nur ein anscheinendes Daseyn. Dieser Tag ist

nun verflossen; und also nicht mehr wirklich, wänn war er aber wirklich? eigentlich gar nicht. Tage und Jahre giebt es nicht, sondern nur unmerkliche Augenblicke. Die Bilder aber, welche von den vorübergehenden Dingen in uns zurück bleiben, machen, daß sie etwas der Wirklichkeit Aehnliches bekommen. Uns ist dasjenige nur wirklich da, was von uns unmittelbar empfunden wird. Die unmittelbare Empfindung dauert aber nur eine unendlich kurze Zeit; so ist schon die Sache selbst nicht mehr, sondern bloß das Bild von ihr in unsrer Seele noch da. So klein ist also der Kreis unsrer wirklichen Dinge.

Bei Gott sind alle diejenigen Dinge wirklich, die er weiß, und also ist bei ihm alles wirklich. Können wir aber wohl, auch nur ohngefähr wissen, wie sich der göttliche Verstand die Dinge vorstellt? — Wenn wir es wissen könnten, so müßten wir sie uns im Kleinen eben so vorstellen können, wie er im Großen. Wir thun dieses vermittelst der Worte. Den vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Theil des Tages fassen wir unter dem Worte Heute zusammen. Was wir uns aber eigentlich als wirklich vorstellen, ist doch immer nur der gegenwärtige Augenblick. Daß ich heute Abend in B . . . . s Garten spatzieren gieng, kann doch nie zu derselben Zeit wieder geschehen. — Bei Gott geschiehet es noch, bei Gott denke ich noch eben den Gedanken, den

ich

ich damals dachte, und denke zugleich den gegenwärtigen Gedanken.

Bei ihm steht die Sonne noch eben da, wo sie damals stand, und doch ist sie auch zugleich bei ihm schon untergegangen. Denn wirklich ist alles das bei ihm, was er weiß, nicht was er empfindet. Wir denken uns die Ewigkeit Gottes als einen Augenblick, weil der Zeitpunkt unsrer Wirklichkeit nur ein Augenblick ist. Und das ist der Augenblick des Empfindens. Was ist nun mehr, Denken oder Empfinden? Welches von beiden sollen wir Gott zuschreiben? Vielleicht keins von beiden?

Wer weiß denn, ob Gott denkt, ob selbst unser Denken nicht etwas Unvollkommnes ist, das bei uns den Mangel einer höhern Fähigkeit nur einigermaßen ersetzt. Es kann ja wirklich außer dem Denken noch eine Eigenschaft geben, die eben so verschieden von diesem ist, wie das Sehen vom Hören.

Zur Seelenheilkunde.

I.

Beispiel eines Mannes, welcher von seinem dreißigsten bis vier und funfzigsten Jahre ein recht eifriger Mystiker gewesen, nachher aber nach und nach davon losgekommen, und von seinem sechszigsten bis vier und sechszigsten Jahre, ganz von Vorurtheilen frei, noch glücklich gelebt hat.

(Fortsetzung.)

Er (wir wollen ihn in der Folge N.... nennen) reißte wieder nach Haus, aber in einer ganz andern Gemüthsverfassung als auf der Hinreise.

Es wurde ihm während der Rückreise schon auffallend, daß mit dem natürlichen Tode seines geistlichen Führers auch das innere geistliche Leben der geistlichen Zöglinge desselben einen Stoß bekommen zu haben schien.

Es wurde ihm ferner auffallend, daß die Prophezeihungen in den ihm von seinem geistlichen Führer empfohlnen Schriften, welche derselbe auf die

Zeit

Zeit des siebenjährigen Krieges gedeutet hatte, nicht eingetroffen waren; indem sich die Zahl der Mystiker dieser Art, statt daß die Mystik sich überall hätte ausbreiten sollen, vermindert hatte.

Es fiel ihm endlich auf, daß ihn sein geistlicher Führer, bei aller seiner Treue und Aufrichtigkeit, am Ende doch verkannt, und hingegen andere, die es gewiß nichts weniger als treu und aufrichtig gemeint hatten, dafür gehalten, und ihren Verläumdungen gegen ihn, ihren geistlichen Mitzögling, Gehör gegeben hatte.

Dies alles kam N.... sehr wunderbar vor, und er konnte gar nicht begreifen und keinen Grund finden, warum es so wohl sey.

Anfänglich hielt er diese Gedanken für Versuchungen, und suchte ihnen zu widerstehen, er vermochte dies aber immer weniger, und mußte ihnen nachgerade vielmehr gänzlich nachgeben und nachhängen.

In diesem Zustande kam er wieder zu Hause, wo er nun den Druck seiner häuslichen Lage um so viel stärker fühlte, als er ihm, weil er sein Gefühl durch die Abwesenheit während der Reise etwas davon entwöhnt hatte, wieder neu geworden war.

Wie gewöhnlich fieng er auch jetzt wieder an, in den ihm empfohlnen Schriften zu lesen, um daraus Trost und Erquickung in seinen Leiden zu schöpfen; aber er fand den gewohnten Trost nicht mehr darin, denn ernstere Gedanken verscheuchten die

Bilder der Einbildungskraft, weil seine Seele sich nicht mehr damit beruhigen konnte.

Er war nun in einer üblen Lage, weil er nichts hatte woran er sich halten, und wenn er fiel, wieder aufrichten konnte; denn was sollte ihn nun vor Fehltritten behüten, und ihn wieder aufrichten und trösten, wenn er gefehlt hatte?

Wollte er andere Schriften lesen, was sollte er dann aus so vielen für welche wählen, da ohne dem die bishergelesenen alle andern Arten ohne Unterschied ausschlossen, und sie ihn aus Gesichtspunkten betrachten gelehrt hatten, woraus sie ihm nicht anders als schlecht und schädlich erscheinen konnten?

Und daß er von allen bisherigen Vorurtheilen sogleich auf einmal hätte frei seyn sollen, war ganz natürlicher Weise nicht möglich, weil zwischen diesen Vorurtheilen doch viel Wahres und Gutes enthalten, und damit nun einmal verwebet und in ein System gebracht war, daß es also erst viel Zeit erforderte, das Gute von dem Schlechten zu söndern und zu ordnen.

Unterdessen war ihm doch nun einmal alle Neigung, in den mystischen Schriften zu lesen, vergangen, und da er nun nicht gleich etwas anders hatte, was er in dessen Stelle hätte setzen können, so hätte er leicht von einem Extreme auf das andere, und in Ansehung seiner Lebensart auf allerlei Excesse verfallen können, wozu er vielfältig Gelegenheit hatte, und wodurch er sich so hätte verschlimmern können,

können, daß es für ihn und seine Familie weit besser gewesen, wenn er ein Mystiker geblieben wäre.

Aber dies geschahe nicht, sondern er hütete sich um so viel mehr vor Fehltritten, da dasjenige, was ihn sonst wieder darüber beruhigen konnte, jetzt von ihm bezweifelt wurde.

Auf solche Art lebte er nun wohl ein paar Jahre fort, da er sich denn endlich entschloß, ein gutes moralisches Buch zu lesen, nachdem er vorher noch einen Brief von einem seiner alten mystischen Freunde erhielt, welcher ihm unter andern schrieb: „Ich lebe so in der Stille hin, und gebe mich in „Glaubenssachen fast gar nicht bloß. Wenn ich „mich aber an die vorigen Zeiten erinnere, so scheinen mir die damaligen Meinungen mehrentheils „mit starken Einbildungen verwebt gewesen zu seyn."

Derselbe hatte ihm schon einmal wegen eines seiner Söhne geschrieben: „Ihr C.... wird wohl „schwerlich in der guten Gesinnung gegen der Madam Guion Schriften (dies waren die erwähnten mystischen Schriften) bleiben, denn man findet jetzt fast gar keine, so etwas davon halten, „auch die besten nicht, wenn die Jahre zunehmen, „so verändert sich dieses alles." —

Was nun aber seinen Entschluß, ein gutes moralisches Buch zu lesen, betrift, so besaß ein guter Bekannter von ihm einige Bände von einer gesammelten periodischen Schrift, der Mensch betitelt.

Diese

Diese ließ er sich, und das war denn seine erste sogenannte moralische Lektüre wieder. Zwar eine Lektüre, die nach seinem sonstigen System verdammlich war, worin er aber jetzt in allem Betrachte weit mehr wieder fand, als er an der vorhergehenden verlohren hatte.

Er las jetzt diese Schriften aber nicht sowohl, um nur Trost und Erquickung in seinem Leiden daraus zu schöpfen, sondern vielmehr um sich daraus zu belehren, was er als ein rechtschaffener Mann dabei zu thun habe. Und dieses Ziels verfehlte er auch nicht.

Hierin wurde ihm der Mensch in seiner wahren Gestalt und Würde gezeigt, hieraus lernte er einsehen, daß der Mensch keinesweges ein solches Wesen sey, das Ursache habe sich selber für nichts zu achten. —

Gleich das erste Stück dieser periodischen Schrift enthielt eine allgemeine Betrachtung über den Menschen, und was derselbe vermöge, und wie die Werke des Alterthums in Künsten und Wissenschaften zeigten, daß der Mensch nicht allein selbst seiner vorzüglichen Betrachtung werth, sondern sogar über sich selbst erhaben, ja unsterblich zu nennen sey. Dies war nun auf eine solche einleuchtende und einnehmende Art geschrieben, daß M.... sehr bald einen großen Unterschied zwischen dieser und der vorhergehenden Lektüre fühlen mußte.

Er

Er setzte diese neue Lektüre nun fleißig fort, und befand sich sehr wohl dabei, denn er machte sich nach derselben die feste Regel: in seinem leidenden Zustande weder die Geduld zu verlieren, noch seine Kräfte, sich daraus zu reißen, sinken zu lassen.

Aber das Unterscheidungsvermögen, welches ihn einen Unterschied zwischen der vorherigen und nunmehrigen Lektüre hatte bemerken lassen, ließ ihn nach gerade auch einen Unterschied in Ansehung der verschiedenen Materien dieser neuen Lektüre verspüren.

Er glaubte nehmlich eine gewisse Schwäche der Schreibart zu bemerken, wenn von theologischen Dingen die Rede darin war, und hingegen eine gewisse Kraft, wenn andere Dinge die Gegenstände waren.

Er las nun mehrere dieser Art Schriften, und bekam unter andern auch Gellerts Fabeln, und nach diesen desselben geistliche Oden in die Hände. Auch in Ansehung dieser glaubte er die nehmliche Bemerkung zu machen, indem seinem Gefühle nach, in Betracht der letztern, ein gewisser Mangel von einleuchtender Wahrheit herrschte.

Aber nun kam es bei ihm darauf an, was das einzige Wahre denn eigentlich sey; denn er glaubte doch nun einmal etwas haben zu müssen, welches vor allen Dingen werth wäre, daß man alle Gedanken und sein ganzes Bestreben darauf richte.

Wenn

Wenn das verlassene System das rechte gewesen wäre, so wäre ja nichts Höheres und zu erringen Wertheres gewesen, als das, worauf es ihn verwieß, und wohin es ihm den Weg zeigte; indem dies nichts weniger als eine geistige Wiedervereinigung mit dem Höchsten aller Wesen selbst war.

„Wenn die Wahrheiten der christlichen Reli„gion gegründet sind, so pflegte er sich bisweilen „auszudrücken, daß nehmlich Jesus selbst wahrer „Gott ist, Mensch geworden, als ein solcher, und „Gott zugleich die Menschen durch sein Thun und „leiden mit Gott versöhnet hat, von seinem Tode „wieder erstanden ist, und dereinst die Welt rich„ten wird; was kann denn ein Mensch bessers „thun, als sich demselben von ganzem Herzen zu „ergeben, und sich zu bestreben nach dessen Wil„len zu leben, um so mehr, da derselbe solches aus„drücklich verlanget, und diejenigen, welche dieses „Verlangen nicht erfüllen, von seinem Reiche der„maleinst auszuschließen gedrohet hat."

Aber nun war einmal der Fall eingetreten, daß er, wenn er gleich nicht daran zweifelte, daß dieser Gesetzgeber existire, doch daran zweifelte, daß die lehren und Gebote, die derselbe gegeben, so zu verstehen wären, wie sie ihm in den lehren der Mystik waren ausgelegt worden.

Daß dieser Zweifel seine Richtigkeit hatte, davon überzeugte ihn die gegenwärtige lektüre zur Genüge.

Dage-

Dagegen wollte er aber nun auch gern in derselben finden, was es denn nun mit Gott, der menschlichen Seele, und dem Zustande derselben nach dem Tode, eigentlich für eine Bewandniß habe, und was von Seiten des Menschen dabei zu thun sey.

Dies fand er nun aber nicht darin; denn in diesen Schriften schien gleichsam schon vorausgesetzt zu seyn, daß der Leser von dem gewissen Daseyn und der Beschaffenheit dieser Dinge schon unterrichtet und überzeugt sey. — Die christliche Religion wurde darin erhoben, und doch nicht ausdrücklich gesagt, welche denn eigentlich bei der vielfachen Verschiedenheit derselben, die rechte sey. Dahingegen wurde vielfältig zur Duldung eines jeden Menschen in Ansehung der Religionsmeinungen darin ermahnt.

Letzteres fand er nun sehr gerecht und lobenswerth, aber da er die Lehren der Mystik als eine bloße Schwärmerei hatte einsehen gelernt, und jetzt eigentlich ohne alle Bestimmtheit in Ansehung der Religionsmeinungen war, so machte dies ihm viel zu schaffen; weil er bei der vielfachen Verschiedenheit der Religionsmeinungen in der Christenheit doch nun nicht wußte, welcher er eigentlich zugethan seyn sollte. Wie denn solches mit mehrern aus folgendem Briefe erhellet, welchen er damals an jemand über seine Religionsmeinungen schrieb,

und darin selbst einen kurzen Abriß seiner Geschichte, in Betreff seiner Religionsmeinungen, giebt.

„Ohngefähr im 30sten Jahre meines Alters „bekam ich eine besondere Neigung in theologischen „Schriften zu lesen, so wie mir solche zu Händen „kamen, und fand dabei so vieles Vergnügen Pre„digten zu hören, daß ich auch alle Wochenpredigten „besuchte. — Die Festtage hielt ich allemal mit „solcher Andacht, daß ich deswegen jedesmal des „Tages vorher einen Fasttag hielt. Die Begierde „mit den Predigern mich privatim zu unterreden, „war so stark, daß ich die Befriedigung derselben „mit vielem Gelde würde erkauft haben, wenn es „hätte seyn können. — Dieses währte eine lange „Zeit, und ich befand mich sehr vergnügt dabei. „Hierauf ward ich mit einigen Personen unter dem „Namen der Pietisten bekannt, und bekam zu die„sen Leuten eine solche unbeschreibliche Zuneigung, „daß ich denselben zu Gefallen wohl hundert Mei„len weit gereiset seyn würde. — In dieser Zeit „starb meine erste Frau, und wenn ich damals das „Leben der Altväter in der Wüste zu lesen gehabt „hätte, so würde ich denenselben alles nachgemacht „haben. Wenn Musik zum Tanzen gefordert „wurde, so spielte ich nicht mit, ob mir gleich mit „der Verabschiedung gedrohet wurde, und hätte „man nicht aus freiem Willen mit mir Nachsicht „gehabt, so hätte ich dieselbe mit Freuden ange„nommen. In dieser Zeit aber fügte es sich, daß

„ich

„ich den Uhrmacher H. zum erstenmale zu sprechen
„bekam, und derselbe machte mit wenigen Worten,
„daß ich meinen Beruf wiederum ordentlich verrich-
„tete, und durch ihn ward ich in dem Hause des Hrn.
„v. F.... bekannt, alda erhielt ich die Schriften
„von Madam Guion. An diesen Schriften fand
„ich so vielen Geschmack, daß mir die Neigung an-
„dere Schriften zu lesen, und Prediger zu hören,
„gänzlich vergieng. In dem Hause des Herrn von
„F.... war ich sehr wohl gelitten, und genoß da-
„selbst alle mögliche Freundschaft; und man be-
„kümmerte sich darin auch darum, daß ich auf meine
„ältern Tage eine festgesetzte Bedienung haben sollte.
„Dieses zu erlangen suchte ich alle Mittel und We-
„ge; denn weil ich nach Anleitung der Madam
„Guion die Gegenwart Gottes nicht in mir fin-
„den konnte, so glaubte ich, daß mir die Musik
„im Wege stünde. Als ich es nun endlich dahin
„gebracht hatte, daß ich eine andere Bedienung
„bekommen, so war der Herr von F.... gar nicht
„damit zufrieden, und wollte haben, ich sollte wie-
„der umkehren. Da ich nun aber dazu gar keine
„Neigung bekommen konnte, so hörte unsere
„Freundschaft auf; welches mir aber nichts zu schaf-
„fen machte, indem ich in der festen Ueberzeugung
„war, daß alle Handlungen des Herrn von F....
„nur ganz allein von Gott selbst dirigiret würden;
„und ich hörte daher auch nicht auf, in den Schrif-
„ten der Madam Guion zu lesen, um endlich das-

 „jenige

„jenige in der That darin zu finden, was ich suchte.
„Aber meine äußern Umstände verschlimmerten sich.
„Ich gerieth in Schulden, der Friede in der Ehe
„wurde dadurch unterbrochen, und das daher rüh-
„rende beständige Misvergnügen machte, daß ich
„der vielfältigen Gelegenheit einen Exzeß im Ge-
„nuß starker Getränke zu begehen zuweilen unter-
„lag. Dieses alles durcheinander machte, daß ich
„nur periodenweise in den Schriften der Madam
„Guion las. Bei dem allen aber hatte ich dennoch
„immer die Hoffnung, endlich meinen Zweck zu er-
„reichen. Bis diesen Sommer, auf der gedachten
„Reise, mir in Ansehung der Mystik alles zuwi-
„der würde. Aber nun habe ich auch nichts, wor-
„an ich mich halten könnte; denn auf diese Art
„wäre ich ganz ohne Religion, und ob man so seyn
„kann, das weiß ich nicht. — Von dem Herrn
„von F.... weiß ich im Kurzen weiter nichts zu
„sagen, als daß er alles, was ihm nur möglich
„war, anwendete, um die Schriften der Madam
„Guion allgemein bekannt zu machen; und bei dem
„merkwürdigen Kriege, welchen der König von
„Preußen führte, war er der ganz festen Mei-
„nung, daß durch denselben das Reich Jesu empor
„kommen würde. Ueber den L.. aber habe ich
„mich gewundert, denn ich habe nichts mit ihm re-
„den können, und mir deucht, er weiß wenig von dem
„Inhalt der Schriften der Madam Guion zu sagen,
„und vernünftig läßt er sich auch nicht sprechen."

Das Klügste wäre nun wohl für ihn gewesen, für sich zu bleiben, und sich an niemand zu kehren. Seines zarten Gewissens wegen war ihm dies aber nicht möglich, denn das eine däuchte ihm sowohl gefährlich als das andre.

Sein Gewissen überzeugte ihn jedoch, daß er es niemals übel gemeint habe, und auch noch nicht übel meine, und wenn er daher gefehlt hätte, solches aus Irrthum geschehen wäre, und wenn er auch jetzt wieder fehlen sollte, solches gleichfalls bloß aus Irrthum geschehen würde, und also sehr verzeihlich seyn müsse. Daher wählte er lieber den Weg, noch ferner zu prüfen und zu forschen, als etwas anzunehmen, wovon er noch nicht gewiß war, ob es das einzige Wahre sey, das er suchte. —

Während diesem Prüfen und Forschen verstrichen nun wiederum einige Jahre, während welcher Zeit es ihm noch nicht möglich war, in Ansehung seiner häuslichen Umstände eine Verbesserung zu bewirken, hauptsächlich aus der Ursache, weil seine Frau fast beständig krank war.

Nun aber starb dieselbe, und da er nach den Lehren der Mystik sich vorher immer über dergleichen Vorfälle gänzlich hinwegzusetzen gesucht hatte, und es ihm auch wirklich möglich gewesen war, so, daß man ihn für einen unempfindlichen hartherzigen Menschen hielt; so war es jetzt um desto auffallender, daß er bei dem Tode, und auch dem Begräbnisse derselben, herzlich weinte, und überhaupt be-

trübt über ihren Tod war, ob sie gleich im Leben so oft uneinig mit einander gewesen waren. Daß die vorher bei der Mystik gezeigte Härte ihm nicht wesentlich, sondern von ihm gegen sein Gefühl aus religiösem Eifer affektirt gewesen war, und er im Grunde ein gefühlvolles gutes Herz hatte, zeigte sich in der Folge noch zu mehrerenmalen, indem er, wenn er jemanden leiden sah, nicht allein ein aufrichtiges Mitleiden äußerte, und wenn er jemand worin helfen konnte, sich eine wahre Freude daraus machte, sondern auch durch das Elend eines fremden Menschen, oder eine gute und großmüthige Handlung bis zu Thränen gerührt werden konnte, ja daß eine rührende Stelle in einem Buche ihm Thränen auszupressen vermochte.

Er beklagte also den Tod seiner Ehegenossin, aber indem er dieses that, dachte er auch mit Ernst an seinen Tod. Denn sein Hauptwunsch war nunmehr, dermaleinst so sterben zu können, daß er niemandem etwas schuldig bliebe und niemand hinterließe, der durch seinen Tod in eine traurige Lage versetzt würde, damit er auf seinem Todbette darüber keine quälende und beunruhigende Gedanken haben möchte. — Sein erstes Augenmerk war nun die Bezahlung seiner Schulden.

Hiezu war kein anderes Mittel für ihn, als vorzüglich Sparsamkeit und Einschränkung, und dann hatte er noch seine beiden jüngsten Söhne bei sich, welche er Musik gelehrt hatte. Da er nun

 wegen

wegen einer schon lange beobachteten sehr diäten Lebensart, seines Alters ungeachtet, einer ziemlich festen Gesundheit genoß, so scheuete er nicht die Mühe, davon zu einigem Nebenerwerb Gebrauch zu machen.

Mittelst diesem und einer außerordentlichen Sparsamkeit und Einschränkung gelang es ihm endlich, binnen einigen Jahren aus seinen Schulden zu kommen.

Seine Lektüre setzte er unter dieser Zeit ununterbrochen fort, und bekam unter andern auch die neuesten pädagogischen Schriften zu lesen. Hievon wurde er so vorzüglich eingenommen, daß er dieselben nicht allein verschiedenemale gleich hintereinander durchlas, sondern sich so zu sagen in Ansehung seiner ganzen Denkungsart darnach bildete; indem er dadurch wirklich auf das wahre Verhältniß vieler Dinge in der Welt aufmerksam wurde, und nun gewissermaßen glaubte, er habe jetzt das Wahre und Vollkommne gefunden, was er so lange vergebens gesucht hatte. Es schien gleichsam ein neues Licht in seiner Seele aufzugehen, indem ihm die Menschen und ihre Handlungen ganz anders als vorhin vorkamen. Denn er sah jetzt sowohl auf die Folgen als die Bewegungsgründe der menschlichen Handlungen, und ließ sich nicht mehr wie sonst durch den Schein betrügen.

Er war nun zwar zum Theil von Vorurtheilen befreiet, und lebte in so weit glücklich, daß er,

weil er sich nicht wie sonst durch Vorurtheile hatte abhalten lassen, von der Musik Gebrauch zu machen, nun außer drückenden Schulden war, einer festen Gesundheit genoß, und sich nicht so wie vorher mit schwermüthigen Gedanken plagte.

So wie aber nichts vollkommen ist, so war er auch noch nicht vollkommen von Vorurtheilen frei, in sofern nehmlich eine jede Vorliebe für etwas auch eine gewisse Art von Vorurtheil voraus zu setzen scheint.

R.... kam aber bei dem allen, daß er die Unvollkommenheit fast aller Dinge einsahe, doch nicht darauf, daß auch ein Schriftsteller, der so viel Wahres und Schönes lehre, auch wohl nach andern Grundsätzen handeln könne, als man aus seinen Schriften schließen müsse, sondern bei diesem glaubte er, würde es sich gewiß ganz anders verhalten; denn da er seine bessern Einsichten doch nun einmal nicht von sich selbst hatte, so war derjenige, von welchem er sie erlanget hatte, gewissermaßen über ihn erhaben; und da er keine Gelegenheit hatte, mit irgend einem solchen Manne bekannt zu seyn, so konnte er sich nicht einbilden, daß ein solcher Mann so etwas schreiben könne, ohne wirklich so zu denken wie er schriebe.

Sein höchstes Glück auf Erden schien nun die Bekanntschaft eines solchen Mannes zu seyn; denn mit einem solchen Manne einen schriftlichen oder persönlichen Umgang pflegen zu können, schien ihm

ein

ein Vergnügen, welches man sich wohl unter dem Umgange der Seeligen und mit Gott selbst, im Himmel, zu gedenken pflegt. Und dies war es, was er, da er nun durch Mühe, Arbeit, und außerordentliche Einschränkung und Entbehrung aus seinen Schulden gekommen war, noch vor seinem Tode zu erlangen wünschte.

Hiezu hatte er aber fürs erste noch keine Aussicht, und das frohe Wohlbehagen nun außer Schulden zu seyn, welches ihm um desto angenehmer seyn mußte, je fataler es ihm gewesen war in Schulden zu stecken, und je mehr er daher gewünscht hatte, daraus befreit zu werden, wurde ihm durch diesen Wunsch wirklich in etwas verleidet.

Seine Lektüre machte ihm unterdessen das größte Vergnügen, vermehrte aber auch zugleich seinen Wunsch, mit einem vorzüglichen Schriftsteller bekannt zu werden.

Unter den vielerlei pädagogischen Schriften die er las, bekam er auch die Schriften eines gewissen Gelehrten zu lesen, welcher damals durch seine Schriften, in Ansehung der Menschen, eine ganz neue Welt formen zu wollen schien.

Diese Schriften stimmten völlig mit seiner gegenwärtigen Denkungsart überein. — Er hatte auch schon eher eine der Schriften dieses Verfassers gelesen, und durch deren Uebereinstimmung mit seinem Plane, vorzüglich sich entschlossen, und die Kraft und den Muth bekommen, durch Mühe, Arbeit,

heit und Entbehrung manches, welches von seinen Freunden und Bekannten für ihn als ganz unentbehrlich gehalten wurde, sich selbst aus seinen Schulden zu helfen.

Aber noch nie hatte etwas mehr Eindruck auf ihn gemacht, als die frohen Aussichten in die Zukunft, welche ihm jetzt diese Schriften gaben. Denn noch nie hatte er glücklichern Tagen für die Menschheit entgegen gesehen als jetzt.

War sonst seine Vorstellung als Mystiker von der bevorstehenden Ausbreitung des Reiches Jesu Christi, auch noch so herrlich für ihn gewesen, so war es jetzt die Vorstellung von dem künftigen Glücke der Menschheit doch noch weit mehr.

Der Schriftsteller, welcher ihm nun vor allen andern hiezu die besten und hofnungsvollsten Aussichten gab, war sein Gedanke und der Inhalt seiner Gespräche, des Morgens zuerst und des Abends zuletzt. Noch nie hat wohl eine Schrift einen eifrigern Verehrer, und so viel an ihm war, Befolger gefunden, als diese Schriften an ihm fanden. Der Verfasser derselben wurde nun auch der eigentliche Gegenstand seines Wunsches, dessen Bekanntschaft er noch vor seinem Tode erlangen wollte.

Seine Freunde suchten ihm zwar einiges Mißtrauen gegen denselben einzuflößen, aber er getrauete seinem Gefühle mehr als ihren Gründen, ließ eine sich darbietende Gelegenheit, sich ihm bekannt zu machen, nicht unbenutzt, und brachte es

dahin,

dahin, daß dieser Schriftsteller ihm erlaubte, zu ihm zu kommen.

Dies wurde denn mit Freuden von ihm angenommen, und seine Reise mit den größten Erwartungen und Vorstellungen von ihm angetreten.

Das eigentliche Gewerbe, welches er sich dafür machte, war wegen eines seiner beiden Söhne, die er noch bei sich hatte. Dieser Sohn hatte nehmlich, ob er gleich schon 23 Jahr alt war, doch noch große Neigung zu studiren, und N....s jetziger Denkungsart nach durfte diese Neigung nicht unterdrückt werden. Jedoch entschloß er sich, dieserwegen erst den weisen und guten Rath seines fast angebeteten Schriftstellers zu hören.

Er langte also bei demselben an, wurde freundlich von ihm aufgenommen, und brachte nun das Gewerbe wegen seines Sohnes vor.

Von diesem hatte er ein Schreiben bei sich, worin derselbe eine kurze Beschreibung von sich und seinen bereits erlangten geringen Geschicklichkeiten machte, und seinen Wunsch zu studiren äußerte.

Derselbe hatte diesem Schreiben, um zu zeigen, wie weit er bereits im Französischen gekommen sey, eine Uebersetzung einer Stelle aus einer von des erwähnten Verfassers Schriften ins Französische, beigefügt. Diese Stelle hieß: „Glücklich seyn und „glücklich machen, ist der Zweck unsers Daseyns

„auf Erden. Das, das ist er, so wahr unser Le-
„ben von einem weisen und guten Gotte kömmt,
„und so wahr das Glück eines jeden einzelnen Men-
„schen mit dem Glücke seiner Brüder in unzer-
„trennlicher Verbindung steht.“

Diese Worte waren es vorzüglich, welche so-
wohl N.... als seinem Sohne das meiste Zutrauen
zu diesem Schriftsteller eingeflößt hatten, und wo-
von sie glaubten, daß sie durch deren bloße Erinne-
rung ihr zuversichtliches und zutrauliches Anwenden
an denselben auf alle Fälle entschuldigen würden.

Dieser nahm diese Papiere freundlich an und
sah sie durch; da er aber wegen eines obwaltenden
Umstandes nichts Bestimmtes dazu sagen konnte,
so versprach er jedoch, sobald dieser Umstand aus
dem Wege geräumt seyn würde, sich mehr um diese
Sache zu bekümmern.

N....s Wunsch, den Gegenstand seiner Ver-
ehrung kennen zu lernen, war nun erfüllt, und er
langte glücklich wieder zu Hause an, wo seine Söhne
und Freunde seiner Erzählung mit Begierde entge-
gen horchten.

Diese war gar nicht unter der vorgefaßten Er-
wartung, und N.... sammt seinen Kindern freuten
sich schon auf die Zeit, da, wie sie glauben durften,
der hindernde Umstand aus dem Wege geräumt
seyn würde. Denn das Zutrauen zu dem Herrn

....,

....., so wie auch die Verehrung gegen denselben, wurde noch vermehrt, da N.... nun seinen Kindern erzählte, daß er das Benehmen in dem Hause des Herrn ....., in Ansehung desselben selbst sowohl, als auch seiner Hausgenossen eben so treuherzig, aufrichtig und wohlwollend, als bei seinem gewesenen geistlichen Führer gefunden habe: und da dies nun auf keine leere Einbildungen gegründet war, so war es das Höchste, was sich in dieser Art nur denken ließ.

Während nun N.... seine Lektüre wieder fleißig fortsetzte, rückte dann auch der Zeitpunkt heran, da N.... und dessen Söhne glaubten, daß der hindernde Umstand aus dem Wege geräumt seyn würde.

N.... machte sich daher mit aller Zuversicht wieder auf den Weg nach ....., und nahm seinen Sohn, welcher noch gern studiren wollte, mit.

Derselbe hatte noch die stärkste Neigung zu studiren. Er glaubte nicht anders glücklich seyn zu können, als wenn ihm dieser Wunsch gewährt würde, und um den Zweck des Daseyns auf Erden, nach den vorangeführten Worten des Herrn ..... zu erreichen, mußte die Erreichung des obigen Wunsches jetzt sein Hauptaugenmerk seyn. — N.... und sein Sohn hatten auch die größte Ursache zu glauben, daß Herr ..... demselben, ohne die geringste

ringste Last davon zu haben, hierin fast einzig und allein behülflich seyn könnte, an seinem Willen aber wurde gar nicht gezweifelt.

Auf der Reise wurde N.... und seinem Sohne noch der Zutritt bei einem angesehenen Manne verstattet, auf welches Wohlwollen und Einsichten sie sich sehr wohl verlassen konnten; auch von diesem wurde ihnen gerathen, nachdem sie demselben die Ursache ihrer Reise vorgestellt hatten, ihren Weg nur getrost fortzusetzen, weil Herr ..... doch auf alle Fälle ein guter Mann sey, welcher einem jungen Menschen, der einen solchen Vorsatz hätte, gewiß nicht darin abgeneigt, sondern vielmehr zu Ausführung desselben, nach allem Vermögen behülflich seyn würde.

Sie langten also in der besten Erwartung bei Herr ..... an, indem sie sich, wie auf dem ganzen Wege, recht lebhaft dachten, wie sich derselbe nun recht ins Detail mit ihnen einlassen würde.

Aber wie mußten sie, und besonders der Vater, erstaunen, als Herr ....., wie sie sich hatten bei ihm melden lassen, durch seinen Bedienten heraussagen ließ: wenn es in ein paar Minuten abgethan seyn könnte, so möchten sie zu ihm herein kommen; wo nicht, so könne er sie nicht sprechen. —

Vor

Vor Erstaunen wußten sie erstlich nicht, was sie thun sollten; sie wählten jedoch das erstere, und kamen zu Herr ..... ins Zimmer.

Sein Blick schien ihnen schon Kälte und Unwillen zu verkündigen. An der Ursache davon, welche sie nun bald erfuhren, waren sie auch nicht das Mindeste Schuld; und selbige war, wie es sich nachher zeigte, auch nur ein bloßer Irrthum.

N.... hatte sich aber schon vorher gar zu sehr in die Scene bei Herrn ..... hineingedacht, und konnte sich, seiner Bestürzung ohngeachtet, doch nicht enthalten, ihm seines Sohnes Lage und Wunsch vorzustellen, und ihn darüber um seinen Rath zu bitten.

Aber anstatt, wie sie sich nach dessen Schriften gedacht hatten, sich nach allen Umständen des jungen Menschen zu erkundigen, und dann erst sein Gutachten darüber zu erkennen zu geben, oder wenn er das nicht konnte, nichts dazu zu sagen, gab er, ohne zu bedenken oder Rücksicht zu nehmen, ob und in wie fern solches möglich oder für den jungen Menschen nützlich oder schädlich sey, ganz kurz und kalt zur Antwort: sein Rath sey, noch ein Handwerk, oder höchstens eine mechanische Kunst zu lernen.

Unterdessen schienen einige Minuten verflossen zu seyn, und N.... nebst seinem Sohne wagten es nicht, Herrn ..... noch länger mit ihrer Gegenwart lästig zu seyn.

So

So bald sie nun aber aus des Herrn ..... Zimmer und Hause waren, kam ihnen das Vorgefallne wie ein Traum vor. Denn sie konnten sich nicht erklären, wie es möglich seyn könne, sich in seiner Meinung so getäuscht zu haben.

Sie mußten unterdessen die Sache nun einmal nehmen wie sie war, und es ereignete sich ein andrer glücklicher Zufall, daß dem Wünsche des Sohnes gewissermaßen doch ein Gnüge geschehen konnte.

Der Sohn mußte hier bleiben, und der Vater wieder zu Hause reisen. Die Trennung war für beide höchst schmerzhaft, und es zeigte sich hiebei wieder sehr auffallend, daß das harte unempfindliche Wesen, welches N.... während der mystischen Schwärmereien bezeigt hatte, ihm nicht natürlich sondern erzwungen gewesen war. Denn er weinte jetzt daß er schluchzte, da er doch bei der Trennung von seinen ältern Söhnen auch nicht die geringste Empfindung geäußert hatte.

Da er nun allein ohne seinen Sohn wieder zu Hause kam, dachte jedermann Herr ..... würde sich desselben angenommen haben, und die Frage war nur, auf welche Art? —

Hierauf konnte er nun nichts anders antworten, als daß er sich jetzt in Ansehung des Enthusiasmus für Herrn ..... eben so sehr geirrt habe, als in Ansehung der Mystik, und daß er nun wohl

sähe,

sehe, daß ein Mensch ein Mensch bleibe, er mögte noch so gut moralisiren können, wie er wolle. Zum Beweise hievon diene, daß Herr ..... ihn kaum ein paar Minuten habe sprechen wollen, und ohne sich näher um die Umstände zu bekümmern, und wie es schiene aus Besorgniß, selbst einige Beschwerde davon zu haben, seinem Sohne geradezu noch zu Erlernung eines Handwerks gerathen habe.

Diese Erfahrung aber machte die Wirkung bei N...., daß er nun auch keinen Gefallen mehr an der so zu nennenden eigentlichen moralischen Lektüre fand, sondern einige kleine Schriften von Voltaire und Bolingbroke, welche er in einer Lesegesellschaft mit zu lesen bekam, mehreremale durchlas, und sich nun erst nicht genug wundern konnte, wie er an allen seinen vorherigen Lektüren so lange habe Gefallen finden, und etwas dadurch suchen können, wornach er strebte, und welches doch nicht zu finden war: Vollkommenheit.

Er lernte nun alles nehmen wie es war, und fand darin erst seine wahre Beruhigung.

Aus dieser Beruhigung sollte er aber auch nicht wieder gerissen werden, denn noch beim Lesen dieses Buches wurde er krank, und seine Krankheit war von der Beschaffenheit, daß er bald sahe, sie werde in wenigen Tagen seinem Leben ein Ende machen.

In dieser Krankheit aber betrug er sich so, daß man nicht zu viel sagen würde, wenn man sein Betragen weise nennte. Er blieb bis an seinen Tod bei vollkommnem Verstande, so daß er alle Veränderungen, welche diese Krankheit bei ihm machte, genau bemerkte und beschrieb.

Nachdem diese Krankheit nehmlich einige Tage gedauert hatte, bekam er auf einmal konvulsivische Zuckungen, wovon er sagte, daß dieser Zustand gar nicht so schlimm wäre wie er zu seyn schiene, und wie er sich denselben selbst sonst gedacht hätte. Er hätte noch nie in seinem Leben einen solchen Zufall gehabt, aber er könnte nun mit Wahrheit sagen, daß er jetzt auch nicht die mindeste Empfindung noch Bewußtseyn dabei gehabt habe. Dieser Zufall war ihm unterdessen ein sicheres Merkmal seines herannahenden Todes, und ohne die geringste Furcht vor denselben zu bezeigen, ordnete er nun bis auf die kleinsten Umstände sein Begräbniß an.

Etwas nach diesen Zuckungen sagte er: es wäre ihm, als ob er beständig läuten, und dabei wie in einer Kirche, singen höre; einen Tag später, da es doch ein recht heller Tag war, daß es ihm vorkäme, als ob es recht trübe und dunkel Wetter wäre; einige Stunden vor seinem Tode aber, daß ihm alle Gegenstände in die Ferne zurückzugehen schienen.

Während seiner Krankheit aber las er, so lange es ihm möglich war, noch immer in den gedachten

Schrif-

Schriften, und wußte dabei nicht genug zu rühmen, wie er sich jezt in einer solchen ruhigen Gemüthsfassung befinde, worin er noch fast in seinem ganzen leben nicht gewesen. Denn sein Wunsch war nun erfüllt; er hinterließ keine Schulden, und auch niemanden der durch seinen Tod in eine traurige lage versezt worden wäre.

In dieser ruhigen Gemüthsfassung blieb er denn, wie man noch immer aus seinem Gesichte lesen konnte, bis auf den Punkt, da er aus derselben in die ewige Ruhe übergieng.

Wenn man dieses Beispiel als einen Beitrag zur Seelenheilkunde betrachten will, so muß man die Schwärmerei der Mystik für eine Krankheit der Seele annehmen.

Und das scheint sie auch in sofern zu seyn, als man auch eine merkliche Schwäche eine Krankheit nennen kann.

Was kann wohl wahrscheinlicher die Ursache seyn, warum eine Seele Geschmack und Wohlgefallen darin findet, sich von allem Aeußerlichen abzuziehen, und dagegen auf innere dunkle Empfindungen zu merken, ihren eigenen Willen zu unterdrücken, sich gänzlich hinzugeben, u. s. w., als weil sie nicht genug sich ausbreitenwollende Kraft besizt, und es ihr also weit bequemer fällt, sich dahinzugeben, als anzustrengen.

In diesem Betrachte, könnte man eine solche Seele wohl eine kranke Seele nennen.

Und ihre Krankheit muß in dem Maße zunehmen, in welchem sie so zu sagen verzärtelt wird.

Sie beschränkt sich dann immermehr bloß auf den gegenwärtigen Moment, sie betrachtet das Leben nicht im Ganzen und Zusammenhange, sie trennt den gegenwärtigen Augenblick von dem vorhergehenden und folgenden.

So bald sie aber nur von außen durch etwas gereizt oder gedrückt, und dadurch veranlaßt wird, über den gegenwärtigen Augenblick hinauszudenken, so muß sie, um so viel sie dadurch aus ihrer gewohnten Ruhe und Trägheit gerissen wird, abgehärtet und gestärket, und wenn noch irgend ein Grad von Kraft in ihr liegt, solcher endlich dadurch gereizt werden, sich auszubreiten, und den Triebrädern der Seelenfähigkeiten einen neuen Schwung zu geben.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, scheint sich das vorbeschriebene Beispiel zu erklären. —

So lange N.... einen geistlichen Führer hatte, der ihn auch im Falle der Noth von äußerm Drucke befreite, sahe er bloß auf den gegenwärtigen Augenblick.

Sobald sich dieser aber von ihm abzog, und ihn dadurch den Druck von außen mehr fühlen machte, so wurde er genöthigt über den gegenwärtigen Augenblick hinauszudenken.

Je mehr dies aber nun geschah, je weniger konnte er sein Inneres wahrnehmen, und es war ganz natürlich, daß er endlich nicht mehr wußte, wie er im Innern stand, und daher mit seinen gewesenen geistlichen Mitzöglingen zu sprechen wünschte, um zu erfahren, ob er im Innern Fortschritte gemacht oder zurückgekommen sey.

Dies war denn wirklich schon ziemlich weit über den gegenwärtigen Augenblick hinausgedacht, und scheint auch gerade der Punkt zu seyn, von welchem angerechnet, die darauf folgenden Umstände die Wirkung auf ihn machen konnten, welche sie wirklich auf ihn machten. Seine in ihm nur eine Weile geschlummerte Kraft der Seele war nun einmal wieder erweckt.

Es kam hauptsächlich darauf an, was für eine Idee er sich von den Leuten, die er jetzt besuchen wollte, im Voraus machte, um daß diese Besuche diesen oder jenen Eindruck bei ihm machten.

Gemeiniglich sind dergleichen Personen, wie M... war, sogleich mit Leidenschaft für denjenigen eingenommen, von dem sie wissen, daß er mit ihnen nach einem Ziele strebe; und da sie nun überdem für Pflicht halten, sich einfältig und stille zu verhalten, und nichts im Zusammenhange mit andern Dingen betrachten, weil sie über nichts, was sie sich nicht gleich erklären können, nachdenken, sondern solches als ein göttliches Wunder annehmen zu müssen glauben; so sind sie sehr geneigt, man-

ches Sonderbare, welches ihnen an demjenigen, der mit ihnen nach einem Ziele strebt, auffällt, für einen höhern Grad von Vollkommenheit zu halten, und sich solches zu eigen zu machen.

Wäre dies bei R.... auch der Fall gewesen, so würde er bei seinen Freunden nicht leicht etwas Anstößiges gefunden haben; und da er an ihnen einen Anstoß bekam, so war dies ein Zeichen, daß seine Denkkraft ihrer Bande entledigt sich nicht mehr einschränken ließ.

Und daher war es denn auch ganz natürlich, daß er weder eigensinniger Weise bei dem Alten blieb, noch jedes sich zuerst darbietende Neue unüberlegter Weise gleich wieder an dessen Stelle setzte.

Der neuen Freiheit ungewohnt, wagten es seine Gedanken nun freilich nicht, sich derselben gleich recht zu bedienen; und es war daher auch ganz natürlich, daß er manches ihm Auffallende anfänglich für Versuchung hielt, weil er es nicht wagen mogte, sich recht bekannt damit zu machen, und er daher nur die wenigen Jahre vor seinem Ende so weit von Vorurtheilen frei lebte, als es zu dem gewöhnlichen Glücke des Menschenlebens nöthig war.

K. St.

2.

2.

In des achten Bandes erstem Stücke dieses Magazins S. 6. finde ich die Geschichte eines jungen Mannes, dessen Zuneigung zu einer Mannsperson, einem Edelmanne, bis zur größten Leidenschaft aufwuchs. Der Verfasser jenes Aufsatzes fragt am Ende, ob es wohl mehrere Beispiele von dergleichen Verirrungen der Natur gäbe? Meine eigene Geschichte bejaht diese Frage.

Ich hatte einige Zeit auf der Universität zu — studirt, als ein junger Mann, den ich mit dem Buchstaben N.. bezeichnen will, eben dahin kam. Ich bemerkte ihn nicht gleich nach seiner Ankunft; als ich ihn aber das erstemal in einem Collegio sahe, so zog er meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte von der Natur eine treffliche Gesichtsbildung erhalten, und seine Sitten waren sehr einnehmend.

Ich bemühte mich Bekanntschaft mit ihm zu machen, konnte aber meinen Endzweck nicht erreichen. Indessen fühlte ich mich immer stärker von ihm angezogen. Ich setzte mich in dem Collegium meistens so, daß ich ihn immer im Gesichte hatte, dadurch wurde aber meine Zuneigung zu ihm so groß, daß sie endlich in die heftigste Leidenschaft ausartete.

Wo ich nun gieng und stand, war mir die Idee von N.. gegenwärtig. Mit dem Gedanken an ihn schlief ich ein, und mit ihm erwachte ich wieder. Er war so in mein Wesen eingewebt, daß ich nur dann aufhörte mir seiner bewußt zu seyn, wenn ich mein eigenes Bewußtseyn verlohr, nehmlich im Schlafe. So lange ich wach war, 17 Stunden des Tages, ruhete sein Bild in meiner Seele. Wachte ich des Nachts auf, so war er mein Gedanke.

Bisweilen stieg meine Leidenschaft bis auf den höchsten Grad, so daß sie mich fast zu Boden drückte. Vorzüglich war dies des Abends der Fall, wenn ich lange auf einen Gegenstand hinsahe. Dann schob mir meine Phantasie oft statt des vorigen Gegenstandes das mir immer gegenwärtige Bild N..s unter. Die mich umgebenden Dinge, nur durch den bloßen Schimmer des Lichts erhellt, zerstreuten meine Aufmerksamkeit nicht, meine Sinne schwanden, alle meine Gedanken, Neigungen und Wünsche concentrirten sich in die einzige Vorstellung von N.., ich empfand nichts als den Schmerz der heftigsten Sehnsucht, und in der größten Beklemmung stand ich einigemale im Begrif, wie ein von der heftigsten Kolik Geplagter, mich in der Stube herumzuwälzen. Und wahrscheinlich hätte ich es gethan, wenn meine Stube nicht mit Sand bestreut, und ich in Gefahr gewesen wäre, mir Gesicht und Hände zu zerritzen.

Diese

Diese unglückliche Leidenschaft hatte auf mein ganzes Gedankensystem den größten Einfluß. Was mir ehedem wünschenswerth geschienen hatte, dies mißfiel mir nun, wenn es N.. mißfiel. Tugenden die ich besaß, N.. aber nicht, fieng ich an für Fehler zu halten, und schämte mich sie zu haben. Einige Flecken in N..s Charakter glaubte ich nachahmen zu müssen.

N.. bekannte sich zu einer andern Fakultät, als ich mich. Zuvor hatte ich die Wissenschaften meiner Fakultät mit vielem Eifer und Vergnügen getrieben: jetzt wurden sie mir minder angenehm, und ich gewann die Studien lieb auf welche N.. sich legte, ob sie mir gleich sonst lästig geschienen hatten.

Mit vielem Eifer suchte ich die Freundschaft aller derjenigen, mit denen N.. bekannt war. Unter diesen waren einige, auf die ich zuvor unwillig gewesen war; aber auch gegen diese wurde nun meine Abneigung in Zuneigung umgestimmt, und ich fieng an sie hochzuschätzen. Ich verglich sie daher oft bei mir selbst mit dem Monde, der auch nur erst durch erborgten Schimmer uns glänzen kann. —

Durch diesen Kampf und die immerwährende Anspannung meiner Phantasie geschwächt, fing ich bisweilen an in eine Art von Schwärmerei zu verfallen. Ich hatte oft bei trüber Witterung mich selbst befragt, ob sich der Himmel nicht aufklären würde, wenn N.. ihn anblickte, und war unwillig,

daß ich mir diese Frage verneinen mußte. Eines Abends aber, zu welcher Zeit, wie schon gesagt, meine Leidenschaft allemal am stärksten war, als sich ein heftiger Sturm erhoben hatte, überredete ich mich wirklich eine zeitlang, daß der Sturm sogleich nachlassen würde, wenn N.. sich auf der Gasse befände.

Bei diesem Zustande studirte ich wie vorher fleißig, allein ohne sonderlichen Nutzen, weil meine Aufmerksamkeit allemal getheilt, und halb auf meine Arbeit, halb auf N.. gerichtet war. Allen meinen Freunden, ausser einem, verbarg ich meinen nagenden Kummer. Ich war oft in ihrer Gesellschaft froh und heiter, öfterer aber mürrisch, sprachlos, in mich selbst gekehrt, untheilnehmend, weil N.. mich allein interessirte, und mir nichts wichtig schien, als was auf ihn Bezug hatte. Vielleicht hätte Zerstreuung meine Leidenschaft gemindert, allein ich war größtentheils einsam, und kam auch sogar mit meinen Freunden nicht oft zusammen.

Bisweilen hatte ich ruhigere Augenblicke, wo die Vernunft in ihre Rechte wieder eintrat, und mich ganz das Thörigte meines Zustandes erkennen ließ: allein meine Leidenschaft schien dann nur zu schlafen, um neue Kräfte zu sammeln, damit sie mit desto grösserer Heftigkeit wieder hervorbrechen könnte.

Ich wagte es nicht, mich in N..s Bekanntschaft zu drängen, weil er, obschon wie ich von bürgerlicher Herkunft, doch einen Vater hatte, der sowohl

reicher

reicher wär als der meinige, als auch ein höheres Amt bekleidete, obgleich mein Vater auch vom Stande der Gelehrten war. Dieser obwohl geringe Unterschied unter uns verstärkte meinen Schwindel um vieles. — Und eben die noch grössere Ungleichheit des Standes, glaub ich, war die Ursache, warum der junge Mann —g, dessen Geschichte im ersten Stücke des achten Bandes erzählt worden ist, zitterte, wenn er sich dem Edelmann näherte, den er so leidenschaftlich liebte.

Gehe ich die Geschichte meines Lebens durch, so liegen mir die Ursachen dieser meiner Verirrung deutlich vor Augen. Von Jugend auf hatte man mir gesagt, daß ich eine einnehmende Bildung hätte. Als ein Kind von fünf bis sechs Jahren wurde ich immer von erwachsenen Personen geliebkoset, und als ein Knabe von 10 bis 12 Jahren, und so fort, von meinen Mitschülern. Dieses, und der ganz entbehrte Umgang mit Personen vom andern Geschlechte, machte, daß sich bei mir die natürliche Zuneigung zum weiblichen Geschlechte von ihm ganz ablenkte, auf das männliche; und ich erinnere mich schon in meinem Knabenalter einige Mannspersonen recht zärtlich geliebt zu haben, da ich gegen Frauenzimmer auch noch jetzt ziemlich gleichgültig bin. Diesem Fehler, und dem zeitigen Erwachen der Empfindungen der Liebe, sind Knaben von einnehmender Bildung, wegen der Liebkosungen, die man ihnen erweist, leicht ausgesetzt, und Erzieher

müssen deshalb auf sie ihre vorzügliche Aufmerksamkeit richten.

Bei dem unmäßigen Verlangen mit N.. in eine genaue Bekanntschaft zu treten, habe ich gleichwohl weiter keine andere unerlaubte Absicht gehabt. Ich wünschte nur die genaueste Vereinigung mit ihm; ja in meinen schwärmerischen Anfällen die Möglichkeit, mich ganz in ihn hineinziehen zu können, daß wir beide nur eine Person ausmachten. Vernunft und Religion aber hatten zuviel Einfluß auf mich, als daß ich unerlaubte Wünsche hätte sollen emporkommen lassen. Demohngeachtet aber gerieth ich in eine heftige Bewegung, daß ich im ganzen Gesichte glühete, als ein guter Freund, mit dem ich einmal Abends spazieren gieng, zu mir sagte, da geht N..., er ist gewiß bei einem hübschen Mädchen gewesen? Er sagte dieses nur im Scherz; es hatte aber eine solche Wirkung auf mich, daß ich den ganzen Abend in der größten Unruhe zubrachte, ohne jedoch einen unedlen Wunsch in meiner Seele aufkeimen zu lassen. Dieses bezeugt auch mein jetziges Verhältniß mit N.., da ich nunmehr mit ihm bekannt bin, und nie etwas Unanständiges ihm zugemuthet habe. Mein Wunsch mit ihm bekannt zu werden ist nun erfüllt, meine tödtende Unruhe hat mich verlassen, ich freue mich und bin glücklich!

Zur

Zur Seelenzeichenkunde.

1.

Erinnerungen aus den Jahren der Kindheit, von K. St.

1) Als seine Eltern noch zu H...: wohnten, sah er einsmals einen Laufer vor einer Kutsche vorauf laufen. Seine Mutter machte ihn noch besonders darauf aufmerksam, indem sie sagte: sieh einmal, welch ein schöner Laufer ist das! —

Diese Worte und der schöne Anzug des Laufers machten einen solchen Eindruck bei ihm, daß er sich auf der Stelle entschloß, auch ein Laufer zu werden, und da ihn seine Mutter aus Scherz fragte, ob er auch ein Laufer werden wollte gleich ja sagte, und da sie hierauf sagte: ja — so mußt du viel laufen, damit du das Laufen lernst, gleich anfing zu laufen, und jede Gelegenheit, die er finden konnte auf die Hausflur zu kommen, sogleich dazu anwandte, daß er sich im Laufen übte.

Bei solchen Uebungen wurde er auch nicht leicht müde, ob er gleich immer so stark lief wie er nur laufen konnte, und sie konnten wohl eine Stunde anhal-

anhalten. Er war damals ohngefähr vier Jahr alt, und blieb bei dem Vorsatze, ein Laufer zu werden, bis in sein siebentes Jahr.

2) In seinem siebenten Jahre zogen seine Eltern auf das Land nach einem Orte Namens W...., — Hier wohnten sie in einem Hause, wo jedesmal der Kuhhirte vorbei kam, wenn er seine Trift Kühe aus oder eintrieb. Dies sah nun der kleine K.... sehr oft, es war Sommer, meistens schönes Wetter, und seine Mutter redete immer viel vom schönen Hirtenleben, daß es draußen so schön wäre, daß ihm das Mittagsessen heraus gebracht würde, daß das im Freien so gut schmekte, daß er dann aus einer frischen Quelle einmal dazu tränke, und sich darauf unter einem grünen Busche niederlegte und schliefe, während daß seine Kühe weideten. K.... horchte begierig zu, wenn seine Mutter diese Beschreibung machte, und weg war der Laufer aus seiner Vorstellung sammt dem schönen Habit und dem Lauferstabe; er wollte nun nicht mehr ein Laufer sondern ein Kuhhirt werden.

Da er dies seinen Eltern sagte, und diese ihm antworteten es gienge nicht, weil ja noch ein Kuhhirt da sey, so frug er nun alle Tage ob der Kuhhirt noch nicht bald sterben würde; denn nach dessen Tode dachte er würde es ihm nicht fehl schlagen, wieder Kuhhirt zu werden.

Er

Er hatte aber eine solche Idee vom Kuhhirtenleben, daß er, wenn man ihn fragte, ob er denn auch wohl wüßte wenn er die Kühe aus und nachher wieder eintreiben müsse, zur Antwort gab, er würde sich dann eine Uhr anschaffen; und wenn man ihn frug, was er alsdann aber machen wollte, wenn es schlecht Wetter wäre, so gab er zur Antwort, er wolle sich einen Knecht halten, und den dann heraus schicken. Dieser Vorsatz dauerte aber nur den einen Sommer über; denn mit dem Anfange der Winterschule mußte er nebst seinem jüngern Bruder auch anfangen in die Schule zu gehen, und da änderte sich dann sein Vorsatz wieder.

3) Weil er leicht lernen konnte, so war dies gleich ein Grund für ihn, hieraus seine Hauptsache dermaleinst zu machen, und daher ein Schulmeister zu werden. Es war aber noch ein andrer Bewegungsgrund, weswegen er Schulmeister werden wollte, nehmlich der: Weil er von seinen Mitschülern unaufhörlich gezerrt und geärgert wurde, und sich, weil er zu schwach war, nicht dagegen wehren konnte, so wünschte er, dermaleinst sich auf eine andere Art an ihnen rächen zu können, und hierzu sahe er nun kein besser Mittel, als wenn er dermaleinst Schulmeister würde. Denn er dachte sich den Schulmeister nicht anders als an diesem Orte, in dieser Schule, unter diesen

sen Kindern, und freuete sich bei dieser Vorstellung schon im Voraus darauf, wie er seine Beleidiger alsdann, nach dem Beispiele seines Schulmeisters, recht züchtigen wollte. Diese Idee, ein Schulmeister zu werden, verdrängte also die Idee, ein Kuhhirte zu werden, und daß um so eher und stärker, da sie sowohl bei seinen Eltern, als auch bei seinem Lehrer den größten Beifall erhielt. —

Hierzu wurde nun aber auch erfordert, Singen zu lernen. Sobald er nun in der Schule so weit gekommen war, daß er mit im Gesangbuche las, wurden zu Hause auch hierin Uebungen von ihm vorgenommen; da er sich denn besonders die Gesänge von der Beschreibung des Himmels und der dortigen Herrlichkeiten aussuchte, und sie auf seine eigene Weise, nach seiner ehemaligen Empfindung, jedoch immer mehr wegen des Beispiels seines Lehrers mit tiefen als hohen Tönen durchsang. Dies war eine angenehme Sache für ihn; denn in der Ideenverbindung, in welcher hier oftmals der Name Christus vorkam, dachte er sich Christum immer als den ihm von seiner Mutter unter dem Namen Heiliger Christ so sehr gerühmten Weihnachtsmann, mit den von denselben herabhängenden herrlichen Weihnachtsgaben; und bei dem Worte Himmel schwebte ihm immer wieder die Erleuchtung auf dem P. Brunnen

vor, so daß diese beiden Dinge in seiner Idee eine unaussprechlich schöne Vorstellung machten.

4) Während dieser Singeübungen kam ihm nun auch die Lust an Schreiben zu lernen, womit denn im folgenden Winter, da er schon in sein neuntes Jahr getreten war, der Anfang gemacht wurde.

Er dachte aber hierbei gleich Ehre einzulegen, indem er gar nicht begreifen konnte, wie es möglich sey, daß man nicht gleich so schreiben könne, wie es einem vorgeschrieben, da er weiter nichts dazu erforderlich glaubte, als daß man das Vorgeschriebene recht genau ansähe, und es dann eben so nachmachte.

Diese Idee hatte sich bei ihm so festgesetzt, daß er es für ein ganz leichtes hielt, die erste Vorschrift gleich so nachzumachen, daß man nicht unterscheiden könne, welches sein und welches des Schulmeisters Geschriebenes sey. Um desto mehr schmerzte es ihm aber, da er sich in dieser Meinung betrogen fand; denn da er nun die erste Vorschrift hatte, welche in den Grundstrichen und ersten daraus herfließenden Buchstaben bestand, die der Schulmeister an der Seite niedergeschrieben hatte, und er sich nun, sobald er zu Hause kam, ganz unbefangen dabei setzte, um diese Zeichen alle so nachzumachen, wie sie vorgeschrieben waren, wollte ihm

ihm zuerst der fein vorgeschriebene Aufstrich nicht gelingen, sondern dieser wurde ganz grob und ungerade; dies schlug seinen Muth gleich etwas darnieder, er hofte aber das Folgende besser machen zu können; da er aber zu der Grobheit und Größe seiner Buchstaben auch noch mit den Zeilen nicht gerade, sondern immer schräger herunter kam, so daß er am Ende für die Zeilen der letzten Buchstaben gar keinen Platz mehr behielt, und nun aufhören mußte, so fieng er, indem er sein Schreiben in eines fort betrachtete, und sich nun vorstellte, wie er anstatt Ehre einzulegen, nun mit dem größten Schimpfe bestehen würde, an, bitterlich zu weinen; denn er stellte sich nun als den ungeschicktesten Menschen vor, der niemals Schreiben lernen würde, und glaubte auch ganz gewiß, dies von seinem Schulmeister zu hören.

Das Weinen hatte aber wieder eine traurige Folge für ihn, denn in dieser großen Betrübniß seines Herzens und Gedanken an die Dinge die hierauf folgen würden, bemerkte er nicht gleich, daß seine Thränen auf das noch nasse Geschriebene fielen, und solches in einander laufen machten, bis daß, da er sich bei solchen tiefen Gedanken auf dem Kopfe kratzte, und sich fast die Haare ausreißen wollte, ihm die Mütze vom Kopfe auf das Geschriebene fiel, und solches fast ganz auslöschte, da er denn auch gewahr wurde, daß das Papier

ganz

ganz von seinen Thränen durchnäßt, und das Geschriebene fast ganz ineinander gelaufen war.

Da er nun aber auch Bestrafung fürchtete, so wollte er fast außer sich kommen, und nun, gehe es auch wie es wolle gar nicht wieder zur Schule gehen; bis dann seine Eltern dazu kamen, und ihn um die Ursach seines Weinens befrugen, denen er nun alles Vorgegangene mit Schluchzen erzählte, welche ihm aber, anstatt ihm Vorwürfe zu machen, sagten, daß er nicht klug gewesen sey, darüber zu weinen, denn kein Mensch könne das sogleich. Wie er sich denn doch aber noch immer vor Strafe in der Schule fürchtete, so versprach ihm sein Vater vorher zu dem Schulmeister hinzugehen, und ihn bei demselben zu entschuldigen; welches dann auch geschah, und er dann noch überdem, sowohl bei seinem Lehrer als bei seinen Eltern, wegen seiner großen mit Eifer verbundenen Lernbegierde Beifall erhielt, welcher ihn aber eben nicht sehr rührte, weil noch immer die Vorstellung bei ihm die Oberhand behielt, daß er das doch hätte können müssen, wenn er kein ungeschickter Mensch wäre, der niemals was Rechtes lernen würde.

Wie er aber nur erst die kleinen Buchstaben erlernt hatte, so machte er auch schon Gebrauch davon, indem er für sich selbst gleich Wörter daraus zusammensetzte, welches ihm dann auf folgende Art sehr wohl zu statten kam.

Sein Vater sprach hochteutsch und seine Mutter plattdeutsch, und daher kam es denn auch wohl, daß er mit seinem Vater hochteutsch und mit seiner Mutter plattdeutsch sprach. Seinen Vater redete er aber auch mit er, und seine Mutter mit du an. leßteres, nehmlich das du, sollte er sich nun schon seit einem Jahre abgewöhnen, und seine Mutter auch in der zweiten Person anreden, aus der Ursache, weil er schon zu groß dazu sey, und es sich nicht mehr für ihn schicke du zu seiner Mutter zu sagen. Dies war ihm nun aber gar nicht möglich, und er mußte deshalb viel leiden, weil er doch immer daran erinnert und damit gequält wurde.

Gerade aber jeßt war dies am schlimmsten, denn nun wurde ihm vorgehalten, daß er schon ein Knabe sey, der Schreiben lerne, und er deswegen höchst unverschämt gescholten. Aber auch gerade jeßt war es, da er ein Mittel fand sich das du zu seiner Mutter abzugewöhnen; denn nun sprach er mit seiner Mutter eine Zeitlang gar nicht, sondern schrieb alles was er ihr zu sagen hatte auf, da er sie dann in der zweiten Person anredete. Seinen Eltern gefiel dieser Einfall, und er gewöhnte sich das du in wenigen Wochen ab; denn da er nun so lange nicht mit seiner Mutter gesprochen, und sie immer schriftlich in der zweiten Person angeredet hatte, so war es ihm ein leichtes, auf einmal

statt

statt du zu ihr zu sagen, sie in der zweiten Person anzureden.

Seine Mutter hatte noch zwei Schwestern an andern Orten wohnen, an welche sie zuweilen schrieb. Da sie doch aber nicht gut mit dem Schreiben fertig werden konnte, so wählte sie ihn bald zu ihrem Sekretär, da sie ihm dann diktirte und er schrieb. Diese Briefe enthielten nun besonders die mehrste Zeit bittere betrübte und traurige Klagen über ihre unglückliche Ehe, wobei K...s Vater oftmals eben nicht in dem besten Lichte erschien. Weswegen diese Briefe dann auch in Abwesenheit desselben geschrieben, und K... wegen dieses Punkts ein unverbrüchliches Stillschweigen von seiner Mutter auferlegt wurde, welches er auch immer auf das Genaueste beobachtete. Er war nun so zu sagen der Vertraute ihres Herzens, gegen seinen Vater, demohngeachtet aber vermahnte sie ihn immer, seine Eltern in Ehren zu halten, vorzüglich mit den Worten des vierten Gebots, und: des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder; durch welche letztern Worte sie denn doch immer der Mutter einen kleinen Vorzug vor dem Vater geben zu wollen schien.

K... behielt unterdessen bei aller Vertraulichkeit der Mutter gegen ihn, immer eine gleiche Ehrfurcht gegen seine Eltern, weil sich sein Vater doch

immer auf eine gesittete Art betrug, und die von ihr vermeinte Verachtung seiner Ehegenossin doch immer gewiß nicht so grob war, daß sie K... hätte auffallen können, und wenn er ja einmal bei Gelegenheit ein wenig zu viel hatte trinken müssen, K... eben gar nicht böse darüber seyn konnte, weil er eben dann am aufgeräumtesten, und also für K... am angenehmsten war. Diese beiden Dinge waren es aber eigentlich, welche sie ihm in den Briefen an ihre Schwestern Schuld gab, und worüber K... doch auf alle Fälle gar leicht hätte eine zweideutige Meinung von seinen Eltern bekommen können, wenn ihn seine Mutter nicht dabei stets mit den oberwehnten Worten mit wichtiger und bedeutender Mine vermahnt hätte.

6) Er fieng aber nun nach gerade auch an für sich etwas zu schreiben. Das bestand denn vorzüglich in Briefen an seine Muhmen und an einen Bruder, der zu H... auf die Schule gieng. Aber die Begierde, alles gleich nachzumachen was ihm gefiel, äußerte sich auch jetzt wieder bei ihm; denn er bekam Hagedorns Gedichte zu lesen, welche ihm, ob er solche damals gleich noch, einige kleine ausgenommen, nicht verstehen konnte, ein unbeschreibliches Vergnügen machten; und nun wollte er nebst Schulmeister auch ein Poet werden. Er machte daher allerlei poetische Versuche, von welchen ein

gereim-

gereimter Neujahrswunsch an seinen Bruder zum Ende gebracht wurde, welcher so lautete:

liebster Bruder!

Ich wünsche Dir zum neuen Jahr
Viel Glück und Seegen immerdar,
Daß Dich der lieben Engel Schaar
Behüten mag für aller Gefahr.
Daß sie Dich mag auf's Frühjahr glücklich zu uns führen,
Daß wir denn können im Garten spatzieren.
Da sieht der grüne Buxbaum besser aus,
Als der mit Goldschaum im Haus.
Ich wünsche Dir viel Glück und Seegen
Auf allen Deinen Wegen,
Und daß der lieben Englein Schaar
Dich behüten möge immerdar."

Die Idee von den Engeln war ihm überhaupt immer das Angenehmste und liebste, weil er sich immer kleine schöne Knaben darunter dachte, die fliegen könnten, und keinem etwas zu leide thäten. Die Stelle mit dem Buxbaum aber rührte daher, weil er kurz vorher ein Weihnachtsgeschenk bekommen hatte, welches unter andern aus einem Strauß Buxbaum bestand, welcher einen Baum vorstellen sollte, und mit Goldschaum belegt war.

Sein Bruder antwortete ihm hierauf, und ermunterte ihn zu fernerer Fortsetzung solcher Uebungen, und er fieng auch unter andern ein Gedicht auf den herannahenden Sommer an, welches sich so anheben sollte:

Der Sommer nahet sich schon jetzt
Da uns viel Lust ergötzt,
Da uns viel Freud' erregt,
Da alles lebt und sich bewegt.

Er kam aber wieder davon, und brachte überhaupt ferner nichts zu Ende; denn es wollte ihm seine Zusammensetzung selbst nicht mehr gefallen, und es kam auch das Lateinlernen dazwischen.

2. Ausdruck

2.

Ausdruck der Leidenschaften durch die Veränderungen der Gesichtszüge.

Verwunderung.

Gleichwie die Verwunderung die erste und am meisten gemäßigte unter allen Leidenschaften ist, bei welcher auch das Herz am wenigsten bewegt wird; also spürt man ebenfalls in allen Theilen des Gesichts gar wenig Veränderung, oder wenn sich ja einige ergiebt, so geschiehet solche allein an den Augenbraunen, welche sich in die Höhe ziehen, aber dabei doch beide Seiten gleich lassen, und öfnet sich auch das Auge ein wenig mehr, als gewöhnlich, so steht hingegen der Augapfel zwischen beiden Augenwimpern ganz gleich, und siehet ohne Bewegung starr auf den Gegenstand, welcher die Bewunderung verursachet.

Im übrigen steht auch der Mund halb offen, und scheint, wie alle Theile des Gesichts, ohne einige Aenderung zu seyn; so daß aus dieser Leidenschaft ein Stillstand der Bewegung entspringt, welches der Seele Zeit und Raum giebt, sich zu bedenken, was sie thun soll, und den Gegenstand, welchen sie vor sich hat, aufmerksam zu betrachten; denn

denn wenn der Gegenstand etwas Seltenes und Erhabenes ist, so entsteht aus der ersten und einfachen Bewegung der Verwunderung die Hochachtung.

Hochachtung.

Die Hochachtung zeigt sich nicht anders, als mittelst der Aufmerksamkeit und Bewegung der Theile des Gesichts, welche gleichsam auf den Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit verursacht, fest geheftet zu seyn scheinen; denn in diesem Falle gehen die Augenbraunen über die Augen hervor, und gegen die Nase zusammen, da inzwischen der andre Theil sich ein wenig in die Höhe zieht, das Auge weit offen, und der Augapfel über sich steht.

Diesemnach sind die Adern und Muskeln der Stirne, und die, welche sich um die Augen herum befinden, imgleichen die Wangen bei den Stockzähnen etwas eingefallen, die Naselöcher aber ziehen sich herabwärts, und der Mund steht ein wenig offen, wendet jedoch die Ecken hinter sich, und mithin auch abwärts.

Ehrfurcht oder Ehrerbietung.

Wann aber aus der Hochachtung die Ehrfurcht oder Ehrerbietung entstehet, so ziehen sich die Augenbraunen eben so wie vorerwähnt, herabwärts; es neigt sich auch das Gesicht ein wenig unter

unter sich, aber die Augäpfel heben sich mehr in die Höhe unter die Augbraunen hinauf.

Der Mund steht halb offen, und zieht die Ecken zurück, auch ein wenig mehr unter sich, als bei der Hochachtung. Und durch diese Herabziehung der Augenbraunen und des Mundes scheint die Unterthänigkeit und Ehrfurcht angezeigt zu werden, welche die Seele gegen den Gegenstand hegt, von welchem sie glaubt übertroffen zu werden. Der über sich stehende Augapfel aber scheint die Erhebung des Gegenstandes zu bedeuten, welchen die Seele betrachtet, und der Ehrenbietung würdig findet.

Wann sich die Ehrfurcht auf einen Gegenstand, den man glauben muß, bezeichnet, so ziehen sich alle Theile des Gesichts viel tiefer herab; wie denn auch die Augen und der Mund geschlossen sind, und dadurch gleichsam an den Tag legen, daß die äusseren Sinne hiebei im Geringsten nichts zu thun haben.

Entzückung.

Wann aber die Verwunderung von einem Gegenstande herrührt, welcher über den Verstand der Seele reicht, als zum Beispiel die göttliche Macht und Gewalt, so finden sich die Bewegungen der Verwunderung und Ehrfurcht von dem vorhergehenden ganz verschieden: denn das Haupt neigt sich gegen das Herz zu, und die Augenbraunen, wie auch die Augäpfel, ziehen sich in die Höhe.

Das hangende Haupt scheint die Unterwürfigkeit und Demuth der Seele anzuzeigen, daher auch weder die Augen noch die Augenbraunen nach der Seite der Drüse, sondern gegen den Himmel sich wenden, wo sie gleichsam angeheftet sind, und dasjenige zu entdecken wünschen, was die Seele nicht erkennen kann. Sonst steht der Mund halb offen, und zieht seine Ecken ein wenig in die Höhe; wodurch eine Art der Entzückung bemerkt wird.

Verachtung.

Wann der Gegenstand, von welchem anfänglich die Verwunderung entstanden, nichts Hochachtungswürdiges an sich hat, so entspringt aus diesem Mangel an Hochachtung die Verachtung, welche sich durch gerunzelte, und gegen die Nase herab, auf der andern Seite aber hinauf gezogene Augenbraunen ausdrückt, wobei ferner das Auge weit offen, und der Augapfel in der Mitte steht, die Nasenlöcher sich über sich ziehen, der Mund sich schließt, mithin seine Ecken ein wenig abwärts wendet, und die untere Lippe über die obere hervorgeht.

Schrecken.

Wann aber ein Gegenstand anstatt der Verachtung Schrecken verursacht, so runzeln sich die Augenbraunen noch viel mehr als bei der Verachtung. Der Augapfel steht, anstatt in der Mitte

des

des Auges zu stehen, ganz unten; der Mund zeigt sich halb offen, doch in der Mitte nicht so weit als in den Winkeln, die sich gleichsam hinter sich ziehen, wodurch die Backen Falten bekommen. Das Angesicht sieht bleich aus, die Augen aber und die Lippen ein wenig bläulicht. Der Ausdruck dieser Leidenschaft hat einige Gleichheit mit dem des Entsetzens.

Das Entsetzen.

Das Entsetzen verursacht, wenn es allzugroß ist, daß derjenige, den es befällt, die Augenbraunen in der Mitte hoch über sich, und die Muskeln, welche die Augenbraunen bewegen, und welche auch sehr merklich aufgeblasen, und aneinander gedrückt sind, auf die Nase herabzieht, die aber sammt den Nasenlöchern sich in die Höhe rümpfet.

Im Uebrigen stehen die Augen völlig offen, das obere Augenlied versteckt sich unter den Augenbraunen, das Weiße in dem Auge ist mit einer gewissen Röthe umgeben. Der Augapfel sieht wie verirrt aus, und steht mehr unten als oben in dem Auge. Das untere Augenlied ist geschwollen und bläulicht, die Muskeln an der Nase und den Händen sind ganz aufgetrieben, die an den Backen überaus sichtbar, und auf jeder Seite der Nasenlöcher zusammengespitzt. Imgleichen steht der Mund weit offen, und dessen Winkel lassen sich deutlich bemerken. Ueberhaupt ist alles, sowohl an der Stirne als um

die

die Augen, recht sichtbar, nicht minder die Muskeln und Adern an dem Halse stark aufgeschwollen und sichtlich, so wie die Farbe in dem Angesichte, auch die Spitze der Nase, die Lippen, die Ohren, und der Umfang der Augen bleich und bläulicht ist, und die Haare, wie man sich wohl ausdrückt, zu Berge stehen.

Wann sich die Augen bei dieser Leidenschaft übermäßig weit öffnen, so scheint es daher zu kommen, daß die Seele gleichsam die Natur der wahren Beschaffenheit des Gegenstandes, welcher ihr solch ein fürchterliches Entsetzen verursacht, einsehen und erkennen will. Hergegen die auf einer Seite unter sich und auf der andern über sich gehenden Augenbraunen, scheinen gleichsam in Ansehung des über sich gehenden Theils sich mit dem Gehirn vereinigen, und selbiges dadurch von dem Uebel, welches die Seele wahrnimmt, befreien, so wie in Ansehung des unter sich gehenden Theils, welcher auch aufgeschwollen zu seyn scheinet, durch den Haufenweise von dem Gehirn herzueilenden Nervensaft die Seele gleichsam bedecken, und vor dem besorgten Unglücke schützen zu wollen.

Der weit aufgesperrte Mund aber scheint anzuzeigen, daß das Herz von dem Blute, so gegen dasselbe zuläuft, umfangen sey, und demnach um Luft zu schöpfen, eine gewisse Anstrengung brauchen müsse, welche verursacht, daß der Mund sich ungewöhnlich weit öffnet, und, wann solches die

Werk-

Werkzeuge der Stimme trift, einen unordentlichen Ton von sich giebt.

Liebe.

So wie nun, vermittelst der Gegenstände, die wir entweder hochachten oder bewundern, die vorhergehenden Leidenschaften in uns erreget werden können, so kann auch die Liebe in uns erreget werden.

Der Ausdruck dieser Leidenschaft ist ganz sanft und einfach: die Stirn ist gleich und eben, die Augenbraunen gehen an der Seite, wo der Augapfel steht, ein wenig in die Höhe, das Haupt neigt sich gegen den Gegenstand von welchem die Liebe verursacht wird, die Augen sind mittelmäßig geöfnet, das Weiße in denselben ist sehr lebhaft und glänzend, der Augapfel lenkt sich gemächlich nach dem Orte hin, wo der geliebte Gegenstand befindlich ist, und scheint ein wenig zu funkeln, wie auch sich in die Höhe zu ziehen; weder an der Nase noch an allen andern Theilen des Gesichts, an welchen, insonderheit an den Wangen und Lippen eine sehr lebhafte und röthliche Farbe durch diese Gemüthsbewegung verursacht wird, ist sonst nicht die geringste Veränderung zu verspüren. Es steht aber der Mund dabei ein wenig offen, seine Winkel gehen ein wenig über sich, und die Lippen sind feucht anzusehen.

Das Verlangen.

Diese Leidenschaft drückt sich durch gedrückte und auf die Augen, welche weiter als gewöhnlich offen

offen stehen, hervorgehende Augenbraunen aus. Hiebei steht der Augapfel in der Mitte des Auges, und scheint lauter Feuer in sich zu enthalten, die Naselöcher ziehen sich gegen die Augen enger zusammen; der Mund steht weiter offen, als bei der Liebe, und seine Winkel gehen hinter sich zurück. Uebrigens liegt die Zunge vorn auf den Lippen und die Farbe ist erhöheter als bei der Liebe. Alle diese Bewegungen zeigen eine gewisse Beunruhigung der Seele an.

Hoffnung.

Wann wir aber etwas verlangen, und es das Ansehen hat, daß wir es auch wohl erlangen möchten, so wird hierdurch die Hoffnung in uns erweckt.

Allein weil die Bewegungen dieser Leidenschaft nicht sowohl äußerlich als vielmehr innerlich vorgehen, so läßt sich nur wenig davon bemerken.

Es ist indessen der Ausdruck dieser Leidenschaft in Ansehung aller Theile des Leibes, gleichsam ein Mitteldinq zwischen dem Ausdruck der Furcht und der Sicherheit; so daß, wenn der eine Theil der Augenbraunen die Furcht, alsdann der andere die Sicherheit ausdrückt; wie denn auch im Uebrigen die Bewegungen aller Theile des Leibes und Gesichts bei der Leidenschaft der Hoffnung, vermischte Ausdrücke von Furcht und Sicherheit sind.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

Inhalt.

Inhalt.

Seite

Zur Seelennaturkunde.

7. Son-

Inhalt.

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Achten Bandes drittes Stück.



Ueber den Plan des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde.

Auszug aus einem Briefe an den Herausgeber, von Herrn Salomon Maimon.

Die Seelenkunde ist die Wissenschaft von der menschlichen Seele, als Erkenntnis und Willensvermögen; sie kann in die reine und angewandte Psychologie eingetheilt werden.

Die reine Psychologie ist die Lehre von den mannigfaltigen Hauptkräften der Seele, d. h. solchen Wirkungsarten derselben die sich nicht aus einander, aus denen aber alle Erscheinungen der Seele sich erklären lassen.

Die angewandte Psychologie ist die Lehre von der Art diese Prinzipien zur Erklärung besonderer Seelenerscheinungen zu gebrauchen.

Ich bemerke aber, daß man sowohl in Ansehung der Seelenkunde, als der Naturkunde überhaupt, eher auf Extremitäten geräth, als daß man den rechten Weg einschlagen sollte. Einige wählen blos die empirische, andere hingegen blos die dogmatische Methode.

Jene glauben genug gethan zu haben, wenn sie so viel Erscheinungen als möglich ist gesammlet haben, ohne dieselben aus bekannten Prinzipien herzuleiten, und untereinander zu verbinden.

Diese hingegen suchen alle Erscheinungen aus Prinzipien herzuleiten, sie bekümmern sich aber nicht genug um die Evidenz der Prinzipien selbst, sondern in Ermangelung der aus der Erfahrung bekannten Prinzipien, erdichten sie welche, unter dem Titel von Hypothesen.

Die einzige rechte Methode aber ist diese: alle Erscheinungen so viel als möglich ist, durchs Reduziren auf gemeinschaftliche Prinzipien, untereinander zu verknüpfen; keine unbekannte Prinzipien zu erdichten; und die zur Erklärung der Erscheinungen, die sich aus den bekannten Prinzipien nicht erklären lassen, angenommenen Hypothesen nur so lange gelten zu lassen, bis entweder dieses möglich wird, da man dann diese ganz ohne Grund angenommenen Hy-

pothe-

pothesen verwerfen kann, oder bis diese Hypothesen selbst durch etwas anders bestätigt werden.

Woraus erhellet, daß wahre Menschenkenntniß kein Erbtheil der Weltleute seyn kann. Diese beweinen entweder die menschlichen Thorheiten mit dem Heraklit, oder belachen dieselben mit dem Demokrit, indem sie darinn so viel Unerklärbares und Ungereimtes zu finden glauben.

Derjenige hingegen der sich die wahre Menschenkenntnis zu erlangen bemüht, wird die menschlichen Thorheiten, so wenig beweinen als belachen, sondern sie vielmehr aus ihren Prinzipien zu erklären suchen.

Für ihn hat der Thor und schlechte Mensch eben dasselbe Interesse, als der Weise und Gute, weil, indem sein Zweck blos Menschenkenntniß, nicht aber irgend ein anderes Interesse ist, welches etwa der Zweck des Mediziners, Politikers und Moralisten seyn möchte, ihm zu diesem Behuf der Eine so gut als der Andere dienlich seyn kann.

Ja der Thor und schlechte Mensch hat hierin vor dem Weisen und Guten sogar einen Vorzug, indem die Hebung der Widersprüche in dem Karakter des ersten, eine tiefere Untersuchung über den Menschen voraussetzt.

Der Umfang der Seelenarzneikunde ist nicht so groß als man ihn sich gemeiniglich vorstellt. Ich will mich hierüber näher erklären.

Die aus der Psychologie bekannten Seelenkräfte sind: 1) die sogenannten höhern Kräfte, nehmlich Verstand und Vernunft. 2) Die niedrigern Kräfte: Empfindung, Einbildungskraft, Erinnerung, Witz u. d. gl.

Man nennt nehmlich höhere Seelenkräfte diejenigen Wirkungsarten, die a) (in Beziehung auf bestimmte Objekte) Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit enthalten; und deren b) Wirkungen wahre Einheiten der Natur sind, und daher nicht in Zeit und Raum gedacht und folglich an sich auch nicht verändert werden können. Diejenigen aber die diese Kriterien nicht haben, werden die niedern Kräfte genannt.

Der Verstand denkt Begriffe von Objekten und urtheilt von den Verhältnissen dieser Objekte a priori. Diese beiden Wirkungen müssen in Beziehung auf dieselben Objekte, in Ansehung eines jeden Subjekts, nothwendig und allgemeingültig seyn, oder man muß diese Wirkungen selbst in Zweifel ziehn, und allen Anspruch auf Erkenntnis der Wahrheit aufgeben.

Ferner ist der Begrif der Möglichkeit eines Objekts oder des Verhältnisses verschiedener Objekte eine untheilbare Einheit. Der Begriff eines Dreieckes ist blos darum möglich, weil die drei Linien (als die Bestimmungen), ohne Raum (als das dadurch Bestimmte) nicht gedacht werden können. Dieses Objekt entsteht also nicht in der Zeit, so

daß

daß man z. B. erst den Raum und hernach die drei Linien an sich dächte, sondern auf einmal; und so ist es auch z. B. mit dem Urtheil: Ein rechtwinklichtes Dreieck ist ein Dreieck, beschaffen, indem es blos darum seine Realität hat, weil man ein rechtwinklichtes Dreieck nicht ohne Dreieck überhaupt denken kann. Mit der Vernunft, als dem Vermögen mittelbar zu urtheilen, hat es eben dieselbe Bewandtnis.

Hieraus folgt daß alle Menschen, ja so gar alle denkende Wesen überhaupt einerlei Verstand und Vernunft haben; sie können in diesem Betrachte, nur in Ansehung der Objekte und der Grade dieser Wirkungen verschieden sein. Und selbst dieser Unterschied liegt nicht in den besondern Bestimmungen dieser Kräfte an sich, sondern in der Verschiedenheit des Stofs den die Sinne, und der Verbindungsart des Mannigfaltigen darin, die die Einbildungskraft dazu darbitet.

Gebt einem Duns dieselben sinnlichen Vorstellungen und Reihen der Association, die Neuton gehabt hat, und er wird mit diesen das Weltsystem erfinden. Sobald als die Sinne und die Einbildungskraft die Mittelsätze zur Erfindung einer Wahrheit darbieten, so ist die Wahrheit erfunden.

Diese höheren Seelenkräfte können also von einer Seelenarzeneikunde gänzlich wegbleiben, weil sie an sich keiner Veränderung unterworfen sind. Die Empfindung ist zwar (als Seelenvermögen)

an sich der Veränderung unterworfen; da aber ihre Veränderung von der besondern Organisation abhängt, so ist hier wiederum für den bloßen Seelenarzt nichts zu thun.

Es bleibt also für die Seelenarzeneikunde nichts mehr übrig als die Einbildungskraft mit ihren Abtheilungen, die nicht blos von außen als ein leidendes Vermögen, sondern auch eigenmächtig als ein thätiges Vermögen viele Veränderungen annehmen kann.

Erstlich kann die Reproduktion nach dem Gesetze der Association bei Wahrnehmung eben desselben Objekts in verschiedenen Reihen der Association, in verschiedenen Graden von Stärke und Geschwindigkeit, in verschiedenen Verhältnissen der Freiheit und Nothwendigkeit u. d. gl. gedacht werden.

Diejenige Proportion in der Wirksamkeit der Einbildungskraft wodurch nicht nur diese Wirksamkeit an sich, sondern auch die Wirksamkeit aller übrigen davon abhängenden Seelenkräfte, das Maximum, oder das in einem gegebenen Subjekte Größtmögliche erreicht wird, ist der Zustand der Gesundheit. Was aber davon abweicht, ist Krankheit.

Die Seelenkrankheiten können also, nicht bloß a posteriori, sondern auch nach einem Prinzip a priori bestimmt, und in ein System gebracht werden.

Man braucht nur die verschiedenen Wirkungsarten der Einbildungskraft aufzuzählen, und sie in ver-

schie-

schiedenen Verhältnissen zu verknüpfen, um alle möglichen Seelenkrankheiten zu bestimmen, welches die Pathologie ausmachen wird.

Was die Ordnung aber anbetrift, so glaube ich daß man am besten thun wird, wenn man erstlich die allgemeinsten, und folglich auch bekanntesten Krankheiten abhandelt, und hernach zu den weniger bekannten übergeht.

Jene sind gleichsam uns angeerbte Krankheiten (so wie die Blattern), deren Schädlichkeit aber durch eine gute Diät verhütet werden kann; von dieser Art sind die transcendenten Erdichtungen. Dieses erfordert eine nähere Erklärung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Seelennaturkunde.

I.

Wirkung des Denkvermögens auf die Sprachwerkzeuge.

Mein Freund, der Herr Professor Markus Herz, berichtet uns (Mag. zur Erfahrungs-Seelenkunde 8. Band. 2. Stück. IV.) eine merkwürdige medizinisch-psychologische Erscheinung, die er, als gleich competenter Richter in beiden Wissenschaften, mit dem ihm eignen Scharfsinn zu erklären sucht.

Ich werde hier sowohl diese Erscheinung, als seine Erklärung in Kurzem anführen, und meine eigne Erklärung hinzufügen; überlasse es aber dem Leser, mit welcher Erklärungsart er am besten zufrieden seyn will.

Ein Mann, der durch einen Zufall, an der Zunge und an den Händen und Füßen einige Zeit völlig gelähmet war, ist nachher soweit wieder hergestellt worden, daß er die Füße hat vollkommen brauchen können, wie auch einigermaßen die Hände; in Ansehung der Sprache aber hat sich folgende merkwürdige Erscheinung bei ihm ereignet. Er war schlech-

schlechterdings nicht im Stande irgend ein Wort deutlich und vernehmlich hervorzubringen, weder von selbst aus eignem Triebe, noch wenn man ihm die Worte laut und langsam vorsagte; hingegen konnte er sehr fertig lesen, so daß man, wenn er leise las, kaum einen Fehler an seinen Sprachorganen bemerkte.

Die Erklärung dieser Erscheinung ist nach dem Herrn Professor Herz in Kurzem diese:

„Zum Aussprechen oder Hervorbringen eines Worts ist nothwendig, daß die Vorstellung desselben in der Seele vorgehe. Diese Vorstellung muß unter gewissen Umständen einen gewissen Grad von Stärke haben. Ferner, die Wirksamkeit einer Vorstellung hängt von zwei Ursachen ab, von ihrer Lebhaftigkeit und von ihrer Dauer.“

„In Ansehung der Lebhaftigkeit giebt es keine wesentliche Verschiedenheit unter den verschiednen sinnlichen Vorstellungen; in Ansehung der Dauer aber, ist vorzüglich eine Verschiedenheit zwischen den Vorstellungen des Gesichts und den des Gehörs zu bemerken, indem die Wahrnehmungen des erstern viel dauerhafter, als die des leztern sind; folglich muß auch die Wirkung jener viel stärker, als die Wirkung dieser seyn.“

„Bei diesem Manne also, dessen Sprachorgane zum Theil gelähmet waren, konnte nur die stärkere Vorstellung des Gesichts, nicht aber die schwächere

des Gehörs die wichtigste Wirkung [illegible] eines [illegible]) [illegible] Herr Professor Herz führt noch eine Erscheinung von dieser Art an, die er auf eine ähnliche Weise erklärt.

Ich will mich hier in keine umständliche Beleuchtung dieser Erklärungsart einlassen, und bemerke nur, daß ich den Unterschied zwischen den verschiednen Arten sinnlicher Vorstellungen in Ansehung ihrer Dauer nicht einsehen kann.

Die Dauer ist die Existenz eines Dinges zu verschiednen Zeiten. Nun hat aber eine Vorstellung sowohl, als die ihr correspondierende unmittelbare Wahrnehmung nur so viel Dauer, als zu ihrer Apprehension, d. i. zur Zusammennehmung und Ordnung ihrer Theile zu einem Ganzen, nöthig ist; sobald dieses Geschäft zu Ende ist, ist auch die Vorstellung zu Ende; wird diese Operation wiederholt, so entsteht eine der vorigen ähnliche Vorstellung, die aber dennoch ihre eigene Existenz hat, indem die Verschiedenheit der Zeit bei aller wesentlichen Identität die Verschiedenheit der Existenz ausmacht.

Das Object mag immer (als Substanz) eine Dauer haben; seine aufeinander folgenden Eindrücke auf uns mögen immer einartig seyn; so müssen doch diese Eindrücke, und folglich auch die aus ihnen entspringenden Vorstellungen, ihrer Existenz nach

ver-

verschieden seyn, und hierin sind alle sinnlichen Vorstellungen einander ähnlich.

Man täuscht sich gemeiniglich, wenn man glaubt geschwinder Lesen als Sprechen zu können, da doch das (nicht laute) lesen nichts anders als ein inneres Sprechen ist. Der Grund dieser Täuschung aber liegt darin, daß man schon aus Gewohnheit sich mit ganzen Phrasen bekannt gemacht hatte; man liest daher blos einige Theile derselben, und ersetzt das übrige aus dem Gedächtniß, und glaubt demohnerachtet das Ganze gelesen zu haben.

Wir mögen also die Vorstellung eines Worts durchs Hören oder durchs Sehen erlangen, so ist ihre Dauer immer nur so viel, als zur Apprehension, d. h. zur Zusammennehmung der einzelnen Buchstaben, und ihrer Ordnung untereinander in einem Worte, nothwendig ist.

Sobald dieses zu Ende ist, müssen wir entweder durch unmittelbare Wahrnehmung oder Erinnerung dieses Geschäft aufs Neue vornehmen; aber dieses ist nicht mehr die Dauer eben derselben Vorstellung, sondern blos ihre Wiederholung.

Ich komme nun zu meiner Erklärung dieser Erscheinung, zu deren Behufe ich folgende Sätze vorausschicken zu können glaube:

1) Das aus der Psychologie bekannte Gesetz der Association überhaupt; nehmlich wenn zwei Vorstellungen A und B dem Erkenntnißvermögen in einer unmittelbaren Folge im Raume oder in der Zeit

Zeit gegeben werden, so werden sie in Beziehung auf das Erkenntnißvermögen so verknüpft, daß, wenn nachher die eine derselben A entweder durch das äußere Object gegeben, oder durch die Einbildungskraft reproducirt wird, alsdann auch die andere B reproducirt werden muß, und so auch umgekehrt.

2) Diese Association oder die Wahrscheinlichkeit des Urtheils a priori von der Folge der Vorstellungen aufeinander kann verschiedene Grade haben, die durch die verschiedenen Grade der Wiederholung (ihre Anzahl) der a posteriori wahrgenommenen Folge dieser Vorstellungen aufeinander bestimmt werden; das heißt, je öfter diese Vorstellungen, in einer Folge aufeinander wahrgenommen worden sind, desto wahrscheinlicher wird es, daß wenn hernach eine derselben wahrgenommen werden sollte, die andere auf sie folgen werde.

3) Der höchste Grad der Association ist, wenn die Vorstellungen beständig in einer Folge aufeinander und nie außer derselben wahrgenommen worden sind.

4) Der Grad der Association kann aber in den beiden associirten Vorstellungen verschieden seyn; wenn nehmlich die eine Vorstellung A beständig in einer Folge mit B, B hingegen auch außer dieser Folge wahrgenommen worden ist, alsdann ist die Wahrscheinlichkeit der Folge von B auf A größer

größer als die Wahrscheinlichkeit der Folge von A auf B.

5) Es giebt auch eine Ordnung in der Association; wenn nehmlich beständig A als vorhergehend, und B als darauf folgend wahrgenommen worden ist, so wird auf die Wahrnehmung von A, B gewiß folgen, nicht aber umgekehrt. Wer eine fremde Sprache durchs Uebersetzen in seine Muttersprache erlernt, wird bei einem vorkommenden Worte aus der fremden Sprache auf das demselben correspondirende Wort in seiner Muttersprache leicht fallen, nicht aber umgekehrt. Dieses habe ich sowohl an mir selbst als an andern beobachtet, hingegen hatte ich noch keine Gelegenheit, die Ordnung der Association auch im umgekehrten Falle zu beobachten. Sollte sich dieses auch bestätigen, so hat der Satz der Ordnung in der Association seine völlige Richtigkeit: wo nicht, so müssen wir ihn gänzlich verwerfen, indem die beobachtete Ordnung im ersten Falle sich aus No. 4. erklären läßt. Das Wort aus der fremden Sprache ist nie außer der Association mit dem ihm correspondirenden Worte aus der Muttersprache vorgekommen; hingegen ist dieses schon lange Zeit vor dieser Association gebraucht worden; folglich ist der Grad der Association des erstern größer, als der des leztern, indem es bei dem ersten der höchstmögliche Grad ist. Man erinnert sich daher leicht bei jenem an dieses, nicht aber umgekehrt.

6) Die

6) Die Vorstellungen der Worte gehen der Sprache, und diese der Schrift voraus. Dieses ist ein Erfahrungssatz, den jeder zugeben wird. Ein Kind hat lange vorher Vorstellungen, ehe es sie durch Worte ausdrücken lernt. Und die Schrift entstehet aus willkührlichen Zeichen der Töne, so wie die Sprache aus willkührlichen Zeichen der Vorstellungen. Das Bezeichnetwerdende muß aber dem Zeichen vorhergehen.

7) Aus 4. und 6. läßt sich erklären, warum ein Kind, das eine Sache benennt, zugleich eine Vorstellung davon hat; wenn es z. B. sagt: ich will Zucker, so wird es sich gewiß mit nichts anderm abspeisen lassen. Es kann aber umgekehrt eine Vorstellung von einer Sache haben, ohne sie benennen zu können; wobei es sich eines allgemeinen Ausdrucks zu bedienen pflegt (weil dieser ihm öfter als der besondere Ausdruck vorgekommen ist), z. B. das Ding, etwas u. dgl. weil, obgleich die Vorstellungen mit ihren Nahmen in seiner Seele sind associirt worden, sie doch nicht in gleichem Grade associirt sind; indem die Vorstellung schon vor dieser Association, ihr Nahme hingegen erst durch dieselbe entstanden ist.

8) Das was an sich schwer zu bewerkstelligen ist, wird durch die Association erleichtert, man bekommt die Fertigkeit in einer Kunst durch Uebung, d. h. durch öftere Wiederholung eben derselben Handlung. Wenn wir aber die Sache genauer betrach-

ten

ten wollen, so werden wir finden, daß diese Fertigkeit nicht aus der Wiederholung eines jeden Theils der Handlung an sich, sondern aus der Wiederholung ihrer Verbindung untereinander entspringet.

Wenn jemand z. B. einen Menschen abzeichnen will, so kann er nicht gleich Anfangs alle Züge richtig ausdrücken, er zeichnet blos diejenigen wenigen Züge, auf die sich seine Aufmerksamkeit erstreckt, richtig. Hernach wendet er seine Aufmerksamkeit auf die noch nicht richtig getroffenen Züge, und sucht sie auszudrücken, und mit den schon richtig getroffenen zu verbinden, u. s. w.; bis er auf diese Art das Ganze richtig zeichnen gelernt hat; je öfter er diese Handlung wiederholt, desto stärker werden diese Züge zu einem Ganzen in seiner Einbildungskraft verknüpft, so daß er zuletzt nur auf einige derselben seine Aufmerksamkeit zu richten braucht, und die andern von selbst folgen.

Durch die Association also wird mit einem kleinern Grade von Aufmerksamkeit (auf einige Züge) so viel verrichtet, als sonst mit einem größern Grade von Aufmerksamkeit (aufs Ganze) hätte verrichtet werden müssen.

Aus diesem allen läßt sich die gedachte Erscheinung auf folgende Art erklären.

Der Mann war an seinen Sprachwerkzeugen zum Theil gelähmt, oder welches wahrscheinlicher ist, er war während der Zeit seiner Lähmung in der Spra-

Sprache außer Uebung gekommen; er konnte zwar sprechen, aber nur mit Schwierigkeit. Dieser Schwierigkeit müßte daher durch eine Association abgeholfen werden.

Nun ist freilich die Vorstellung eines Objects mit dem Schalle seines Nahmens in einer Association, indem man diesen durch Verknüpfung mit jener erlernt hat. Da aber die Vorstellung des Objects seinem Nahmen eine lange Zeit vorhergegangen ist, so ist diese Association nicht stark genug, um dasjenige zu bewerkstelligen, was ohne dieselbe unmöglich wär. Und so ist es auch mit den von andern gehörten Worten beschaffen, indem man die Worte eher gehört, als sie auszusprechen gelernt hat. Hingegen ist die Association der Schriftzeichen, mit den ausgesprochenen Worten die größtmögliche, weil man jene beständig in einer Association mit diesen, aber nie außer derselben wahrgenommen hat; folglich kann sie stark genug seyn, um die erforderliche Wirkung hervorzubringen.

Salomon Maimon.

2. Ueber

2.

Schreiben über Täuschung und besonders vom Traume.

Aus einigen Aeusserungen welche in Ihrer Erfahrungsseelenkunde vorkommen, aus dem eigentlichen Zwecke welchen Sie sich vorgesetzt zu haben scheinen, und aus der Natur der Sache muß ich vermuthen, daß Ihnen wenigstens nunmehr, da Sie schon eine ziemliche Anzahl von Thatsachen gesammlet haben, auch Betrachtungen willkommen seyn werden, wenn sie Aufschlüsse zur Erklärung dieser Thatsachen enthalten, oder zur Feststellung psychologischer Gesetze beitragen.

In dieser Hinsicht theile ich Ihnen die Resultate mit, welche ich nach Durchlesung des ersten Stückes von dem ersten Bande Ihrer psychologischen Schrift gefaßt habe. Sollten sie Ihrem Urtheile nach eine Stelle in Ihrer Seelenkunde verdienen, so habe ich meiner Seits nichts dagegen. Ich schreite zur Sache.

Die Verrücktheit, Faselei und der Traum haben das miteinander gemein, daß 1) in diesen Zuständen Gedankendinge für außer uns vorhandene Dinge gehalten werden. 2) haben wir in dem Augenblicke in dem dieser Trug geschiehet, oft ein Bewußtseyn von dem Truge. Man träumt, und weiß im Traume, daß man träumt; auch geben

Wahnsinnige in dem Zustande ihrer größten Verrücktheit manchmal sehr deutlich ein Bewußtseyn ihres Wahnsinnes zu erkennen.

Um nun diese Erscheinungen zu erklären, werde ich eine Frage aufwerfen, deren Beantwortung, wie man mit einem Blicke sehen wird, einiges Licht über diesen Gegenstand verbreiten muß. Es frägt sich nehmlich: da alle unsre Vorstellungen Beschaffenheiten unsers denkenden Wesens sind, woher kommt es, daß wir irgend etwas als ein Ding betrachten, welches außer uns wirklich ist, und so wenig von unsrer Vorstellung abhängt, daß es noch fortdauern kann, wenn auch unser denkendes Wesen, und mit ihm alle unsre Gedanken zernichtet werden sollten?

Ehe ich weiter rücke, bemerke ich noch, daß zur gegenwärtigen Absicht eine blos psychologische Beantwortung dieser Frage hinreichend ist; eine metaphysische Beantwortung aber zu nichts dienen würde. Man verlangt hier keine Beweise für die Wirklichkeit der außer uns befindlichen Dinge, sondern man will blos die Wege welche uns zu dieser Vorstellungsart leiten, und die psychologischen Gesetze kennen, nach denen wir etwas für außer uns wirklich halten; und dieses darum, damit wir die Täuschung welche im Traume und in der Verrücktheit vorgehet, desto besser einsehen mögen.

Wir werden also einige Blicke in uns selbst werfen müssen, und mehr erfordert es in der That nicht, um folgendes wahrzunehmen: von vielen

Vorstellungen sind wir uns genau bewußt, wie wir von den vorhergegangenen zu ihnen geleitet worden sind; von vielen andern wissen wir dieses zwar nicht, aber wir wissen doch überhaupt, daß eine stetige Fortrückung von Vorstellung zu Vorstellung nach dem Gesetze der Ideenverkettung und Vergesellschaftung in uns statt gehabt hat. Wenn wir uns zum Beispiel auf etwas zu erinnern bemühen, so sind wir uns die große Menge von Vorstellungen, welche wir durchwandert haben, nicht bewußt; aber wir wissen überhaupt, daß wir sie durchwandert haben, und wenn die Erinnerung wirklich geschiehet, sie eine Folge aller vorhergegangenen Vorstellungen gewesen ist, welche nach dem oben angezeigten Gesetze in uns hervorgebracht worden sind.

Aus diesen Bemerkungen müssen wir natürlich den Schluß ziehen: alle Ideen, welche blos in uns erzeugt werden, mithin alle Gedankendinge, sind eine Folge von vorhergegangenen Vorstellungen, und können nicht plötzlich, oder wie der Psycholog dies zu nennen pflegt, mittelst eines Sprunges entstehen.

Allein wir bemerken auch, daß es noch eine Art von Vorstellungen giebt, welche sich uns mit einemmale aufdringen, bei denen wir keine Spur eines stetigen oder vergesellschafteten Ideenganges wahrnehmen, so daß in der ganzen vorhergegangenen Ideenreihe, wenigstens unsrer Meinung nach, nichts enthalten war, welches darauf geleitet hätte.

Wenn z. B. indem ich dieses schreibe, ein Vogel vor meinen Augen vorüber streicht, so glaube ich überzeugt zu seyn, diese Vorstellung sey plötzlich in mir entstanden, weil zufolge meines besten Bewußtseyns in dem Vorhergegangenen kein Faden anzutreffen ist, den ich an den Begriff eines Vogels knüpfen könnte.

Demnach erzeugt der Satz: kein Gedankending entstehet mittelst eines Sprunges, nebst dem zweiten: es giebt Vorstellungen, welche, wenn ich meinen Wahrnehmungen trauen darf, mittelst eines Sprunges entstehen, den dritten: Die Vorstellungen von der letzten Art, oder bestimmter, die Vorstellungen, welche die Sinne darbieten, werden nicht blos in mir entsponnen, sind keine bloße Gedankendinge, sondern es giebt eine Wirklichkeit außer mir, welche sie in mir wirkt, oder veranlaßt. Nemlich: entweder die Vorstellungen welche wir durch die Sinne empfangen, sind nicht mit unsern übrigen Vorstellungen verbunden, obgleich die Dinge, welche auf die Sinne wirken, eine ununterbrochene Verbindung untereinander haben; oder der Faden ist in Absicht derselben nicht abgeschnitten; ich habe Vorstellungen von der ganzen Welt, und zwar diejenigen, welche blos in mir entstehen, beziehn sich unmittelbar auf mich, auf meine Eigenheiten, und auf Eindrücke, welche die sinnlichen Vorstellungen in mir zurückgelassen haben; die Vorstellungen aber welche durch die Wirkung äußerer Gegen-

genstände in mir hervorgebracht werden, beziehn sich mehr auf die Verbindung des unendlichen und zum Theil von mir auch in dem gegenwärtigen Zustande anschaulichen Alls.

Von den Vorstellungen des innern Sinnes weiß ich im wachenden und mit Besonnenheit verbundenen Zustande wie ich zu ihnen gekommen bin, oder werde wenigstens die Spur von einer stetigen Gedankenverkettung gewahr; von den Vorstellungen aber, welche uns von aussen zuströmen, findet auch dies leztere nicht statt; nicht weil keine da ist, sondern weil sie für uns verloren geht; hauptsächlich darum, weil es schwer ist, in einem grenzenlosen und äusserst verwickelten All eine Spur zu bemerken.

Es scheint, daß die zulezt angeführte Meinung, welche doch wenigstens möglich ist, wiederum alles das niederreisse, was vorher aufgebauet worden. Denn da vermöge derselben die Vorstellungen, welche uns die Sinne darbieten, von den vorhergegangenen nicht abgebrochen sind, so kann die anscheinende Unterbrechung keine außer uns vorhandene Wirklichkeit darthun.

Allein es ist bereits erinnert worden, daß blos der Weg und das Gesez gesucht wird, nach denen wir uns bei dieser Beurtheilung richten; ein Gesez, welches, da alles auf die Erklärung der Täuschung im Traume und in der Verrücktheit abzielt, den Grund angiebt, warum in den eben genannten Täu-

schungszuständen das Blendwerk sich erzeugen muß, dessen Ursprung hier enträthselt werden soll; mithin auch im wachenden und mit völliger Besonnenheit verbundenen Zustande zu Irrschlüssen leiten kann. Denn blos durch die Verirrung welche auch in dem eben beschriebenen Zustande möglich ist, kann die Verirrung erklärt werden, welche in den täuschenden Zuständen unstreitig statt hat.

Daß aber der wirkliche oder scheinbare Mangel einer Ideenverbindung zwischen einer Vorstellung und den vorhergegangenen uns auf eine außer uns vorhandene Wirklichkeit führt, beweisen viele Erfahrungen, von denen ich folgende heraushebe: Wenn ich in eben dem Augenblicke, in welchem ich das einsilbige Wort ja niederschreibe, es auch aussprechen höre, so werde ich zweifelhaft, ob man es wirklich ausgesprochen habe, oder ob in mir eine Täuschung vorgegangen sey, und ich würde nicht einmal daran zweifeln, sondern es für eine ausgemachte Täuschung halten, wenn sie im wachenden Zustande wahrscheinlich wäre.

Also wo wir keine plötzliche Abbrechung von der vorhergegangenen Gedankenreihe wahrnehmen, da schließen wir auch auf keine äussere Wirklichkeit, und wir wären lauter erklärte Egoisten, wenn die sinnlichen Vorstellungen, welche uns die äussern Gegenstände darbieten, mit unsrer Gedankenreihe gleichen Schritt hielten.

Dem-

Demnach ist die Unterbrechung der Ideenstetigkeit der Weg der uns auf eine ausser uns vorhandene Wirklichkeit führt, und zum Theil auch ein Merkmaal, daran wir sie erkennen.

Ich sagte zum Theil, und dies vorsetzlich, denn nachdem man auf die Idee geführt worden, so bemerkt man noch andere Merkmaale derselben, welche es eben sind, die den Egoismus so lächerlich machen. Die wichtigsten derselben sind für uns hier von keinem Gebrauche, weil sie besonders auf unsern Zustand im Traume nicht angewandt werden können.

Ich werde daher nur eines einzigen Merkmaals gedenken, darnach wir uns richten, welches so schwankend ist, daß es zu Täuschungen verleitet und auch im Traume statt hat; ich meine nehmlich die Stärke der Vorstellung. Wir können mittelst der Einbildungskraft das Bild der Sonne in uns hervorbringen, aber die Kraft der Vorstellung einer mit Augen gesehenen Sonne, wirkt mit einer weit größern Stärke, als die Vorstellung, welche die Einbildungskraft uns gewährt.

Wie sehr aber dies Merkmaal irre führen kann, beweisen viele Beispiele, wovon ich nur ein einziges rügen werde. Man weiß, daß Dichter und Mahler von ihren eignen Gedankengeschöpfen getäuscht werden, und es hat Fälle gegeben, daß sie in Furcht und Schrecken gesetzt worden, mit einemmale in einen Winkel gekrochen oder zurükgefahren sind.

Ich enthalte mich, ein mehreres hierüber hinzuzufügen, da die Hauptsache sehr bekannt ist, und zur Erklärung des Truges, welcher in den täuschenden Zuständen in uns vorgehet, fast allgemein angewandt wird.

Ich begnüge mich, blos zu bemerken, daß wir alle Vorstellungen, welche uns die Einbildungskraft, und mithin auch die überspannte Einbildungskraft liefert, für das was sie sind, für Gedankendinge halten müssen, wenn wir nicht in dem Augenblicke in welchem uns das eingebildete Ding vor Augen schwebt, selbst die Spur der vorhergegangenen Ideenreihe, daher es entstanden ist, verloren haben.

Die Gründe welche für die Nothwendigkeit einer Reihenabbrechung zur Vorstellung einer Wirklichkeit vorgetragen worden, beweisen dieses noch um so mehr, wenn sie auf unstreitige Gedankendinge, auf die Bilder der Einbildungskraft angewandt werden.

Es stehet also fest: die Abbrechung von der vorhergegangenen Gedankenreihe ist eine Bedingung, ohne welche wir in keinem Falle etwas als ausser uns wirklich annehmen; und, daß ich es im Vorbeigehn bemerke, in Absicht der Vorstellung unsers eignen Daseyns verhält es sich gerade umgekehrt. Der Mensch vergißt, so zu sagen, sein eignes Ich, wenn er so sehr von Gegenstand zu Gegenstand eilt, daß ihm die innere Gedankenreihe abgebrochen scheinen muß.

Ich rücke nunmehr näher zum Ziele, und zwar zuförderst zur Erklärung der Haupterscheinungen in den täuschenden Zuständen, und um meine Meinung faßlicher zu machen, werde ich in der Folge einige Entstehungsarten von diesen Zuständen angeben.

Von allen täuschenden Zuständen ist der Traum der einzige, der fast allen Menschen aus eigner Erfahrung bekannt ist; man hat daher auch bestimmtere Begriffe von ihm, als von den übrigen; und man siehet sich oft gezwungen, von ihm auf die andern zu schliessen. In dieser Rüksicht verdient er die erste Stelle; zu dessen Erklärung aber etwas von unsern Vorstellungen im Schlafe vorausgeschickt werden muß.

In dem Zustande des tiefen Schlafes, worin auch kein Traum vorhanden ist, sind die dunklen Vorstellungen der Seele im Gleichgewicht, so daß keine derselben eine größere Stärke als die andre hat; keine ist die hervorstechende, die herrschende. Die Aufmerksamkeit, welche die Seele auf sich selbst und ihre Vorstellungen hat, ist in diesem Zustande äußerst schwach, aber nicht ganz unterdrückt, weil in ihm keine Vorstellung unterdrückt werden kann.

Daher kommt es, daß ein vor dem Schlafe gefaßter Vorsatz selbst in diesem Zustande eine Wirksamkeit hat, wie sehr viele Erfahrungen ausser allen Zweifel setzen; und daher kommt es ferner, daß die Schätzung des verstrichenen Zeit-

raums im Schlafe besser als im wachenden Zustande von statten gehet.

Denn da wir das Maß der vergangenen Zeit blos durch die Menge von Vorstellungen schätzen können, welche in uns aufeinander gefolgt sind: so wird dieses nur alsdann mit der Wahrheit übereinstimmen, 1) wenn die Vorstellungen, deren Zusammenzählung den Zeitraum bestimmen soll, gleichen Zeitraum einnehmen. 2) wird auch die Aufmerksamkeit auf sich und auf andre Vorstellungen sehr geringe seyn müssen, weil die Aufmerksamkeit Irrung im Zählen verursacht.

Man kann immer richtig hintereinander wegzählen, wenn man gar nichts dabei denkt, und selbst das nicht, daß man zählet. Ja dies ist es eben, was diese Operation so schwer macht, weil wir die Aufmerksamkeit vollends ablenken müssen. Ich werde mich in der Folge hierüber deutlicher bestimmen.

Da indessen diese beiden Erfordernisse im Schlafe vorhanden sind, so ist es kein Wunder, daß wir pünktlich in dem Augenblicke erwachen, wie wir es vor dem Schlafengehn gewünscht haben.

Man setze demnach: es werden jemanden nach einer jedesmaligen Ziehung der Lotterie die Nummern bekannt, welche herausgekommen sind, so wird er sich zwar im wachenden Zustande die Reihe

von

von Nummern, welche seit vielen Jahren gezogen worden, nicht erinnern, und wird daher noch weniger wissen, welche Nummern gar nicht oder weniger mal wie andere herausgekommen sind, aber im Schlafe wird ihm die Vorstellung aller seit vielen Jahren gezogenen Nummern und das Resultat, welches hierin zu fassen ist, mit eben der Stärke beiwohnen können, als jede andre Vorstellung, weil in diesem Zustande keine Vorstellung einen größern Grad von Stärke hat, als die andere; und wenn eben dieser Jemand ein Lotteriespieler ist, für den also dieses Resultat Interesse hat, so wird ihn diese Vorstellung wecken, er wird entweder völlig erwachen, oder in den mittleren Zustand gerathen, das ist: er wird träumen.

Wem diese Behauptung zu kühn scheint, den frage ich: ob denn die Verhältnisse, welche jedes Frauenzimmer ohne es zu wissen, mithin mittelst dunkler Vorstellungen berechnet, wenn es eine Melodie anhört, nicht eine weit verwickeltere Sache sind? Und ich frage ferner: ob dies nicht daher rührt, weil wir uns bei Anhörung einer Musik blos leidend verhalten, also keine Aufmerksamkeit zu verwenden brauchen? Denn Aufmerksamkeit nenne ich hier: die Bemühung etwas zu entdecken oder zu fassen; und wenn ich sage: es wird keine Aufmerksamkeit erfordert, so will ich zu verstehen geben, daß diese Bemühung unnöthig ist. Und daher behaupte ich: die Anhörung der Musik erfordert keine Aufmerksamkeit,

samkeit, weil die Töne schon als leidenschaftliche Ausdrücke eine Anziehung haben, welche fähig ist, unsre Aufmerksamkeit von allen Gegenständen weg zu wenden, und wir uns also blos leidend zu verhalten brauchen.

In eben dem erklärten Sinne hatte ich es auch genommen, als ich vorhin die Meinung äusserte, daß man bei dem Zählen — und wie ich jezt hinzusetze, auch bei dem gemeinen Rechnen, in so fern man blos nach einer erlernten Methode verfährt, — die Aufmerksamkeit ablenken muß; denn das Zählen und das gemeine Rechnen ist weder eine Operation des Verstandes noch der Vernunft.

Der vortrefliche Doctor Bloch, dieser Mann der mit dem Talent, welches in Ausübung seiner Kunst eine conditio si ne qua non ausmacht, mit dem gesunden Menschenverstande so sehr begabt ist, erzählt uns in seinen Bemerkungen eine Antwort des verewigten Mendelssohn auf die Frage: was denken Sie? —

„Nichts, ich zähle.“

Meiner Meinung nach war diese Antwort Mendelssohns, wie die seinige immer zu seyn pflegte, vieles mit wenigen Worten, treffend, scharfsinnig und wahr.

Aus dem was ich vorhin angeführt hatte, wird auch die Schwierigkeit begreiflich, die viele Männer von Genie finden, wenn sie den eigentlich mathematischen Kalkul bearbeiten sollen, ob sie ihn gleich wohl

wohl verstehen, und gemeine Rechnungen mit Fertigkeit zu vollenden im Stande sind.

Denn der mathematische Kalkul erfordert zum Theil die Wegwendung der Aufmerksamkeit — in dem erklärten Sinne — und theils eine Anstrengung; das erstere in so ferne die Operationen des gemeinen Kalkuls darin vorkommen, und das leztere in Absicht der darin befindlichen Vernunftschlüsse. Dieser beständige Kontrast ist es, welcher auch einem Genie Verwirrung machen kann.

Wenn also der Wunsch des Herrn von Leibniz in Erfüllung käme, die Zahlzeichen so einzurichten daß das Resultat der Arithmetischen Operationen aus Gesetzen der Vernunft geschlossen werden könnte, so hätte dies wenigstens den Nutzen, daß die gemeinen sowohl als die mathematischen Rechnungen, mit weniger Mühe bearbeitet werden könnten; und der sonst gründliche und erfinderische Planner hat dennoch hierüber nicht so geurtheilt, wie er urtheilen sollte und pflegte.

Noch ausführlicher darf ich über diese Materie nicht seyn, denn ich eile zu einem großen Rechenmeister, zum Schlafe.

Ueberhaupt jedes Resultat das uns im wachenden Zustande darum verborgen bleibt, weil sowohl die Ideen, welche es voraussezt, oder von denen es zusammengesezt ist, als auch das Verfahren der Vernunft, welches erforderlich ist, um das Endurtheil zu fällen, von herrschenden Ideen oder Vernunft-

nunftverfahrungen unterdrückt worden, kann im Schlafe dennoch in uns entstehen, und wir würden, wenn in dem Augenblicke, in welchem uns das Resultat beiwohnt, ein Erwachen erfolgte, ein vollkommenes Bewußtseyn davon haben, wenn nicht die Operation des Erwachens davon ableitete, und die Vorstellungen vom äussern Gegenstande, welche uns von allen Seiten zuströhmen, das dunkle Resultat wiederum unterdrücken könnten. Es sind aber gleichwohl die glücklichen Einfälle daher erklärbar, welche man oft nach dem Erwachen hat.

Der hier angenommene Uebergang vom tiefen Schlafe zum Erwachen geschiehet aber äusserst selten, mehrentheils erfolgt nach ihm ein Traum. Wir werden daher den Einfluß betrachten müssen, welchen die Ideenreihe die wir im Schlafe hatten, auf die Vorstellungen im Traume hat; aber zuvörderst werden wir die Eigenheiten dieses täuschenden Zustandes festsetzen, und daraus werden sich die Haupterscheinungen in demselben von selbst erklären.

Der Traum ist ein Mittelzustand, der zwischen unsern Zustand im Wachen und im tiefen Schlafe fällt, daher wird auch keine vollkommene Aufmerksamkeit auf die innere Ideenreihe statt haben, und da, wo wir im wachenden Zustande nur eine Spur wahrnehmen, werden wir im Traume gar nichts bemerken. Also werden wir kein sehr lebhaftes Bewußtseyn von unserm Daseyn haben; denn

denn dies hängt von der Wahrnehmung der innern Gedankenreihen ab; das Ich ist demnach in diesem Zustande nur schwebend.

Da nun ferner der Uebergang vom Schlafe zum Traume mittelst einer äussern Empfindung oder durch das besondere Interesse, welches eine gehabte Vorstellung für uns hat, geschiehet: so ist hiedurch die Anlage zu einer Herrschaft der Ideen gegeben, oder mit andern Worten, die Seele steht unter der Regierung der Einbildungskraft. Denn der Zustand darin herrschende Ideen und ein schwebendes Ich statt hat, enthält die Elemente zu einer Art von Einbildungskraft, welche man die täuschende und unterdrückende nennen könnte.

Die Fortsetzung künftig.

---

3. Ueber

3.
Ueber Selbsttäuschung.

In der menschlichen Natur giebt es gewiß kein unerklärbareres Phänomen, als die Möglichkeit, sich selber zu täuschen, gleichsam als ob man ein von sich selbst verschiedenes Wesen wäre, daß zweierlei Interesse hätte.

Da nun kein Mensch leicht den andern täuscht, ohne sich irgend einen Vortheil davon zu versprechen, so scheint es auch, als ob man sich selber unmöglich täuschen könne, ohne irgend einen Vortheil von dieser Täuschung zu erwarten, oder zu geniessen.

Wer aber hiebei betrogen wird, ist demohngeachtet niemand, als wir selbst; und doch wäre es ungereimt zu sagen, daß irgend ein Mensch die Absicht haben könnte, sich selbst im Ernst zu betrügen. —

Um dieses Räthsel aufzulösen sind die sonderbaren Beispiele von Selbsttäuschung in dem Leben der Menschen äusserst wichtig; und verdienen in jeder Rücksicht näher erwogen zu werden.

Offenbar findet der meiste Selbstbetrug bei den religiösen Empfindungen statt, welche man sich oft zu haben Mühe giebt, und am Ende wirklich zu haben glaubt, indem man bei leerem Herzen, in Ergiessungen des Danks und der Ehrfurcht ausbricht, die man nicht mehr für erkünstelt hält, und die es dennoch sind.

Der-

Dergleichen Ergiessungen finden sich häufig in diesem kleinen Buche, und dienen zum Beweise, bei welchem Grade von Frömmigkeit der Mensch dennoch gegen sich selber ein Heuchler seyn, und bei welchem Grade von Aufrichtigkeit er dennoch sich gegen sich selber verstellen könne.

Denn wer dergleichen Empfindungen in seinen Worten und Gebehrden lügt, um andre Menschen damit zu täuschen, bei dem läßt sich dies Verfahren leicht erklären; wer aber diese Empfindungen in sich selbst erkünstelt, um sie für sich zu haben, wenn auch niemand ausser ihm sie bemerkte, bei dem sollte man kaum noch Verstellung ahnden, wenn dieselbe nicht noch einen Schlupfwinkel hätte, nehmlich den, daß der Mensch auch vor sich selber eine Rolle zu spielen, im Stande ist.

Ein jeder sucht nehmlich, mehr oder weniger in irgend einer Stellung oder Mine, die ihm an andern wohlgefällt, auch sich selber wohl zu gefallen, und trägt das Fremde mehr oder weniger in sich über.

Und so wie nun die Neigungen verschieden sind, so findet der eine z. B. ein vorzügliches Wohlgefallen an dem äussern Ausdruck einer tiefen Andacht; der andre an dem äussern Ausdruck einer vorzüglichen innern Stärke und Seelengröße; und wieder ein andrer an dem Ausdruck eines sanften und ruhigen Charakters, dem eine vorzügliche Liebenswürdigkeit eigen ist.

Weil nun aber dies Wohlgefallen mehr an dem äussern Ausdruck, als an der innern Grundlage, mehr an dem Schein als an der Wirklichkeit haftet; so muß auch die Uebertragung des Fremden nothwendig steif und erkünstelt werden, weil man dieselbigen Erscheinungen ohne dieselbe Unterlage hervorbringen will.

Denn wenn man die Wirklichkeit dem Scheine vorzöge, so würde man kein Bedürfniß haben, das Fremde in sich zu übertragen, sondern man würde in sich selbst zurücksinken, um aus seiner eigenen Grundanlage, dasjenige herauszuarbeiten, was darin enthalten ist, sey es so viel oder so wenig es wolle.

Wen nun aber seine Neigung einmal zu dem Scheinbaren hinzieht, dem ist der Vorzug der Realität freilich nicht so leicht begreiflich zu machen. — Denn wenn die Realität mehr inneres Gewicht hat, so hat das Scheinbare wieder eine größere Ausbreitung.

Und der Mensch ist in diesem Falle größtentheils so beschaffen, daß wenn sich ihm die Gelegenheit dazu darbietet, er lieber etwas Ausgebreitetes blos scheinen, als etwas in sich Zurückgezogenes und Unbemerktes wirklich seyn will.

Was Wunder denn, daß auch selbst religiöse und tugendhafte Empfindungen, in einem übertriebenen und überspannten Grade, lieber von den Menschen erkünstelt werden, als daß sie sich mit dem

dem, wozu ihre Natur wirklich fähig und ihre Fiber gestimmt ist, begnügen sollten, welches immer noch mehr seyn würde, als alles, was sie durch erzwungene Nachahmung in sich hervorzubringen streben.

Es ist unglaublich, wie viele Menschen an dieser Krankheit leiden, welche das vernachlässigen was sie sind, ohne das je zu erreichen, wornach sie streben, weil das wornach sie streben nur eine fremde Oberfläche und nicht das Wesentliche ist, daß in ihnen so gut, wie in jedem andern verborgen liegt, und nur Ruhe und Stille der Seele erfordert, um aufzukeimen, und in Aeste und Zweige sich auszubreiten.

Es gehört eine gewisse Art von Verläugnung und Ertödtung dazu, um gänzlich auf den Schein Verzicht zu thun. — Aus dieser Ertödtung selber aber keimt bei demjenigen, welcher sich ihr unterzieht, sicher ein neues Leben hervor, daß allen Schimmer überwiegt.

Die Seele kann erst dann mit sich selber in ein dauerndes Gleichgewicht kommen, wenn Kraft und Wille harmonisch übereinstimmen. — Denn der Wille welcher die Kraft übersteigt, ist grade dasjenige was zum Scheine zwingt.

Wünsche nach etwas Höhern sind freilich deswegen unvermeidlich, weil so viele fremde Begriffe in eins überströmen, die uns etwas kennen lehren, das wir selbst nie zu erreichen im Stande sind. —

Wer sich aber in der Republik der Geister und mit dieser zusammen denkt, der wird auch jedes höhere Talent als ein gemeinschaftliches Gut betrachten, das allen verhältnißmäßig zugehört, und welches selbst dem der es besitzt, oft kein so reines und unvermischtes Vergnügen gewährt, als dem welcher sich mit stillem Genuß daran ergötzt.

Eine jede Seelenkraft die sich in ihrem Maaß ausbildet, ist, ganz ohne Vergleichung, für sich selbst das Höchste. — Niemand darf scheinen, um mit in Reihe und Glied zu stehen, sondern ein jeder hat den innern Gehalt und Werth dazu in sich selber.

Es ist der düstre umnebelte Blick, welcher den reichen Fond von Anlässen zu allem Großen und Schönen, der in der Menschheit schlummert nicht wahrnimmt, weil er nur auf sein Individuum sich beschränkt, und über dessen Grenzen nicht hinausgeht. —

Wer nun über das Wesentliche hinwegsieht, muß zu dem Unwesentlichen bei dem inwohnenden Triebe sich auszubreiten, nothwendig seine Zuflucht nehmen. — Die eigentliche Wurzel bleibt vernachlässigt und verdorret, indeß ein fremdartiges Gewebe sich umher spinnt.

Daß man nach dem alten Sprichwort so viele Bilder und Erscheinungen von Menschen, und wirkliche Menschen so wenig sieht, hat blos in dieser Sucht das Fremdartige in sich überzutragen,

sei-

seinen Grund, wodurch wahre innere Kraft und Würde unter den Menschen so selten werden.

Die Philosophie der Alten arbeitet daher immer auf den Saz hin, sich durch nichts Aeusseres blenden zu lassen, nichts anzustaunen und zu bewundern, sondern in sich selbet den einzigen wahren Beruhigungspunkt zu finden, der uns alle äussern Dinge in ihrem gehörigen gemäßigten Lichte erscheinen, und unsre Wünsche uns auf das, was wir uns selber geben können, beschränken läßt.

Wenn irgend etwas fähig ist, vor der Selbsttäuschung zu bewahren, so ist es eine solche ruhige Stimmung der Seele, welche wie ein heiterer Spiegel, jede Art von Affektation und falschem Streben, das in uns sich regen will, uns augenblicklich selbst bemerken läßt, und uns wieder in den Zustand versetzt, wo wir über unsre eigne Thorheit lächeln. —

Moriz.

4.

Ueber Selbsttäuschung.

In Bezug auf den vorhergehenden Aufsatz.

Selbsttäuschung ist eine Neigung den äussern Schein einer Vollkommenheit durch Handlungen so auszudrücken daß man selbst sie zu besitzen glaubt. Die Unauflößlichkeit der Frage: wie man sich selbst täuschen wollen kann? *) beruhet, wie ich dafür halte, auf einer Verwechslung des Begriffes von Täuschen, mit dem von Betrügen. Ich werde mich daher bemühen den Unterschied dieser Begriffe anzugeben, wodurch diese Frage leicht aufgelößt werden wird.

Täuschung überhaupt heißt: die Vorstellung eines Gegenstandes für den Gegenstand selbst zu halten. „Wenn wir, sagt Sulzer, bei einem Gemälde vergessen daß es blos die todte Vorstellung einer Scene der Natur ist, und die Sache selbst zu sehen glauben; oder wenn wir eine Handlung auf der Schaubühne so natürlich vorgestellt sehn, daß wir dabei vergessen, daß was wir sehen blos Nachahmung ist, und die Schauspieler würklich für die Personen halten die sie vorstellen, so werden wir getäuscht. Es erhellet also hieraus, daß die gute Würkung der schönen Künste (in so fern sie Nachahmung der Natur sind) von der Täuschung abhängt."

Die

*) Siehe den vorhergehenden Aufsatz über Selbsttäuschung.

Die Täuschung eben so wie die (historische) Wahrheit beruhet entweder auf der Association der Einbildungskraft, und ist uns mit den Thieren gemein, oder auf einem falschen Urtheile. Ich will mich hierüber umständlicher erklären.

Wenn wir verschiedne Erscheinungen beständig miteinander in Zeit und Raum verknüpft wahrgenommen haben, so entsteht bei uns der Begrif eines Objekts das aus allen diesen Erscheinungen zusammengesetzt, und wovon jede insbesondere ein Merkmaal oder eine Vorstellung ist. Wir haben zum Beispiel beständig wahrgenommen, daß gelbe Farbe, vorzügliche Dichtigkeit und Schwere, Auflößbarkeit in Aquaregis, Schmelzbarkeit u. d. gl. in Zeit und Raum verknüpft sind, so daß wo und wenn die eine dieser Erscheinungen angetroffen wird, auch alle übrigen angetroffen werden. Es entsteht daher bei uns hieraus der Begriff eines besondern Objekts nehmlich des Goldes, dem alle diese Erscheinungen als Eigenschaften zukommen.

Wir erwarten also bei der Wahrnehmung der einen dieser Erscheinungen, die Wahrnehmung aller übrigen, worinn wir aber zuweilen getäuscht werden, weil diese Erscheinungen keine nothwendige Verknüpfung miteinander haben, sondern diese Verknüpfung in uns nach dem bekannten Erfahrungsgesetze der Association entsprungen ist; daher glaubt ein Kind bei Erblickung der Goldfarbe in der Feder

eines Pfau das Gold selbst zu erblicken; daher bellt ein Hund den Spiegel an, in dem er einen andern Hund zu erblicken glaubt, daher findet eine Henne keinen Anstoß, wenn man ihr aus Kreide verfertigte Eier stat der ihrigen unterlegt u. d. gl. mehr. Bei einem vernünftigen Menschen geschieht dieses entweder auf eben dieselbe Art, oder es kömmt noch ein falsches Urtheil hinzu, dieses nehmlich, was (in Ansehung einer Erfahrung) **beständig** ist, ist an sich **nothwendig**, welches wiederum auf einer falschen Umkehrung eines wahren Satzes; nehmlich: was an sich nothwendig ist, muß auch in Ansehung unserer Wahrnehmung beständig seyn, beruht.

Die Frage: ob die Sinne uns täuschen können, hat, wie ich dafür halte gar keine Bedeutung; denn soll es z. B. heissen: ist der Zucker, der **mir** süße schmekt, auch **an sich** (das Substratum dieser Empfindung) ausser meinem Empfindungsvermögen süße, so enthält es einen Widerspruch, daß nehmlich etwas ausser dem Empfindungsvermögen dennoch Empfindung sey; ist aber die Bedeutung davon diese, ob der süße Geschmack den ich mit der weissen Farbe u. s. w. verknüpft in dem Zucker wahrnehme, beständig damit verknüpft sey oder nicht, so ist im leztern Falle hier wiederum keine Täuschung, denn ein Gegenstand der die weisse Farbe, und die übrigen Eigenschaften des Zuckers ausser dem süßen Geschmacke hat, ist so wenig Zucker als das Platina Gold ist.

Die

Die Täuschung liegt nicht in den sinnlichen Empfindungen an sich, sondern in ihrer Verknüpfung; ist diese Verknüpfung in unserer Wahrnehmung beständig, so nennen wir sie Wahrheit, wo nicht, so halten wir das, daß wir sie bisher für beständig gehalten haben, für eine Täuschung. Die Wahrheit beruht also auf der zufälligen Uebereinstimmung der Wahrnehmung dieser Verknüpfung mit dem Glauben an dieselbe. Die Täuschung hingegen auf der zufälligen Nichtübereinstimmung derselben. Der Glaube an sich aber hat in beiden Fällen keinen nothwendigen objektiven Grund. Aber wozu auch dieser? Der zufällige subjektive Grund ist schon hinreichend genug, so wohl zum Gebrauche im gemeinen Leben, als zur Erweiterung unsrer Erkenntniß in Ansehung der Natur, und ihrer Erscheinungen.

Täuschung und (historischer) Betrug sind einander ähnlich, in so fern in beiden die Vorstellung für den Gegenstand selbst gehalten wird. Sie sind aber voneinander verschieden, in so fern ein Betrug durch seine Entdeckung vernichtet werden muß; Täuschung hingegen auch durch Ueberzeugung, daß sie Täuschung sey, nicht vernichtet wird. Ein Stock der zum Theil im Wasser, zum Theil aber ausser demselben ist, scheint an dem Orte wo er die Oberfläche des Wassers berührt gebrochen zu seyn. Wer von der Optik nichts versteht, und auch noch nicht durch Erfahrung diese Erscheinung zu

berichtigen gelernt hat, hält ihn für würklich gebrochen, er betrügt sich also hierin. Nachdem aber ihm dieser Betrug entdeckt wird (durch Vorzeigung desselben ausser dem Wasser, oder Erklärung dieser Erscheinung nach den Gesetzen der Optik) so wird derselbe sogleich vernichtet. Er wird nicht mehr glauben daß der Stock im Wasser gebrochen sey, sondern daß er blos gebrochen zu seyn scheine.

Das durch einen Hohlspiegel in der Luft hervorgebrachte Bild eines Gegenstandes scheint der Gegenstand selbst zu seyn. Derjenige der entweder von dem Daseyn des Hohlspiegels oder von seinen Eigenschaften aus der Optik nichts weiß, wird das Bild für den Gegenstand selbst halten. Man kann ihn aber seines Irrthums überführen wenn man ihn dasselbe befühlen läßt u. d. gl. mehr. Dieß sind Beispiele eines zu entdeckenden Betrugs, nicht aber der Täuschung. Was ist also Täuschung? Um diese Frage auflösen zu können sehe ich mich also gezwungen etwas weit auszuhohlen.

Ich habe schon bemerckt daß der Begriff eines besondern Objekts worauf sich die Vorstellung als Merkmaal beziehet, das sich aber selbst auf nichts ausser sich beziehet, eine Würkung der Association der Einbildungskraft ist, die verschiedene sinnliche Vorstellungen, wegen ihrer Verknüpfung in Zeit und Raum in ein einziges Objekt verknüpft; woraus nothwendig folgt, daß, indem Zeit und Raum das Band oder die Einheit dieses Mannig-

falti-

faltigen sind, sie nicht zugleich als Bestandtheile dieses Mannigfaltigen selbst gedacht werden können, d. h.: obgleich jedes wirkliche Objekt nur zu einer gewissen Zeit und in einem gewissen Raume existiren kann, es dennoch nicht durch diese Zeit und diesen Ort ein bestimmtes Objekt wird.

Man kann sich daher eben dasselbe Objekt zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten denken, ohne daß es deswegen aufhört, das nehmliche Objekt zu seyn. Die Bestimmungen von Zeit und Ort können also blos als zufällige Beschaffenheit oder als Zeichen, nicht aber als wesentliche Bestandtheile oder Eigenschaften desselben gedacht werden. Dieses muß noch mehr von den Nahmen die blos willkürliche Zeichen sind, gelten.

Wenn also die Begebenheiten des Königs Lear, Macbeth, Graf Essex und dergleichen auf dem Theater vorgestellt werden; so benimmt die Wahrheit, daß diese Begebenheiten nicht jezt, sondern vor einigen hundert Jahren, und nicht in Deutschland, sondern in England vorgefallen, und daß die Hauptperson nicht König Lear, sondern der Schauspieler ist, dieser Vorstellung nichts; indem diese zufällige Bestimmung abgerechnet, übrigens die wirkliche Begebenheit nicht blos vorgestellt, sondern vollständig dargestellt wird.

Hier geht also eine eigentlich sogenannte Täuschung vor, indem wir von der einen Seite gezwungen

gen sind, diese Vorstellung für den Gegenstand selbst zu halten, weil ihr nichts Wesentliches dazu mangelt, von der andern Seite aber uns anderwärts überzeugt finden, daß diese Vorstellung unter diesen zufälligen Bestimmungen würklich habe seyn können. Das Gemüth wanckt also beständig von der einen Vorstellungsart zur andern, d. h. es wird getäuscht.

Die Ueberzeugung von der Nichtwirklichkeit dieser Vorstellung hebt diese Täuschung nicht, sondern ist vielmehr ein Bestandtheil derselben. Hingegen kann aus der Ueberzeugung von der Nichtwirklichkeit des Gegenstandes, dessen Bild wir in der Luft schweben sehn, keine Täuschung entspringen. Wir müssen es blos für einen Schein, nicht aber für ein wirkliches Ding halten, indem ihm ein Bestandtheil der Wirklichkeit, nemlich das Fühlbare mangelt.

Ich bemerke aber: daß es in Ansehung der durch die schönen Künste hervorgebrachten Täuschung einen Unterschied giebt, zwischen den Werken der schönen Künste die blos als Nachahmung der Natur, und solchen, die schon in der Natur selbst gefallen. Im ersten Falle hebt die Täuschung vom Zero an, und steigt mit jedem Grade der Nachahmung, bis zu einer gewissen Stufe; von da sie wieder abzunehmen anfängt; d. h. die Täuschung hat in der Nachahmung ein Maximum. Im zweiten Falle aber, wo nehmlich die Wirkung im Gegenstande selbst gegründet ist, hat die Täuschung

gar

gar keine Grenzen, und kann also nicht zu weit getrieben werden. Eine gemahlte Eidexe gefällt uns blos als Nachahmung der Natur, indem sie unsern Witz in Thätigkeit setzt, eine Vergleichung zwischen dem Gegenstande selbst und seiner Vorstellung anzustellen, und ihre Aehnlichkeiten ausfindig zu machen. Der Gegenstand selbst aber mißfällt uns. Hier hat also die Täuschung in Ansehung ihrer Wirkung Grenzen, sie darf nicht zu weit getrieben werden, so daß wir die gemahlte Eidexe für eine wirkliche halten sollten, weil sie uns alsdann mißfallen mußte. Aber dafür ist auch schon gesorgt; die Mahlerkunst wird es schwerlich so weit bringen, daß man ihre Vorstellungen für die Gegenstände selbst halten wird.

Der Künstler kann daher getrost die Täuschung so weit treiben, so weit es nur immer in seinem Vermögen ist, ohne zu besorgen, daß er ihre Grenzen überschreiten werde. Hingegen ist es mit der Vorstellung eines Ideals des Schönen, Großen, Erhabnen und Edlen ganz anders beschaffen. Hier kann die Täuschung in Ansehung ihrer Wirkung nicht zuweit getrieben werden. Sie ist hier nicht durch den Gegenstand selbst begrenzt, indem sie keine Nachahmung der **wirklichen**, sondern blos der **möglichen** Natur ist. Es lassen sich Grade des Schönen u. s. w. bis ins Unendliche denken. Sie ist auch nicht durch den Grund des Gefallens begrenzt, weil dieser hier auf der Vorzüglichkeit der Sache selbst beruht.

Die

Die ästhetische Täuschung beruht also darauf, daß man eben dasselbe Ding zugleich als Gegenstand und Vorstellung betrachtet, indem man im ersten Falle blos auf das Wesentliche, im zweiten aber auch auf das Zufällige Rücksicht nimmt.

Ich komme nun zu einer andern Art Täuschung, welche die logische genannt werden kann. Sie ist der ästhetischen hierin ähnlich: daß in beiden die Vorstellung des Objekts für das Objekt selbst gehalten wird. Sie unterscheiden sich blos dadurch, daß in dieser die Vorstellung ein Bestandtheil des Gegenstandes selbst, in jener aber nicht Bestandtheil, sondern blos Form desselben ist. Das erste und auffallendste Beispiel hiervon kann uns die vorerwehnte Frage: können uns die Sinne täuschen? darbieten.

Ich habe schon bemerkt: daß diese Frage gar keine Bedeutung haben kann, und dahero unauflösbar bleiben muß, indem sowohl die einzelnen sinnlichen Eindrücke als die aus ihnen entspringenden Gegenstände der Anschauung keine Copien von irgend etwas ausser denselben sind, so daß man sie durch ihre Vergleichung mit ihren Originalen für Wahrheit oder Täuschung halten sollte; und doch zeigt diese oft aufgeworfene Frage, daß man sie immer als Copieen eines sich ausser ihnen befindlichen Originals denke. Ich werde mich daher bemühen die Entstehungsart dieser Illusion zu erklären.

Ge-

Gewisse sinnliche Eindrücke werden uns als in Zeit und Raum verknüpft gegeben z. B. die weiße Farbe, Kälte und Flüssigkeit des Schnees u. d. gl. Aus dieser Association entspringt in uns der Begriff eines besondern für sich bestehenden Objekts (des Schnees) und der sich als Merkmaal auf ihn beziehenden Vorstellungen (weiße Farbe u. s. w.) Da aber die weiße Farbe z. B. nicht nur mit der Kälte im Schnee sondern auch mit dem Süßen im Zucker u. d. gl. verknüpft ist; so abstrahiren wir das Objekt von allen besondern Bestimmungen und betrachten die weiße Farbe als die Vorstellung eines bestimmbaren aber unbestimmten Objekts überhaupt.

Und da unser Abstraktionsvermögen einmal in Gang gerathen ist, so abstrahiren wir diese Vorstellung nicht nur von jedem bestimmten reellen Gegenstande der Anschauung, sondern von einem reellen Gegenstande überhaupt und beziehen sie bloß auf ein logisches Objekt, das wir aber dennoch (indem wir uns der Entstehungsart dieser Vorstellung bewußt sind) als einen reellen Gegenstand betrachten. Wir werden also darin getäuscht, indem wir von der einen Seite gezwungen sind, diese Vorstellung ihrem Ursprunge nach auf ein reelles Objekt zu beziehen, von der andern Seite aber, dieses Objekt durch nichts bestimmen dürfen, weil wir diese Vorstellung bloß in Beziehung auf ein Objekt überhaupt betrachten; aber ich verspahre mir die Ausführung dieser Art Täuschung auf eine andere Gelegenheit.

Täu-

Täuschen und Betrügen sind also an sich betrachtet voneinander verschieden, indem im Betrügen das Falsche in der Materie oder innern Form, beim Täuschen hingegen bloß in der äußern Form des Gegenstandes angetroffen wird. In ansehung ihrer Würkung aber sind sie nicht nur von einander verschieden, sondern sogar einander entgegen, gesetzt. Beim Betrügen wird der äußere Schein eines Gegenstandes mit Weglassung der innern Kraft wovon die Würkung oder der Nutzen abhängt, beobachtet, beim Täuschen wird im Gegentheil bloß auf die Würkung gesehen, und von den Eigenschaften des Gegenstandes nur so viel beibehalten, als zu dieser Absicht nöthig ist. Wenn man eine falsche Münze für eine ächte ausgiebt so betrügt man, indem jene nicht eben den Nutzen als diese gewähren kann. Eine dramatische Vorstellung hat die Erregung gewisser Empfindungen und Leidenschaften zum Zweck. Wäre also vor unsern Augen, die Begebenheit so wie sie vorgestellt wird, würklich vorgefallen, so würde dadurch dieser Zweck vollkommen erreicht werden. Da aber dieses nicht geschiehet, so ist es für uns hinreichend, wenn die Vorstellung der Begebenheit selbst so nahe kommt, als zur Erreichung dieses Zwecks nöthig ist.

Hieraus läßt sich auch die vorgelegte Frage: wie kann man sich selbst täuschen wollen? leicht auflösen. Man kann sich keinesweges täuschen wollen, in so fern täuschen so viel als betrügen heißt,

heißt, d. h. man kann nicht wollen, die Vorstellung einer Vollkommenheit an sich für die Vollkommenheit selbst zu halten, wenn die Vollkommenheit selbst der Zweck ist. Man kann sich zwar hierin täuschen d. h. glauben, daß man diese Vollkommenheit würklich besitze, keineswegs aber sich täuschen wollen, indem dieses einen Widerspruch enthält. Denn täuschen wollen, heißt so viel als sich täuschen und dennoch wissen daß man sich täusche, d. h. sich nicht täuschen.

Ist hingegen nicht die Vollkommenheit selbst sondern ihre Würkung Zweck, so kann man sich allerdings täuschen wollen. Ein Mensch kann sich (aus Mangel an psychologischen Kenntnissen) zwar täuschen, aber nicht täuschen wollen, daß er nach Principien der Tugend handle, wenn er bei sich weiß, daß er nach der Maxime des Interesses handele. Hingegen kann ein Mensch, der aus Temperament tugendhaft ist, d. h. dessen Neigungen zufälligerweise mit den Gesetzen der Moral übereinstimmen, sich täuschen wollen, daß er nicht bloß pflichtmäßig sondern aus Pflicht handle, weil er nicht nur vom Gegentheil sich nicht überzeugen, sondern auch dadurch sich dieser Idee immer nähern und den Endzweck also am besten befördern kann, und daher auch auf das, aus der Vorstellung dieser Vollkommenheit entspringende Vergnügen mit Recht Anspruch machen darf. So wie ohngefähr diejenigen, die nach einem bestimmten

ten Ziele schießen lernen, blos die Erlangung dieser Geschicklichkeit zum Endzweck haben, keinesweges aber das Treffen des bestimmten Ziels, dennoch aber dieses als Idee betrachten, wornach sie sich richten müssen, um diesen Zweck zu erreichen.

(Die Fortsezung folgt.)

---

5. An-

5.

Anmerkungen und Berichtigungen zu dem Magazin zur Erfahrungsseelenkunde.

(Aus dem Französischen übersetzt.)

Da ich bei diesen Anmerkungen, Wahrheit und Nützlichkeit zur einzigen Absicht habe, und sie nur zu dem Privatgebrauch der Herausgeber bestimme, denen sie allein gewidmet sind, und welchen es frei stehet, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen, sich sogar von meinen Bemerkungen oder Berichtigungen zuzueignen, was sie für wahr halten; so trage ich kein Bedenken, sowohl über den Plan der Herren Herausgeber, als über dessen Ausführung, eine strenge und trockene Kritik niederzuschreiben; und mag keine Zeit auf feine Wendungen und auf Höflichkeitsbezeugungen verwenden, welche die Schonung und die Hochachtung, die man den Talenten und den Werken solcher Männer schuldig ist, nothwendig erfordern würden, wenn diese Anmerkungen zum Druck bestimmt wären.

Da ich viel zu sagen habe, so gelte die Mühe, eine Menge Bemerkungen niederzuschreiben, welche sich mir bei Durchlesung dieses Werks aufgedrungen haben, für den sichersten Beweis von dem ungemeinen Interesse, welches ich für diese Unternehmung habe; für eine Unternehmung, die ich in Wahrheit

als eine der nützlichsten dieses Jahrhunderts betrachte, die ich, als Monarch, mit allem Nachdruck unterstützen würde. Ich würde alsdann die Kostenbestreitung auf mich nehmen; ich würde die Herausgeber in den Stand setzen, dieser Arbeit allein alle ihre Seelenkräfte zu widmen; ich würde die Gelehrten und die Weltweisen aller Länder aufmuntern, zu der Vervollkommnung dieses Werks herbei zu eilen.

Ersten Bandes 1tes Stück. S. 2. ff. (Fakta und kein moralisches Geschwätz, keinen Roman und keine Komödie — auch keine andere Bücher ausschreibe.) Der Versicherung, keine Bücher auszuschreiben, ist man in der Folge nicht treu geblieben. Indessen bin ich so weit entfernt, den Verfassern einen Vorwurf darüber zu machen, daß ich vielmehr zwei Magazine, zwei Sammlungen gewünscht hätte, davon das eine nur neue, — und das andere aus Büchern ausgeschriebene Fakta, aus Biographieen, aus dem Gebiete der Arzneigelartheit, der Weltweisheit u. s. w. enthalten hätte. Hätte man dann diese Fakta mit Ueberlegung gewählt, ohne den Geist des Endzwecks dabei aus den Augen zu setzen, so würde man vielleicht am Ende das zweite Magazin für das nützlichere erkannt haben.

S. 7. (Nachrichten von J. M. Klug.) Vor einiger Zeit starb zu London ein Sonderling, von dem alle öffentlichen Blätter sprachen. Er

hatte

hatte sich gleichfalls eine lange Reihe von Jahren hindurch, in ein Zimmer eingeschlossen, und betrug sich überhaupt vollkommen wie Hr. Klug, wiewohl aus ganz andern Bewegungsgründen.

Es wäre gewiß keine unnütze Arbeit, die authentischen Berichte, welche man von denselben ertheilt hat, nachzusuchen und bekannt zu machen. Sie werden dieselben in den englischen Magazinen und Zeitungen von 1787-88 finden. Ich glaube wenigstens, sie um diese Zeit gelesen zu haben; doch weiß ich nicht genau, wo? vielleicht in dem Universal-Magazin.

S. 15. Ich werde in der Folge öfters Gelegenheit haben, von Träumen zu reden, und von Journalen über Träume, deren Bekanntmachung ich mit Hr. Carl Bonnet sehr wünsche; wiewohl ich nicht überzeugt bin, daß sie jemals von irgend einem Nutzen seyn dürften. Und ich wünsche diese Bekanntmachung aus keiner andern Ursache, als weil ich es für ein Grundprincipium halte, daß man in der Psychologie, so wie in der Chymie, nicht nur die Verfahrungsart kennen müsse, durch welche man wirklich ein Produkt hervorgebracht hat, sondern auch die, welche nichts hervorgebracht haben. Es ist noch problematisch, ob Erzählungen von Träumen die Seelenlehre bereichern? und die Auflösung dieses Problems ist von Wichtigkeit.

Bei dieser Gelegenheit will ich nun anmerken, daß sich unter Swedenborg's nachgelassenen Wer-

ken, die zu Stockholm aufbewahret werden, drei Bände von seinen Träumen befinden, die er mit großer Sorgfalt aufgezeichnet hat, und deren Mittheilung, meiner Meinung nach, um so interessanter seyn müßte, da sie ohne Zweifel auch die Merkmaale enthalten, wodurch er seine Somnia von dem unterschied, was er visa & audita nannte. *)

S. 19. Ich werde an einem andern Orte von Leuten reden, die, aus Ueberdruß am Leben, oder durch einen zufälligen Todtschlag, Mörder geworden, und ein merkwürdiges Beispiel anführen, welchem ich selbst beigewohnt habe. Der Mensch, von welchem hier die Rede ist, hat durch sein Betragen, z. B. gegen die Krankenwärterin, offenbare Beweise von seiner Bosheit gegeben, und scheint mir in so fern weniger merkwürdig, da er zu der Klasse der gemeinen Mörder gehöret.

S. 21. (Das Beständige, u. s. w.) Eine sehr richtige und gegründete Bemerkung. Allein, man sollte von ihr zu der Untersuchung übergehen, in wie fern die Errichtung der Manufakturen und sitzenden Gewerke, die bei uns ohne Vergleich zahlreicher sind, als sie bei den Alten waren, auf den Verfall des Menschengeschlechts Einfluß hat. Wieder ein Gegenstand zu einer Preisaufgabe! und

*) Ich weiß keinen schicklicheren Ort ihnen anzuzeigen, daß ich [illegible] persönlich gekannt habe.

und man müßte zu diesem Behuf in denjenigen europäischen Städten Bemerkungen machen, deren Einwohner sich hauptsächlich von Manufakturen ernähren; als: Manchester, Leiden, Lyon rc.

S. 26. VI. Ein wirklich merkwürdiger Fall in seiner Art, und desto merkwürdiger, da er nicht der Einzige ist; und von der Geschichte des Musquetiers Meyer S. 16. völlig abweicht.

S. 35. (Mir ist wenigstens) Eine Erfahrung des Verfassers die mir sehr merkwürdig scheinet, und ihn wohl veranlassen sollte, sich näher zu erklären, oder sich selbst in dieser Rücksicht tiefer zu durchforschen. Ich wenigstens muß gestehen, daß ich die Erscheinung eben so wenig kenne, als ich ihre Ursache zu errathen weiß. Mag die Unordnung in den Ideen, eine viertel Stunde, höchstens eine halbe Stunde nach dem Traume fortdauern; aber den ganzen Tag über! das ist sehr auffallend.

S. 38. Kleinjogg war schon todt, als ich nach der Schweiz kam; aber nach dem Urtheile aller unpartheiischen Beobachter, muß man den Enthusiasmus, mit welchem man von so vielen Seiten über ihn sprechen hört, merklich herabstimmen.

K. war ein redlicher, betriebsamer Bauer, der vor seines Gleichen das Talent sich gut auszudrücken, besaß. Hieraus läßt sich die hier erwähnte Erscheinung sehr einfach erklären.

Der Anblick eines biedern Ackermannes, verbunden mit der Einfachheit seiner Manier, ist sehr geschickt, Seelenruhe einzuflößen, auf einige Zeit den Eindruck der Leidenschaften zu vernichten, u. s. w.

S. 39. I. Ein merkwürdiges Stück, von einer sehr interessanten Materie, die es wohl verdiente, daß man in einem kurzen Auszuge alle Data lieferte, welche wir schon anderweitig darüber haben; daß man z. B. die verschiedenen Methoden des l'Epée und des H. Heinecke mit einander vergliche. Man könnte noch dazu nehmen, was Wallis in seiner englischen Grammatik, Diderot in seinem Briefe über die Taubstummen, und, wenn ich nicht irre, auch Harris in seinem Hermes, davon gesagt haben. Einige nicht unbeträchtliche Beiträge befinden sich auch in den Streitschriften über den Ursprung der Sprache, in den Herderschen und Monboddoschen Werken, in Beauzée allgemeiner Sprachlehre, in dem großen Werke *du Monde primitif*, u. s. w.

S. 44. II. Eine gemeine, wiewohl ziemlich bemerkenswerthe Erfahrung. Ich kann wohl sagen, daß es mir wenigstens hundertmal in jedem Jahre meines Lebens so gegangen ist, und noch gehet. Hierbei ist zu merken, daß einem gewöhnlich ein Vers, und am häufigsten eine Strophe aus einem Liede in den Sinn kommt. Schwerlich ist einem Men-

Menschen jemals der nehmliche Fall mit einem prosaischen Stücke erschienen.

S. 45. f. Eine noch alltäglichere Erfahrung, die nur alsdann interessant wird, wenn man sie allgemein, und zu einem Kapitel in der Seelenheilkunde macht. Es ist ein bewährtes Mittel gegen den Zorn, sich niederzusetzen. Man verstärkt ihn durch das Aufstehen, wenn man schon gesessen hat; und er steigt noch mehr, wenn man einige Schritte vorwärts thut u. s. w. Ueberhaupt besänftiget das Sitzen jeden starken Affekt, und die Bewegung bringet ihn wiederum in Aufruhr. Die Ruhe des Körpers theilet sich der Seele mit.

S. 46. f. S. 47. Sehr wahr! Ich bin überzeugt, daß die Wahl des Zimmers, worinn man den grösten Theil seiner Zeit zubringet — ob es heiter oder finster, hoch oder niedrig, hell oder dunkel, ruhig oder geräuschvoll, so oder anders meublirt ist — einen so großen Einfluß auf die Laune und daher in der Folge auf den Charakter hat, daß es diesen nicht nur modifiziret, sondern sogar als ein sehr gutes Mittel dienen kann, ihm eine ganz andere Richtung zu geben.

Nach diesem Prinzip schließt man die zügellose Jugend ein, und arretiret übermüthige Militairspersonen; denn die Beraubung der Freiheit macht eben nicht den stärksten Eindruck; der Anblick des Gefängnisses thut weit mehr, ohne daß man es vermuthen sollte.

S. 47. III. Die Aerzte müssen entscheiden, ob die Sensation, wovon hier die Rede ist, zu der Klasse des Alpdrückens gehöre? oder ob man durch eine gewisse Erschütterung der Nerven, im Traume zu fallen, zu fliegen, oder zu schwimmen glaube? die beiden letztern Erscheinungen gehören wenigstens nicht zu dem Alpdrücken, welches ich durch einige Erfahrungen an mir selbst, sehr genau kenne; und welches der Maler Fueßli in einem Gemälde nach seinem gewöhnlichen, d. h. nach Michael Angelo's Manier vortreflich idealisiret hat.

S. 50. f. (Es ist nicht anders ic.) Eine sehr feine, und meiner Einsicht nach, sehr richtige Beobachtung. Uebrigens konnte ich nicht die Hand, sondern den rechten Arm wieder heben, an welchem die Hand, wie zerbrochen, hing.

S. 52. f. (Ich vermuthe u. s. w.) Das glaube ich nicht. Die Empfindung des eigentlichen Alpdrückens ist immer die, welche Fueßli dargestellet hat. Man glaubt eine ungeheure Last zu fühlen, die auf die Füße schwer niedersinkt, und durch die Beine, über Bauch und Brust gegen den Kopf fortrückt. Ehe sie in das Gesicht kommt, verschwindet die Erscheinung jedesmal.

S. 53. IV. Zerstreute Personen, (die man fleißig beobachten sollte), können leicht stehend träumen, und ihre Träume für Wirklichkeit außer ihnen, halten. Die bekannteste zerstreute Person war M. de Brancas, von der alle Memoiren des

Jahr-

Jahrhunderts Ludwigs des vierzehnten sprechen. Nach ihr folgt die zweite Hofdame der Königinn, von welcher diese in ihren eben erschienenen Briefen erzählt.

Der Herzog von Selly war ebenfalls dergleichen Abwesenheiten unterworfen, die so weit gingen, daß er öfters ohne Beinkleider zur Messe ging. Der verstorbene General Burmanix, Adjutant des verstorbenen Prinzen von Oranien, stieg zu Pferde, völlig gekleidet, aber ohne Beinkleider.

Newton war nicht weniger zerstreut. Er hatte eines Tages jemanden zum Mittagbrodt eingeladen, und blieb in seinem Zimmer beim Kalkuliren. Der Bediente entschuldiget seinen Herrn bei dem Fremden, sagt, daß er es nicht wage, ihn zu rufen; er wolle aber indessen die Suppe auftragen.

Der Eingeladene wartet noch ein wenig, ißt alsdann die Suppe, und schiebt die leere Schüssel in die Mitte des Tisches. Hierauf erscheint Newton, bittet seinen Freund um Verzeihung, und, mit den Worten: „Kommen Sie, kommen Sie, wir wollen geschwinde essen“ faltet er die Hände zum Beten *), öffnet dann die Schüssel, und ruft voll Unwillen aus: „Welche Zerstreuung! hatte ich doch gar vergessen, daß ich schon die Suppe zu mir genommen!“

S. 65.

*) Newton war noch bürgerlich genug, um vor Tische zu beten.

S. 65. (Wenn die Ideen) Eine ähnliche Empfindung, deren Gegenstand aber ungleich merkwürdiger, ist die, welche eine Dame von vielem Geist oft zu haben versichert, und ich selbst einigemal sehr deutlich gefühlt habe. Es ist als ob ein Vorhang hinter mir rauschte, und mich, in die Vergangenheit zurück, in ein Zeitalter weit vor dem meinigen, versetzte.

Wenn ich die Seelenwanderung glaubte, so würde ich überzeugt seyn, an dem Hofe Ludwigs des vierzehnten gelebt zu haben, vielleicht, Ludwig der vierzehnte selbst gewesen zu seyn. Sollte es daher kommen, weil ich so viele Memoires von diesem Hofe gelesen habe? allein, warum kann ich niemals dergleichen Memoires lesen, ohne daß es mir ist, als wäre ich allen diesen Handlungen zugegen gewesen?

Ich stelle mir sogleich alle Personen, die Lage des Orts, das Costume u. s. w. auf das lebhafteste vor. Die la Valière macht einen ganz anderen Eindruck auf mich, wie Diba. Ich denke mir diese mit Mitleiden, an jene, mit einer Art von Unruhe.

S. 67. Die Erinnerung an Farbe vorzugsweise vor andern externis ist nicht allgemein. Mir sind Farben in meiner Kindheit niemals aufgefallen. Ich kann vierzehn Tage lang die nehmliche Person in der nehmlichen Kleidung sehen, ohne

dar-

darauf Acht zu haben, oder mich in der Folge an diese Farbe zu erinnern.

Ich billige also die Stuffenleiter S. 69. nicht. Die erste Regel S. 68. ist nicht zu bezweifeln, und in den Verhältnißbegriffen des Kindes gegründet.

S. 82. f. Lavaters Träume, die er in seinem Buch Pontius Pilatus V. III. p. 252 sqq. erzählt, verdienen hier einen Platz. An einem andern Orte will ich von Visionen reden, die mit dem hier erwähnten Traume Aehnlichkeit haben, z. B. die Swedenborgsche Vision von der Feuersbrunst seines Hauses.

S. 82. f. (Sprechen wir nicht sogar) Der Zufall thut hier viel; aber man muß dennoch untersuchen, ob nichts weiter dahinter ist? Das Sprüchwort: „Wenn man vom Teufel spricht, so ist er nicht weit," d. h. „oft trift das ein, wovon man spricht," ist allen Sprachen gemein.

Die Neger, und überhaupt die Wilden riechen das Wildpret auf der Jagd, zuweilen in einer Entfernung von einigen Meilen, indem sie sich zu Boden werfen, und den Kopf dicht an die Erde legen. Wir haben ohne Zweifel viele Instinkte und Fähigkeiten, die in uns schlafen, und nicht zur Reife kommen, weil wir sie ersticken.

Indessen ist eine einzige flüchtige Erscheinung in dem ganzen Laufe unsers Lebens hinreichend uns ihr Daseyn zu versichern. Ich weiß nicht ob ich zu dieser Klasse eine Fähigkeit rechnen kann, die ich mit vielen

vielen Leuten, vorzüglich mit Militair-Personen gemein habe, welche, vermöge ihres Standes, genöthiget werden, oft Gebrauch davon zu machen.

Ich kann nehmlich selbst aus einem sehr tiefen Schlafe, schnell, zu der bestimmten Stunde, die ich mir des Abends fest in die Einbildungskraft geprägt habe, und sehr pünktlich, erwachen.

Bei einem entschiedenen und interessanten Zwecke, als: eine Reise, ein Spazierritt, eine Jagdpartie ꝛc. war ich oft in diesem Falle.

S. 85. VIII. Die hier angeführte Erfahrung scheint mir auf keine Weise ausserordentlich. Es ist eine Würkung der Einbildungskraft, die von einer Idee, welche sie niemals gehabt, stark afficirt wird.

Ich habe einen Capitän von bewährtem Muthe gekannt, der bis zur Tollkühnheit gieng, und sich bei jedem Anlaß zeigte; und dennoch, so oft er von den Pocken sprechen hörte, wurde er bleich, bekam Ueblichkeiten, und starb auch wirklich, ohne diese Krankheit gehabt zu haben.

Ein anderer Mensch aus meiner Bekanntschaft, der ohngefähr 30 Jahr alt war, las, wie er glaubte, in seinem Leben zum erstenmal in einer englischen Bibel, in der ersten Epistel St. Johannis, die Worte: God is love (Gott ist die Liebe.) Diese Stelle wirkte so sehr auf ihn, daß er vom Stuhle aufsprang, die ganze Nacht in seiner Stube umhergieng, und unter einem Strom von Thränen, beständig

ständig mit leiser Stimme wiederholte: God is love.

Es vergiengen mehr als zwei Jahre, ehe er diese drei Worte mit lauter Stimme, zumal in Gegenwart eines dritten, aussprechen konnte, ohne dermaßen zu weinen, daß er nicht weiter sprechen konnte.

Ich habe ihn sagen hören: daß die Empfindung, die ihn überkäme, so oft er an diese Worte denke, die entzückendste sey, die er jemals gehabt.

S. 107. f. Der hier vorgezeichnete Plan ist bewundernswürdig, und verdient von allen Pädagogen nachgeahmet zu werden, die Talent genug dazu besitzen.

S. 110. Diese Idee ist so nützlich als sinnreich. Hier ist ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung: der Graf von S... bewarb sich um ein Regiment in H... schen Diensten, das vacant wurde.

Damals kannte ich ihn nicht von Person; aber die Grundsätze, zu welchen er sich aus Interesse bekannte, machten mich für ihn partheiisch. Die Kabale setzte sich ihm entgegen; bis endlich der P... ihm das Regiment antrug; und er sollte nun den Eid leisten, um es zu übernehmen.

Denselben Abend erfuhr ich, daß eine Kabale im Werke sey, um die Sache zu hintertreiben, ohngeachtet er von dem P... bereits ernannt war. Mein innigster Freund, der Herr Generaladjutant

von

von B.. kam mit dem Herrn von S.. dann und wann zusammen.

Ich setzte in großer Eil ein Billet auf, um dem letztern anzuzeigen, daß er sogleich den Eid leiste, und auf diese Art die gegen ihn gerichtete Kabale scheitern mache. Er thut es, und ist im Besitze des Regiments.

Ich erzähle alles dieses vorläufig, um zu zeigen, wie weit ich damals von jeder Partheilichkeit gegen den Herrn von S.. entfernt war. Er war mir völlig unbekannt, und ich hatte ihm dennoch einen wichtigen Dienst geleistet.

Einige Zeit hernach gieng ich eines Abends ins Schauspielhaus. Beim Hereintreten erschrecke ich über die Physiognomie eines neben mir stehenden Officiers. Sie war mir so verhaßt, so unausstehlich, daß ich mich gerne entfernt hätte; ich konnte mich kaum enthalten, ihm auf den Fuß zu treten, oder ins Gesicht zu speien. Kurz, ich habe niemals eine größere Abneigung gefühlt; ich konnte nicht länger ausdauern, und mußte mitten im Schauspiel herausgehen.

Wenige Tage darauf gehe ich zu meinem Freunde, welchem ich damals das Billet, den Herrn von S.. betreffend, geschrieben hatte. Ich finde ihn eben beim Nachtische mit seiner Frau und diesem abscheulichen Originalmenschen, der mich im Schauspiele so sehr empört hatte.

Ich

Ich stand wie versteinert. „Madame, sagte ich,“ indem ich die Frau vom Hause bei Seite nahm, „um Gotteswillen! wer ist das Fratzengesicht das Sie hier bei sich haben?“ wie? sie kennen ihn nicht? das ist ja der Herr v. S. Ich war wie aus den Wolken gefallen. Er überhäufte mich mit Höflichkeiten; aber er blieb mir immer so verhaßt, wie zuvor.

Bald darauf entwickelte sich sein Charakter immer mehr, bis er endlich während der Revolution die bekannte Rolle spielte.

Man begnadigte ihn, begnügte sich, ihn für infam zu erklären, zu verbannen u. s. w. Herr v. S. ist ziemlich hübsch, ein fader Blondin, sehr fein, und drückt sich gut aus. Die Frage ist nun: was hat mich so sehr im ersten Blicke gegen diesen Mann eingenommen? Ich kann es nicht begreifen; indessen hat der Erfolg mein physiognomisches Vorgefühl völlig bestätiget. Jetzt ist es bekannt, daß er ein äußerst niedriger Bösewicht ist. Man sagt, er habe schon im zehnten Jahre seiner Mutter den Dolch auf die Brust gesetzt, um Geld von ihr zu erpressen u. s. w.

Band I. Theil II. S. 1. f. Ich liebe diesen Herrn Renke. Er scheint einen tiefdenkenden Geist zu haben; jedoch ist er ein wenig zu schnell, und es fehlt ihm an Präcision. Gleich in der zweiten Phrasis hätten ihn die Herausgeber, meiner Meinung nach, berichtigen sollen. Er sagt; daß

uns gewisse Tugenden — es sollte heissen: daß uns die Anlage zu gewissen Tugenden gleich wie zu gewissen Lastern ꝛc. denn, im Grunde läßt es sich entweder gar nicht behaupten, oder doch nur von der Anlage.

S. 3. Diese Ideen sind bewundernswürdig aber nur in ihrem Grundsatze, nicht im Detail.

Doch ist die Hauptidee recht gut, nur eine Kleinigkeit liegt ihr im Wege, nehmlich die Gerichtshöfe mit Philosophen zu bevölkern, und diese, wenn sich ja einige finden sollten, zu vermögen, daß sie sich darauf befleißigten, dem Verbrecher während des Verhörs vor der Bestrafung über die unmittelbaren und mittelbaren Ursachen auszufragen, welche das Verbrechen veranlaßt haben. *) Nichts ist schöner in der Theorie und schwieriger in der Ausübung, weil, ich wiederhole es, die Glieder welche den grösten Theil dieser Gerichtshöfe ausmachen, in den meisten Ländern selten philosophischen Geist haben.

Man eilt die Sachen zu expediren, es mögen Kriminalfälle seyn oder nicht, denn es ist bald Mittag.

*) Meißner hat in seinen Skizzen eine Sammlung von Originalfaktis verschiedener Verbrecher angefangen. Unglücklicherweise weiß ich nicht, ob er sie fortgesetzt hat, ich habe die letzten Bände nicht gesehen. Der Entwurf war sehr interessant, und verdiente Aufmunterung, sowohl zum Vortheil der Seelenlehre, als der Kriminalgesetze.

tag. Dieß ist der Lauf der Welt, und die Idee die sich der Gelehrte in seinem Studierzimmer von diesen Dingen macht, ist himmelweit von dem unterschieden was man siehet, wenn man nahe dabei ist. Das schlimmste bei der Sache ist noch, daß die wenigen guten Köpfe, die vielleicht im Stande wären, solche idealisirte Vorschläge auszuführen, von ihren übrigen Mitarbeitern verlacht und muthlos gemacht werden.

S. 4. Ich kenne die Toskanischen Zuchthäuser nur aus der Beschreibung meines Freundes Howard, und dieser hat sich mehr um die Gefängnisse als um die Zuchthäuser bekümmert, allein künftiges Jahr bin ich gesonnen sie selbst zu besuchen. Indessen habe ich in einem andern Lande 10 Jahre lang verschiedene Zuchthäuser unter meiner Aufsicht gehabt, und weiß nur ein einziges Beispiel von einem jungen Menschen, der würklich darinn gebessert worden wäre, alle übrigen sind vielleicht noch böser darin geworden.

Ich gestehe daß die Einrichtung dieser Zuchthäuser äusserst elend war, aber ich war nicht im Stande sie auf bessern Fuß zu setzen. Ich hätte sie ganz und gar umschaffen müssen, und da stehen einem Zeit und Umstände immer im Wege. Der Mann im Amte hängt mehr von äussern Dingen ab, und alles Neuerungenmachen wird ihm schwieriger, als man es sich in seiner Studierstube wohl vorstellt.

Indessen könnten die Stubengelehrten etwas sehr Nützliches verrichten, woran noch niemand gedacht hat. Es giebt so viele lesebücher für alle Stände, und für jedes Alter, aber noch gar keins für Züchtlinge, besonders in solchen Zuchthäusern, wo sie nicht arbeiten müssen. Die meisten fühlen in dieser lage eine Begierde zu lesen, die so heftig werden kann, als der Hunger oder der Durst. Sie lesen oft Zeitungsblätter die 10 Jahr alt sind, so oft durch, daß sie sie endlich auswendig wissen. Noch hat man kein Buch, daß man diesen Menschen in die Hände geben könnte, um ihnen die Zeit zu kürzen, und sie zu gleicher Zeit zu bessern, und doch wäre nichts leichter als ein solches Buch zu schreiben, denn die Züchtlinge sind nichts weniger als delikat im lesen; und um es recht zweckmäßig ausarbeiten zu können, müßte der Verfasser nur selbst einige Jahre in einem Zuchthause zugebracht haben. Die Gefängnisse haben ihre eigene Moral, ihre eigene logik und ihre eigene Art zu empfinden, so wie die Klöster und die Seeschiffe.

S. 8. Z. 9. v. z. Ende. Diese Schilderung ist vortreflich, und die Bemerkungen sind sehr fein. Man siehet daraus, wie wenig ein Gelehrter, der aus seiner Studierstube tritt, zu Geschäften fähig ist, wie oft er sich irren, und aus diesem Grunde schlecht betragen kann. Ein Theil dieser Bemerkungen wirft zugleich ein grosses licht auf den Streit, den Rousseau mit David Hume gehabt

hat,

hat, indem sie zeigen wie die Empfindlichkeit eines Gelehrten im Umgange mit einem Menschen aus der gewöhnlichen Welt, oft aufs entsetzlichste beleidigt wird; denn bei den gewöhnlichsten und unbedeutendsten Handlungen, wo der alltägliche Mensch gar nichts argwöhnt, wird der Gelehrte so lange grübeln und sich den Kopf darüber zerbrechen, bis er irgend eine besondre Absicht hineingelegt hat; In demselben Falle war der arme Werther!

No. 2. S. 10. 18. Dieses Stück ist gewiß äusserst interessant. Das Herz blutet hier beim lesen, zumal wenn man bedenkt, daß dieses bei weitem nicht das einzige Beispiel dieser Art ist. Soll ich meine Meinung darüber sagen, und mich der Verachtung und dem Hohngelächter eines sogenannten philosophischen Jahrhunderts aussetzen? Ich stände keinen Augenblick an, wenn diese Verachtung mich allein beträfe; aber sie fällt auf alles zurück, was ich nur sagen werde, es sey so vernünftig und gegründet als es nur wolle. Denn der Mensch ist nun einmal so: wer ihm in seiner Lieblingsmeinung widerspricht, findet auch in allen übrigen Stücken keinen Glauben. Ich schweige daher, und halte meine Gedanken über diesen Punkt zurück. Ich bitte nur auf folgende beide Umstände Acht zu haben. Der eine S. 15. „In dem Augenblick da der Mör-
„der die so lange vorher durchdachte That be-
„gangen hat, fühlt er Reue;“ und S. 17.
„Niemals“ — — — „Alsdann rieb er sich

„die Stirne ꝛc." Wenn man aufmerksam und mit unpartheiischem Auge diese plötzlichen Uebergänge einer sonst so abgehärteten und festen Seele betrachtet, so wird man mir von diesen Uebergängen (nicht Veränderungen) keinen hinlänglichen Grund angeben können, ohne — den Einfluß einer äussern wirkenden Macht anzunehmen. Aber es ist Mode den Einfluß dieser Macht zu läugnen; und auch ich nehme ihn nur da an, wo ich sehr triftige Bewegungsgründe dazu habe. Sonst würde die Moral zu sehr darunter leiden, und ich will lieber Gefahr laufen zu wenig als zu viel anzunehmen; jedoch suche ich auch das Gegentheil, gar nichts anzunehmen, zu vermeiden. Aber sollte der Weltweise ein Sklave der Mode seyn! o fast schäme ich mich meines Jahrhunderts! Noch war keines der wahren Philosophie mehr zuwider. Man will sich frei machen von dem, was man Vorurtheil nennt, und geräth nun eben den wahren Vorurtheilen in die Hände.

Dum vitant stulti vitia
in contraria currunt.

Aber wir kommen nur dann erst auf den wahren Mittelweg, wenn wir lange genug in den Extremen herumgeschwärmt haben. Der Wagebalken geräth nur nach manchen Schwingungen auf beiden Seiten, in Ruhe. Unsre späten

Nach-

Nachkommen im Jahre 2440 werden uns wacker auslachen. — Doch nein! sie werden zu weise seyn, um über die Verirrungen des menschlichen Geistes, oder wohl gar des menschlichen Herzens zu lachen — sie werden vielmehr die Ausschweifungen eines Jahrhunderts beweinen, das spottet, belacht und bezweifelt, statt gründlich durchzudenken, so wie wir die Barbarei, die Leichtgläubigkeit, und die Dummheit des mittlern Zeitalters beweinen oder belachen, je nachdem wir mehr Demokrite oder Heraklite sind.

S. 18. No. 3. Alles woran mein unsterblicher Freund M. Mendelssohn auch nur den entferntesten Antheil hat, muß interessant seyn. Gewiß dieses Stück ist es. Der Held gehört zu der zahlreichen Klasse der Wahnwitzigen aus Ehrgeiz; und ich fühle mich gezwungen zu gestehn (sollte es auch gegen einen Prinzen seyn, für den ich die tiefste Hochachtung hege, der aber in diesem Falle, wie es mir scheint, entweder gar nichts oder mehr hätte thun sollen), es war grausam, diesen Menschen mit einer Hoffnung zu körnen, die man doch gar nicht zu erfüllen dachte, und von deren Erfüllung, wie es sich von selbst verstehet, die Wiederherstellung seiner Vernunft abhing. So wie er war, hätte er der Gesellschaft nützlich seyn können. Die Worte S. 27. „Nennen Sie es Eitelkeit,“ die er zu Mendelssohn sagte, tragen den Stempel einer nicht gemeinen Seele. Welch ein Trost für

 einen

einen Weisen, daß er, wenn er ein solches Beispiel des menschlichen Elends siehet sagen kann: dieser Elende welcher mein Bruder war, gieng für seine Mitbrüder verlohren, indem sie ihn ausstießen; Jetzt aber stehet er vor einem vollkommnen gerechten Richter, dessen Aussprüche nicht sind wie die unsern! Vielleicht war es bei einem ähnlichen Falle, als ein großer Mann aus dem Alterthum*) ausrief: Ich sterbe vor Verlangen, Lust und Begierde, nach deinem Urtheil, o Gott! fünf tausend Jahre hindurch fühlt man nun schon die Wahr-

*) Es ist nicht mehr Mode diesen großen Mann zu citiren, und zwar einer Schwachheit halber, die er doch selbst bereut hat. Wohl aber citirt man Heinrich IV. der jenem unter allen Menschen vielleicht am meisten, sowohl in den guten als bösen Eigenschaften gleich war, jedoch mit dem Unterschiede, daß Heinrich die nehmlichen Schwachheiten hatte, sie aber nicht bereute, daß er bei weitem so aufgeklärt nicht war als jener, daß er kein so grosses Genie, kein so vortreflicher Dichter war, und überdem nur einen Augenblick regierte. Aber man verschluckt begierig, das was Bayle gegen den erstern gesammelt hat, statt daß Niemand das liest, was ein unpartheiischer Zuschauer über den letztern gesammelt hat, (ich meine Sir George Careu, Gesandten der Königin Elisabeth an Heinrichs Hof,) der gewiß mehr im Stande war Heinrich den IV. richtig zu beurtheilen, als Bayle den David.

Wahrheit: daß wenn auch alle Menschen zusammenträten, sie dennoch in fünftausend Fällen unrichtig urtheilen würden, und freut sich daher der letzten Urquelle die uns immer noch übrig bleibt. Doch es ist wahr! auch dieses alles hätte ich unterdrücken sollen; es ist nicht die Philosophie unsers Zeitalters.

S. 28. Ein sehr interessantes Stück. Die unvermuthete Entwicklung hat mich überrascht. Es wäre der Mühe werth, diesem jungen Menschen nachzuspüren, der auf dem besten Wege war, ein Heuchler und ein durchtriebner Betrüger zu werden. Wäre er es geworden, so würde die üble Erziehung seiner Eltern einzig und allein Schuld daran gewesen seyn.

S. 38. III. Was wäre nicht ein psychologisches Magazin werth, das aus lauter Beiträgen eines Spaldings, eines Sulzers, oder eines Mendelssohns bestände. Das einzige Mittel solche Männer zu bewegen, daß sie gern und oft ihre Beiträge liefern, ist wohl dieß, das Magazin selbst so vollkommen als möglich zn machen, indem man nichts als wirklich wichtige Fakta aufnimmt, alle unnütze Umständlichkeit vermeidet, jedes zweideutige Faktum daraus verbannt, und was noch mehr ist, sich eines unreifen und schielenden Raisonnements enthält.

Der Fall des Herrn Spalding war vorübergehend, und dauerte nur wenige Augenblicke, und ich finde ihn deshalb keinesweges so ausserordentlich. Wenn man in einem Zimmer schreibt, wo mehrere

Menschen zu gleicher Zeit sprechen, trägt es sich da nicht oft zu, daß man etwas hinschreibt, welches jene gesagt haben, das übrigens gar keinen Sinn hat, und gar nicht mit dem zusammenhängt, was man hat niederschreiben wollen? Man pflegt alsdann wohl zu sagen, ich bin verwirrt, oder zu den Sprechenden, stille! sie machen mich irre. Sollte die nehmliche Wirkung, die nehmliche Zerstreuung die hier von den äussern, mehr oder weniger verwirrten Eindrücken des Gehörs hervorgebracht wird, nicht auch von innern Ursachen, durch einen Zusammenfluß von mehr oder weniger verwirrten Ideen hervorgebracht werden können?

Ein Kaufmann versicherte mir in vollem Ernste, daß er einst ganz unvorseßlich einen Wechsel folgenden Inhalts geschrieben habe: Gegen diesen meinen prima Wechselbrief zahlen Sie an die Ordre des Herrn N... die Summa von zwei hundert und zwanzig Flintenschüsse in Banco u. s. w.

Was die Identität der Seele betrift, die verwirrt, und sich zugleich dieser Verwirrung bewust ist, und sie richtig unterscheidet (S. 43.), so setze ich hinzu, daß die Seele in demselben Falle ist wenn sie träumt und das Bewußtseyn hat daß sie träumt oder doch sich bestrebet zu unterscheiden, ob sie träume oder nicht. Jenes ist mir selbst oft wiederfahren, und dieses dem Lavater,

so

so wie er in seinem Pilatus in der oben angeführten Stelle erzählt.

Die Anwendung die Hr. S. von dieser seiner eigenen Erfahrung auf das macht, was er an einem wahnwitzigen Kandidaten bemerkt hat, und wovon sich mehrere Beispiele finden, ist so sinnreich als wichtig. Es ist möglich, daß sie auch richtig ist. Die Auseinandersetzung der Erfahrung selbst ist mit der möglichsten Precision und Genauigkeit aufgesetzt; jedoch möchte ich Hr. S. fragen: ob das was er S. 41. die fremden mir so überlästigen Vorstellungen nennet, Bilder, Wörter, oder Ideen waren?

Ich wünschte übrigens, daß Hr. S. sich die Mühe genommen hätte, Ihnen die ähnlichen Erfahrungen zu liefern, die ihm sein Freund Sulzer mitgetheilet hat, und ich wundre mich, daß Sie nicht darum angehalten haben.

S. 44-73. Ich kann über diesen weitläuftigen Aufsatz des Hr. Herz nichts sagen, als daß er gut geschrieben ist, und sich mit Vergnügen lesen läßt. Indessen kann nach dem erstern Theile zu urtheilen, weder der Arzt noch der Psycholog viel daraus schöpfen. Es scheint daß dieß die einzige schwere Krankheit ist, die Hr. Herz überstanden hat, denn seine Sensationen, so schön er sie auch schildert, sind doch sehr alltäglich, z. B. das Vorgefühl der Krankheit S. 48 und 49. Die vielen Lichter die

in

Menschen zu gleicher Zeit sprechen, trägt es sich da nicht oft zu, daß man etwas hinschreibt, welches jene gesagt haben, das übrigens gar keinen Sinn hat, und gar nicht mit dem zusammenhängt, was man hat niederschreiben wollen? Man pflegt alsdann wohl zu sagen, ich bin verwirrt, oder zu den Sprechenden, stille! sie machen mich irre. Sollte die nehmliche Wirkung, die nehmliche Zerstreuung die hier von den äussern, mehr oder weniger verwirrten Eindrücken des Gehörs hervorgebracht wird, nicht auch von innern Ursachen, durch einen Zusammenfluß von mehr oder weniger verwirrten Ideen hervorgebracht werden können?

Ein Kaufmann versicherte mir in vollem Ernste, daß er einst ganz unvorsetzlich einen Wechsel folgenden Inhalts geschrieben habe: Gegen diesen meinen prima Wechselbrief zahlen Sie an die Ordre des Herrn N... die Summa von zwei hundert und zwanzig Flintenschüsse in Banco u. s. w.

Was die Identität der Seele betrift, die verwirrt, und sich zugleich dieser Verwirrung bewust ist, und sie richtig unterscheidet (S. 43.), so setze ich hinzu, daß die Seele in demselben Falle ist wenn sie träumt und das Bewußtseyn hat daß sie träumt oder doch sich bestrebet zu unterscheiden, ob sie träume oder nicht. Jenes ist mir selbst oft wiederfahren, und dieses dem Lavater,

so

so wie er in seinem Pilatus in der oben angeführten Stelle erzählt.

Die Anwendung die Hr. S. von dieser seiner eigenen Erfahrung auf das macht, was er an einem wahnwitzigen Kandidaten bemerkt hat, und wovon sich mehrere Beispiele finden, ist so sinnreich als wichtig. Es ist möglich, daß sie auch richtig ist. Die Auseinandersetzung der Erfahrung selbst ist mit der möglichsten Precision und Genauigkeit aufgesetzt; jedoch möchte ich Hr. S. fragen: ob das was er S. 41. die fremden mir so überlästigen Vorstellungen nennet, Bilder, Wörter, oder Ideen waren?

Ich wünschte übrigens, daß Hr. S. sich die Mühe genommen hätte, Ihnen die ähnlichen Erfahrungen zu liefern, die ihm sein Freund Sulzer mitgetheilet hat, und ich wundre mich, daß Sie nicht darum angehalten haben.

S. 44-73. Ich kann über diesen weitläuftigen Aufsatz des Hr. Herz nichts sagen, als daß er gut geschrieben ist, und sich mit Vergnügen lesen läßt. Indessen kann nach dem erstern Theile zu urtheilen, weder der Arzt noch der Psycholog viel daraus schöpfen. Es scheint daß dieß die einzige schwere Krankheit ist, die Hr. Herz überstanden hat, denn seine Sensationen, so schön er sie auch schildert, sind doch sehr alltäglich, z. B. das Vorgefühl der Krankheit S. 48 und 49. Die vielen Lichter die

in

in seinem Kopfe brannten, wenn das Delirium heranfam, S. 54. 63. das Delirium selbst S. 54.

Dieser Zustand ist immer dem Traume gleich, nur mit dem Unterschiede, daß man hier wachend träumt, und die Phantasieen gräßtentheils ihren Grund in physischen Begebenheiten haben, so wie Hr. Herz mehrere sehr gut, und einige mit großem Scharfsinn erklärt hat, S. 56 = 58. Dann die Erhöhung oder Verstärkung der Sinne, besonders des Geruchs, S. 57. Die Neigung zum Komischen S. 59. 63. 64.

Dies sind alles Symptome, die mehr oder weniger sich in jeder schweren Krankheit besonders in bösartigen Fiebern zeigen. Ich kenne sie alle aus meinen eigenen Erfahrungen, nachdem ich ein Faulfieber mit einem beständigen Delirio, die bösartigsten Pocken mit einem dreitägigen methodischen Delirio, die Gelbsucht, und über alles eine andre äusserst zusammengesetzte Krankheit überstanden habe. Diese entstand aus einem Gifte, daß ich zu mir genommen hatte, und 5 Jahre hindurch spottete sie aller Kunst der Aerzte. Zulezt lag ich völlige neun Monathe im Bette, und litte Schmerzen, die jede Tortur übertreffen, bis ich endlich so völlig entkräftet, und ausgesaugt war, daß meine Genesung ein wahres Wunder, und in der Medezin fast einzig ist.

Der

Der einzige wirklich merkwürdige, obgleich gar nicht ausserordentliche Punkt, und im Grunde dem Medeziner wichtiger als dem Psychologen, ist die unerwartete Krisis der Krankheit aus der S. 69. 70. angegebenen anscheinenden Ursache. Es fehlt jedoch ein höchst wichtiger Umstand, den Hr. Herz als Arzt doch hätte erwägen sollen, indem in ihm wahrscheinlicherweise die physische Ursache zur Krisis gelegen hat. Die Frage ist nehmlich: um wie viel war die Luft der Stube, in welcher Hr. Herz die ganze Zeit wider seinen Willen liegen mußte unreiner, als die der andern Stube, in welche ihn seine Schwiegermutter, zwar wider die Meinung der Aerzte, aber zu ihrer eigenen Zufriedenheit, und mit dem glücklichsten Erfolg für die Krankheit, legen ließ? Es ist aus vielen Ursachen, die ich der Kürze halber hier nicht anführen kann, sehr wahrscheinlich, daß die Luft in seinem Zimmer äusserst unrein und verderbt war, das heißt, daß man nach der alten Methode die Vorsicht welche man (besonders in faulen Krankheiten) als hauptsächlich betrachten sollte, nicht beobachtet hat, nehmlich den Kranken oft zu lüften, ihn eher zu kalt, als zu warm, und hauptsächlich äusserst reinlich zu halten. Diese Methode haben die Engländer zuerst aufgebracht, und die Erfahrung zeigt täglich, daß sie äusserst nützlich, oder vielmehr nothwendig ist.

Eine andre eben so gewöhnliche aber nicht minder wichtige Erfahrung, sowohl für den Psychologen als

als für den Mediziner, ist diese: eine heftige und anhaltende Begierde, die der Kranke zeigt, wenn ihre Befriedigung auch gegen alle Regeln der Kunst wäre (wie es doch hier der Fall gar nicht war), ist sehr oft das wahre Mittel, welches die Natur uns anzeigt, die Krisis der Krankheit hervorzubringen. Man hat hievon die ausserordentlichsten Beispiele. Ich selbst habe ein solches an einem meiner Bedienten gesehen; ein Bursche der sonst sehr mäßig war, und sich von einem äusserst bösartigen Fieber in einer einzigen Nacht kurirte, indem er in dem Delirio eine Brandweinflasche fand, und sie in einem Zuge ausleerte. Was übrigens den Fall des Herrn Herz betrift, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß man den Willen des Kranken allemal befolgen muß, wenn er in ein andres Zimmer, in einem andern Bette liegen oder mehr freie Luft haben will, und in manchen Fällen muß man ihn sogar dazu zwingen.

S. 74. Obgleich Lord Monboddo troz seiner grossen Gelehrsamkeit, in einem ganz originellen und fast einzigen Grade leichtgläubig ist, und ich ihn daher am wenigsten zur Bestätigung eines ausserordentlichen Faktums anführen würde; so hat dieser Fall hier doch nichts, weshalb man ihn gänzlich leugnen könnte. Es scheint eine Zusammensetzung aus dem S. Veits Tanz, und dem Somnambulismo zu seyn. *Louping* ist gar kein englisches

sches Wort, *a Loping fever* oder *a Leaping fever* ist die richtige Benennung.

Die Magnetisirer könnten diesen Fall zu ihrem Systeme benutzen.

S. 78. Es giebt in dieser Art weit stärkere Beispiele als das hier angeführte, welches zu den Fällen gehört, wo die Einbildungskraft von einer einzigen Idee zu stark gerührt wird. Die allgemeinen Bemerkungen S. 81. 82. verdienen nähere Erwägung.

S. 85. 86. Hier ist jemand, auf den die Farben in seiner Kindheit so wenig Eindruck gemacht haben, wie auf mich. Das Vorhergehende beweist vollkommen meine Idee, wenn ich in meinen obigen Bemerkungen behaupte, daß die Band 1. St. 1. S. 68. festgesetzte Regel in den Verhältnißbegriffen der Kinder ihren Grund hat.

Die folgenden Beobachtungen sind merkwürdig und sinnreich; aber ich glaube, der Verfasser hat sie S. 93. recht wohl beurtheilt.

S. 96. ff. Ich billige den Gedanken sehr, die Schriften der Wahnsinnigen zu sammeln und herauszugeben. Ich besitze selbst einige; und würde sie mittheilen, wenn sie französisch oder deutsch geschrieben wären. Uebersetzen lassen sich dergleichen Sachen nicht. Ich bemerke also nur 1) die frappante Aehnlichkeit in dem Character des Wahnsinns, der in diesen Schriften herrscht, mit der Erfahrung des Herrn Spalding S. 41. 42. und ich wundre mich,

mich, daß diese Bemerkung den Herrn Herausgebern entgangen ist.

2) Wenn man den Versuch macht Wahnsinnige lesen zu lassen, so gehet es ihnen wie beim Schreiben. Sie lesen einige Worte, und den folgenden Zeilen schieben sie andere unter, die an der unrechten Stelle stehen, und keinen Sinn geben. Ganz so wie die Quittung des Herrn Spalding, wie der Wechsel meines Banquier's, und endlich wie die Reden der M. Hennert und der Arbeiter zu Babel.

3) Eine Menge Erfahrungen, welche ich selbst hierüber zu machen das Glück gehabt habe, berechtigen mich zu der Meinung, daß es uns immer so gehet, wenn wir im Traume lesen, oder lesen hören. Ich sage: das Glück; denn nur selten und durch einen glücklichen Zufall erwacht man aus dergleichen Träumen so sanft, daß man sich der Worte, welche man im Traume gelesen, erinnern kann. Ist der Zufall nicht günstig, so wird man sich sein ganzes leben hindurch in Absicht dieser Träume trügen. Denn während dem Traume ist man mit der Lektüre sehr wohl zufrieden; man ist von dem Zusammenhange vollkommen überzeugt; man findet sogar Schönheiten, z. B. wenn es Verse sind.

Fünf und dreißig Jahre lang habe ich viel solche Träume für wirklich gehalten, vorzüglich wenn ich im Traume Briefe empfing, die ich durch und durch mit dem größten Interesse las. Endlich wiederfuhr

fahe es mir zweimal nacheinander, vor etwa zwei Jahren, daß ich sehr sanft aus einem Traume dieser Art, und sogar mitten in der Lektüre erwachte. Ich erinnerte mich noch deutlich der letzten Phrasen, die ich gelesen hatte. Es waren jedesmal anstatt Gedanken, nur Töne oder Wörter, kein Sinn, wieder eben so wie die Quittung des Herrn Spalding, u. s. w. Ich ziehe folgenden Schluß daraus: da Wörter nur willkürliche Zeichen (an und für sich ohne Bedeutung), und nur Mittel sind, durch welche wir Ideen von den äussern Gegenständen bekommen, es sey nun durch das Gehör oder durch das Gesicht; und da die Seele sowohl im Delirio als im Traume, und selbst im Wahnsinn, die Ideen, welche sie durch die äussern Gegenstände entstanden glaubt, doch nur von sich selbst empfängt; so müssen ihr die Zeichen gleichgültig seyn, durch welche sie diese Ideen zu erhalten glaubt, weil sie im Grunde alle Zeichen entbehren kann.

Nur die irrige Meinung, daß diese Ideen von aussen kommen, und die Gewohnheit, im gesunden und im wachenden Zustande nur durch artikulirte Töne, oder durch Schriftzeichen Ideen zu erwerben, überreden sie, daß diese Zeichen nothwendig sind. Sie erdichtet welche — so schlecht sie auch seyn mögen — in ihrem jetzigen Zustande, und begnügt sich damit, so wie man falsche Münze eben so gerne

wie die ächte nehmen würde, wenn man für jene, wie für diese, Waaren erhielte.

Eben so gehet es mit der Sprache, bei Leuten die noch auf der ersten Stufe der Verrücktheit stehen, d. h. bei welchen der Wahnsinn von aussen her, nicht von innen, kommt. Spalding glaubte seinen Candidaten in diesem Falle, so wie auch er selbst, und M. Hennert darin waren. In diesem Zustande kann die Seele nicht mehr die Zeichen, aber wohl noch die Begriffe beurtheilen. Ihre eigenen Gedanken betrachtet sie aus dem richtigen Gesichtspunkte; entscheidet, ob sie zusammenhängend sind u. s. w.; aber diese Beurtheilungskraft mangelt ihr in Absicht der Zeichen, deren sie sich zur Ausdrückung ihrer Gedanken bedienet, sowohl im Sprechen als im Schreiben.

Hierin sind wiederum Unterabtheilungen. Die Einen glauben gut zu reden und zu schreiben, indeß sie nur Galimathias vorbringen; die Andern — wahnwitzig in geringerem Grade — vermuthen oder fühlen zuweilen, daß sie Galimathias schreiben oder sprechen; aber sie haben zu wenig Gedächtniß, sie besinnen sich nicht schnell genug auf passende Wörter, auf die richtigen willkürlichen Zeichen.

Im Kurzen: das Delirium, und der Wahnsinn, der nur ein verlängertes, zur Gewohnheit gewordenes und bestimmtes Delirium ist, sind nichts als der Zustand eines verlängerten, zur Gewohnheit gewordenen und bestimmten Traums; d. h. der

Wahn-

Wahnsinn ist im Vergleich mit dem Delirium, (versteht sich, mit dem vorübergehenden, in Fiebern und Krankheiten) was das Delirium gegen den blossen Traum ist, und umgekehrt.

Wollte man verrückte Personen heilen, so müßte man sich Mühe geben, sie zu erwecken. Aber ehe man dazu gelanget, müßte man die Natur des Schlafs, und den physischen Zusammenhang, den der Zustand des Schlafs, mit dem Zustande des Träumens hat, genauer kennen. Wir wissen weiter nichts, als daß der Körper schläft, und der Geist, die Seele träumet, und es scheint eben so erweislich, daß eines ohne das andere bestehen kann; der Körper kann schlafen, ohne daß die Seele träumet. Ich glaube daher, daß vice versa die Seele träumen könne, ohne daß der Körper schläft; wie im Delirium und im Wahnsinn.

Ich zeichne hier nur die Aussenlinien (outlines) eines an Folgerungen sehr fruchtbaren Systems, für welches man aber noch viele Data sammlen, noch viele Untersuchungen anstellen muß, ehe man es zur Vollkommenheit bringen kann. Man müßte vorzüglich über den Schlaf, den Traum, die Somnambulen, über Personen im Delirium, über Verrückte, und — warum sollte ich es nicht sagen? — auch über Krampfhafte und Magnetisirte, Beobachtungen machen.

S. 100. Ich will einmal eine ganz ausserordentliche Frage, im Betreff der ersten hier erzählten Erfahrung machen: giebt es wohl einen einzigen Menschen — wenn er auch nur in sehr geringem Grade dem Schwindel unterworfen ist — dem nicht diese Idee mehr oder weniger in den Sinn käme, wenn er sehr aufmerksam darauf ist, und sich in der gegebenen Lage befindet? Die Seele hat eine äusserst seltsame Neigung sich alle möglichen Dinge vorzustellen und sie zu versuchen; und je entfernter die Möglichkeit ist, je vernünftiger die Gründe sind, welche sich der Ausführung entgegenstellen, (wie in dem gegenwärtigen Beyspiele, die Gefahr den Hals zu brechen), je mehr der Körper widerstrebt, desto stärker fühlt sich die Seele angezogen.

Ohne vollwichtige und siegende Bewegungsgründe, zu welchen man die durch Gewohnheit entstandene Ueberzeugung von der absoluten Unmöglichkeit der Sache, rechnen muß, würden wir, vermöge dieser allgemeinen Neigung, alles mögliche versuchen. Ein Kind streckt die Arme aus, um den Mond zu ergreifen, und eben diese Neigung hat die Erfindung der Schiffahrt, das Schwimmen, das Seiltanzen u. s. w. veranlaßt. Würde es sonst noch Menschen geben, welche gerne ein Universalmittel, die Quadratur des Zirkels u. s. w. erfinden wollen?

S. 110. ff. Ein vortrefliches Stück in Plan und Ausführung. Man kann diesen geschickten und ein-

einsichtsvollen Pädagogen nicht genug zur Fortsetzung aufmuntern. Man muß in dieser Art viel thun, wenn man etwas gethan haben will. Eine Menge solcher Fälle muß in verschiedenen Rücksichten sehr nützlich seyn.

Band 1. St. 3. S. 1. I. Ein merkwürdiges und schön geschriebenes Stück, das aber eher in ein Magazin zur Erziehung als zur Erfahrungsseelenkunde gehört. Einige Stellen aus den Originalbriefen des H. R. G. die man S. 8. 12. 14. hervorgesucht hat, wären hier am besten angebracht gewesen, denn sie hätten besser als Facta, einen Blick in die Seele des R. G. werfen lassen.

S. 28. III. Ich erwartete von der Selbstmörderin, daß sie Schriften nachgelassen haben würde, woraus die Bewegungsgründe erhelleten, die man in ihr vermuthet. Durch die Art, wie der Fall hier erzählt wird, und durch die blos auf Wahrscheinlichkeit und Vermuthungen gegründeten Motive, verliert die ganze Geschichte an Interesse. Man hat eine Anekdote von einem Engländer, der sich zu Rom das Leben nahm, und ein Schreiben hinterließ, worin er als Ursache dieser Handlung, nach seinen eigenen Ausdrücken angab; daß er unmöglich der Ungeduld habe widerstehen können, zu erfahren, was das zukünftige Leben sey, und was darin vorginge.

Das Büchelchen, welches S. 30. erwähnt wird, heißt im Herrenhuterstyl das Loosbüchlein. Man verändert es alle Jahre.

Dieser Umstand erinnert mich an eine Geschichte, welche hier zu Basel vor 5 bis 6 Jahren vorgefallen. Eine junge, redliche, sehr religiöse Hausmutter war so unglücklich verheitathet worden, daß sie nach vielen Kränkungen, welche sie von ihrem Manne, einem groben, ungesitteten Menschen, hatte erleiden müssen, an einem Nachmittage auf ein Lusthaus, das sie ausserhalb der Stadt besaßen, ganz einsam ging, etwas Wein und Brodt mitnahm, davon sie ohngefähr ein Drittheil verzehrte, dann wahrscheinlicherweise ein zu ihrer Gemüthsstimmung passendes Lied, aus einem Buche sang, welches sie offen auf dem Tische liegen ließ, mit einem Zeichen an der folgenden Stelle, und nach allen diesen Verrichtungen sich ersäufte.

Hier ist die Strophe, welche sie bezeichnet hatte:

Die Noth, o Herr, hat kein Gesetz,
Die mich jetzt hart umringet;
Drum das für keine Frechheit schätz,
Wozu die Angst mich zwinget.
Wer blind, wer krank ist, sehnet sich
Nach Licht und Heilung ängstiglich;
Ich Todter such das Leben!

u. s. w.

S. 32.

§. 32. IV. Wieder ein Stück von einer Art, die man in einem Magazine wie dieses nicht genug wünschen kann. Ausser den Faktis — und vielleicht auch diese nicht einmal ausgenommen — giebt es keine merkwürdigere, keine wahrhaft nützlichere Stücke, als Schriften der Verrückten, der Wahnsinnigen, der tief melancholischen u. s. w., lauter Personen, die für die Psychologie äusserst wichtig sind: auch von sehr boshaften Leuten sollte man zu diesem Behufe Schriften sammeln. Ich bemerke noch im Vorbeigehen, daß die Stärke des Arguments gegen den Selbstmord, welches der Verfasser des Briefs über Werther in Engels Philosoph für die Welt so schön ausführt, auf der Widerlegung des Sophismi beruhet, welcher den armen Clooß S. 37. verführt hat. Daß wir nehmlich, wenn wir uns einen Arm abnehmen lassen, die daraus entstehenden Folgen wohl kennen; aber nicht also der Selbstmörder u. s. w.

Das Argument S. 39. ist noch weit wichtiger, und muß unter den gegebenen Umständen, von allen Triebfedern am meisten zum Selbstmord verleiten. Es beweiset, wie unendlich wichtig die einzige Idee ist, welche man ihm entgegenstellen kann; daß man nehmlich ein unbegränztes Vertrauen in eine unendlich weise und gütige Vorsicht setzen müsse.

Ich kann mich nicht enthalten, eine allgemeine Bemerkung hieher zu setzen, welche die Seelenheilkunde betrift, den Theil ihres Plans, den Sie

mit Recht für den wichtigsten halten. Ich meine die folgende:

Der Selbstmord gehört zu den Materien, worüber man sich sehr frühzeitig, durchdachte Grundsätze festsetzen, das Für und Wider wohl erwägen, und alsdann mit sich selbst die feierliche und heilige Verbindlichkeit eingehen müßte (und sollte es auch des größeren Eindrucks wegen schriftlich seyn,) „niemals von dem Resultate seiner Betrachtungen „abzuweichen, sich durch keine Umstände, vorzüglich durch sich selbst nicht dazu bewegen zu lassen, „daß man von diesen Betrachtungen einen Augenblick abweiche, ohne sich zugleich an alle die Grundsätze mit Vorsatz zu erinnern, an alle die Beweisgründe, durch welche man zu dem Resultate „gelanget ist."

Ich erinnere mich noch an die Anwendung, welche Ihr vortreflicher Mitbürger und Gönner, der verewigte **Mendelssohn**, von dem nehmlichen Grundsatze, auf die Religion gemacht hat. „Man „muß die Subtilitäten alle, wenigstens einmal in „seinem Leben, klauben und ins Reine bringen, „wenn man den Schlingen der Sophistik entgehen „will; auch die Religionsstreitigkeiten gehören hieher." *) Ich behaupte: daß noch weit mehr der

*) In dem Original wird hier eine Stelle aus Mendelsohns Brief an Lavater, über dessen Zueignungs-

der Selbstmord hieher gehöret; weil der Augenblick, in welchem man sich in eine Untersuchung über den Selbstmord einlassen will, gewöhnlich zu gar keiner Untersuchung geschickt ist. Man billiget in diesem Augenblicke die Handlung, fühlt sich dazu geneigt, und ist ohnehin ausser Stande zu denken, weil die Versuchung zum Selbstmorde schon einen gewissen Grad der Verwirrung, wenigstens eine heftige Erschütterung des Geistes voraussetzt, einen Zustand, der mit der Kaltblütigkeit völlig im Widerspruche stehet, und keiner unpartheiischen Ueberlegung des Für und Wider einer Handlung, Raum gestattet.

Wenig Personen haben mehr Recht, über den Selbstmord zu sprechen, als ich; weil ich überzeugt bin, daß wenig Personen einen so hartnäckigen, ausdauernden Hang gehabt haben, sich das Leben zu rauben, als ich. Ich entsinne mich noch sehr deutlich meines ersten Vorsatzes in dieser Art, da ich erst sechs Jahre alt war. Meine Eltern hatten mich, meiner Meinung nach, ungerecht gestraft; und doch hatte man mich blos in

nungsschrift zu dem Buche des C. Bonnet citirt. Weil ich dieses nicht besitze, so habe ich eine homogene Stelle aus den Morgenstunden 1te. Ausg. Berl. 86. S. 23. dafür gewählt, wo jedoch die letzten Worte, „auch die Relig.“ u. s. w. gänzlich fehlen.

Uebersetzer.

ein Zimmer eingeschlossen, das mir noch jetzt vollkommen gegenwärtig ist; vorzüglich denke ich sehr lebhaft an ein Klavier, woran ich mich lehnte, mit dem Kopfe in den Händen, und in der Trunkenheit meines Schmerzes, oder vielmehr meiner kindischen Empfindlichkeit. Selbst den Gang meiner damaligen Ideen weiß ich noch sehr wohl. Mein erster Gedanke war ein lebhafter Wunsch, daß meine Eltern jetzt sterben möchten. Inzwischen war ich so weit von jedem Gedanken an Vatermord entfernt, daß vielmehr eben der äusserst geringe Grad von Wahrscheinlichkeit, (meine Eltern waren damals noch jung und gesund) sogleich diesen Wunsch entfernte, um einem andern Platz zu machen: ich wünschte meinen eigenen Tod. Ich kannte die Zärtlichkeit meiner Eltern für mich. Ich war überzeugt, daß mein Tod die heftigste Strafe für die Ungerechtigkeit seyn müßte, welche sie an mir verübt hatten; und der Gedanke, mir selbst das Leben zu rauben, hatte eine ganz andre Würkung auf mich, als jener erste Wunsch nach dem Tode meiner Eltern gehabt hatte. So unzugänglich ich jeder Idee gewesen war, den Tod meiner Eltern selbst zu verüben, so heftig fühlte ich mich zum Selbstmorde aus innerem Wohlgefallen angezogen. Nur die Mittel machten mich verlegen; und ich stand in Gedanken vertieft, um welche zu ersinnen, als man, nach Verlauf einer halben Stunde kommt, um mich aus meinem Gefängnisse zu entlassen.

Seit

Seit dieser Zeit habe ich mehr als dreißig Jahre hindurch Neigung zum Selbstmord in der nehmlichen Ideenfolge gehabt. Nur der erste, schnell aufsteigende Wunsch nach dem Tode der Personen, welche die Ursache meines Verdrusses gewesen waren, hat sich schon in meinem zwölften oder dreizehnten Jahre so vollkommen verlohren, daß es mir in den Zeiten, wo mir die Menschen Ungerechtigkeiten erwiesen, die gewiß von größerer Wichtigkeit waren, als die, von welchen J. J. Rousseau, Linguet und andere, die ganze Welt ertönen ließen, dennoch nicht widerfahren ist, einen Augenblick das geringste Unglück (eine rechtmäßige und gerichtliche Strafe ausgenommen, worinn ich aber keinen Einfluß gehabt hätte) den Leuten zu wünschen, über welche ich am meisten zu klagen hatte; nicht einmal dem Bedienten, der mich vergiftet, noch den Leuten, welche mir Steine in die Straße geworfen, oder denen, die einen jungen Menschen, der mir den Bart putzte, durch Geld dazu verleiten wollten, mir die Kehle abzuschneiden u. s. w. Nur die Neigung zum Selbstmorde ist mir geblieben, bis auf die Zeiten meiner außerordentlichen Kränkungen, wo, durch die Gnade Gottes (denn von Vernunft war keine Spur in meinen damaligen Handlungen) jeder Gedanke zum Selbstmorde aus meiner Seele vertilgt war, in der er seit mehr als dreißig Jahren geherrscht hatte; oder, wie die Engländer sagen: where ſhe had been uppermoſt all that

time

ume (wo er, diese ganze Zeit über herrschend gewesen war).

So lange ich gesonnen war mir das Leben zu rauben, war es niemals aus Vernunft. Im Gegentheil; Vernunftgründe waren jedesmal dagegen. Ich hatte eine Neigung zum Selbstmorde, wie zu einer Sünde; ich betrachtete ihn, wie das letzte Hülfsmittel; und da ich zum Glücke der Handlung selbst nicht unterlag, so war mir der Gedanke in der Folge sehr nützlich. Er flößte mir Muth ein; ich ertrug jedes Uebel mit mehr Gelassenheit, wenn ich bedachte daß ich doch dieses Mittel mich zu befreien, immer in Händen habe.

Nichts desto weniger war ich mehr als einmal der Vollstreckung nahe. Ja, ich warf eines Tages ein Paar sehr schöne Pistolen in das Wasser, mit welchen ich des Abends aus der Stadt gegangen war, mit dem festen Vorsatze die That endlich einmal zu begehen. Für diesesmal hat mir nur das Präservatif, welches ich eben erwähnt, Einhalt thun können. Doch war die Stimme der Ueberlegung sehr schwach; und nur einer plötzlichen Anstrengung der Vernunft, und dem großen Mißtrauen gegen mich selbst, habe ich es zu verdanken, daß ich dem lebhaften Antriebe nachgab, und die Werkzeuge der Zerstörung, die ich schon in Händen hatte, in den Fluß warf.

Ein andermal, (und zwar zum letztenmale) nahm ich ein Paar Pistolen mit auf das Land, wo

ich

ich einige Wochen zubringen wollte, zu dem nehmlichen Endzwecke, wiewohl mit dem lebhaften Wunsche, mich des Mordes enthalten zu können. Das Mittel, welches mich damals rettete, wird Ihnen gewiß durch seine Sonderbarkeit merkwürdig werden, und Ihnen beweisen, daß ich mich auch der Seelenheilkunde beflissen habe. Es war eine Karte, die ich in meine Tasche gesteckt hatte; und ich hatte mir es zum Gesetze gemacht, diese Karte zu lesen, so oft ich allein seyn würde, aber vorzüglich, regelmäßig in dem Augenblicke des Erwachens, und des Schlafengehens. Auf dieser Karte standen aus einem Buche, welches ich immer nur in meiner Muttersprache gelesen habe, die Worte geschrieben: the cup, which my father has given me, shall not I drink it! (den Becher, welchen mir mein Vater gab, soll ich ihn nicht ausleeren!) Seit dieser Epoche bin ich überzeugt, daß ich die angeführten Worte niemals werde mit lauter Stimme aussprechen können, ohne bis in das Innere meines Herzens davon durchdrungen zu werden, ohne daß sie Stundenlang in meinen Ohren, oder vielmehr, im Grunde meiner Seele, wiederhallten.

Ich beschließe diese psychologischen Bekenntnisse mit folgender Anmerkung: ich bin nehmlich in meiner Neigung zum Selbstmorde niemals durch die Furcht vor dem Tode aufgehalten oder gestöret worden. Selbst in meinen stärksten Krankheiten

ist

ist mir diese Furcht nicht eingekommen. Im Gegentheil: je näher ich dem Tode war, je mehr verlohr er von seiner Schrecklichkeit für mich.

Zwar kenne ich die Empfindung, welche man Furcht vor dem Tode nennet, aus Erfahrung; aber ich habe diese Erfahrung immer nur im Zustande der vollkommenen Gesundheit gemacht. Ich mache sie noch jetzt, so oft ich an Schlagfluß, Wassersucht, u. s. w. denke; und ich kann nach dem Beispiel des großen Turenne in Wahrheit sagen: daß ich zwar nicht den Tod, aber wohl den Schmerz als ein wahres Uebel fürchte, da ich Schmerzen ausgestanden habe, die auf der Folterbank nicht quälender seyn können. Ich gestehe, daß ich mit einer schrecklichen Furcht an den Krebs, an Raserei, denke. Ja, ich könnte diese Furcht bis zur Ohnmacht treiben, wenn ich ihr nicht mit Gewalt Einhalt thäte.

Die Bemerkungen des Hr. Garve, sind zwar ein wenig gesucht, aber vorzüglich die S. 40 über die Verschiedenheit zwischen dem armen Clooß und Werther, sind mir aus der Seele geschrieben, (ich bediene mich gerne dieser deutschen Redensart, weil sie vortreflich ist, und in jeder andern Sprache fehlt.) Seine letzte Phrasis S. 45 ist eine der schönsten, erhabensten Stellen die ich kenne. Wie werden einst alle Weise dieser Erde sich im Staube

bücken,

blicken, wenn sie ein vollkommnes Wesen, einen Menschen wie diesen Clooß richten hören!

Heilige, mit frommem, kaltem Herzen,
Gehn vorüber, und verdammen dich!
Ich allein, ich fühle deine Schmerzen,
Theures Opfer, und beweine dich!
Werde weinen noch am letzten Tage,
Wenn der Richter unsre Thaten wiegt! u. s. w.

Ein groſses Genie hat diese ungemein schöne Stelle der armen Lotte angedichtet, wie sie einer Person gegen über steht, die im Grunde nur aus Enthusiasmus, d. h. aus Schwärmerei und einer groſsen Schwäche, zusammengesetzt war. Hr. Glave hat es bereits gesagt: Clooß war ein ganz anderer Mensch, hatte weit edlere Bewegungsgründe als Werther.

S. 46-76. Mein verewigter Freund Mendelssohn war ein gelassener Denker, und handelte mit Wärme. Sobald die Reihe wieder an das Denken kam, nahm er auch seine alte Gelassenheit wieder an. Ich kann ihn nicht würdiger, und nicht mit mehr Wahrheit loben; und ich würde ihn entehren, wenn ich diesem Muster so unähnlich seyn, wenn ich ihn mit Enthusiasmus loben wollte. Glücklich, wem der günstige Zufall ward, daß er ihm mit Eifer, mit Wärme dienen konnte. Wer ihn loben will, darf nur richtig urtheilen; und man urtheilet gewiß desto richtiger, je gelassener

man

man denkt. Ich sage darum von diesem Stücke nichts mehr, als daß ich gerne für dieses Einzige den Preis des ganzen Magazins bezahlt hätte.

Beinahe keine Abhandlung von Moses Mendelssohn trägt mehr den Stempel seines Geistes und seines vortreflichen Kopfs, als diese. Es ist ein wahres Kleinod! Ich hätte sie noch nicht gelesen, als ich die vorhergehenden Anmerkungen schrieb. Ich vernichte sie dennoch nicht; denn ich bin nur Geschichtschreiber, nur ein armseliger Handlanger, aber mein Freund Mendelssohn ist Architekt; er sezt die Materialien zusammen, welche man ihm darreicht, und erschaft ein prächtiges Gebäude. Ich wünschte, daß er auch die meinigen besessen hätte; sie wären ihm nicht unnütz gewesen, wiewohl sie noch ziemlich unvollkommen sind.

Ach, meine Herren! wie vortreflich wäre ein Magazin für die Erfahrungsseelenkunde, zu welchem ein Beobachter wie Spalding die Beiträge lieferte, und ein Mendelssohn sie kommentirte! Finden Sie ein solches aus, und ich verspreche Ihnen, daß ich sie mit meinen Packeten nicht mehr belästigen will. Ich bin überzeugt, Sie halten es für keinen Vorwurf, wenn ich behaupte, daß sie es nicht finden werden.

Ich hatte mir vorgenommen zu der erwähnten Abhandlung flüchtige Anmerkungen hinzuwerfen; aber, nun ich die angezeichneten Stellen überlese, werde ich gewahr, daß meine Bemerkungen eben

so viel Lobsprüche für jede einzelne Stelle gewesen wären; und ich glaube fest, daß ein Werk, wie das Ihrige, für keinen Leser geschrieben ist, dem man bei jedem Stücke einen Fingerzeig geben müßte, damit er die Schönheit fühle.

1. 3. S. 76. ff. II. Ohne Zweifel hat der Taubstumme die meisten Ideen, von welchen hier gesprochen wird, durch die Erziehung, und von aussen her erworben. Auch ist das Merkwürdige in der Erscheinung gar nicht, daß er die Ideen empfangen hat; nur der starke Eindruck, welchen diese Ideen in ihm gemacht haben, die Begierde, mit welcher er sie erlernet, und die tiefen Wurzeln, die sie in seinem Herzen mehr als in seinem Kopfe gefaßt haben, verdienen Aufmerksamkeit. Welche Aehnlichkeit, zwischen diesem Taubstummen mit dem Blindgebornen, von dem in der h. S. gesagt wird: daß er mehr Glauben hatte, als einer in ganz Israel! und welcher Contrast mit den metaphysischen Sophismen eines Diderot, über die religiösen Begriffe der Unglücklichen dieser Art! Ohne Zweifel hat ein Blindgeborner und ein Taubstummer, der niemals von einem ewigen Wesen reden hörte, ganz andere Begriffe von dem Ursprung und von der Natur der Dinge, als wir.

Er hat eben darum eine ganz andere Religion, so wie jeder Mensch nach seiner individuellen Weise, seine eigene hat. Aber man bringe nur dieser Art Leuten Begriffe von Gott, von einem Heilande, von

dem zukünftigen Leben, bei; und man wird sehen, daß sie dergleichen Ideen weit begieriger auffassen, viel inniger davon durchdrungen werden, ungleich stärker sich damit beschäftigen. Ach! sie bedürfen ja des Trostes so sehr; und sie haben viel weniger Zerstreuung, weniger Interesse sich zu täuschen, als wir.

S. 82. III. Ein neuer Beweis zu meiner eben angestellten Bemerkung. Dieses ganze Stück macht der Menschenliebe und der aufgeklärten Frömmigkeit des würdigen Pastors P. und seines redlichen Schulmeisters, ungemein viel Ehre.

Mit Vergnügen würde ich die Bekanntmachung der beiden S. 84 und 87 citirten Stücke sehen. Man kann nicht genug Lehrmethoden für Blindgeborne und Taubstumme, bekannt machen. Auch könnten Sie die beiden Brochuren des Diderot über diese Materie in einer Uebersetzung, oder doch wenigstens im Auszug liefern. Sie enthalten, unter vielen Sophismen, auch einige feine und psychologische Beobachtungen.

Der einzige Vorwurf, den ich gegenwärtigem Stücke machen könnte, ist, daß es gerade in dem Augenblicke schließt, wo es am interessantesten zu werden anfängt.

S. 102 f. Richtig und gut! In den Zeiten, wo ich der Schwermuth am meisten nachhing, hatte ich immer einen Band von Tristram Shandy auf meinem Schreibepult, und J. Miller war mir

mehr

mehr werth als Petrarka. Noch jezt sehe ich meine Freunde, den Dottor Bolonese, den Signor Fastidio di Fastidii, und den Kapitain Spavento, und den lieben Policinello u. s. w. lieber auf dem Theater als alle Mahomete und Mithridate, im tragischen Cothurn. Die leztern interessiren und zerstreuen mich nur in den Stücken des Shakespear, wenn ich mich einschließe, um in der Einsamkeit darüber nachzudenken, oder wenn Garrik oder die Mistr. Siddons sie durch ihr einziges Spiel beleben.

Indessen thun in dem lezteren Falle Young's Nachtgedanken die nehmlichen Dienste. Auch diese haben weder mich noch manchen andern jemals in Betrübniß versezt. Ich bin alsdann in der nehmlichen Stimmung, als wenn ich mich von den erdichteten Unglücksfällen des König Lear, des Othello, oder des Hamlet erschüttern lasse. (Ich sage dies mit der unbegränzten Bewunderung, welche dem grösten Genie aller Zeiten gebühret.)

Es ist noch die Frage, ob J. Miller, und Till Eulenspiegel — es verstehet sich, daß ich von dem alten rede; — das *non plus ultra* der Heilungsmittel in dem *non plus ultra* der Melancholie, sind, wie Ihr Anonymus anzunehmen scheint. Ich kenne Grade der Melancholie oder der Hypochondrie, die bei weitem noch nicht die äusersten sind, wo ich noch

ganz andere Heilmittel gebrauchen mußte. Und diese Heilmittel waren — Noten schreiben — eine mathematische oder algebraische Aufgabe auflösen — mit Samuel Johnson kalkuliren, von welcher Breite und Dicke ein silberner Gürtel um die Erdkugel und mit dem Meridian parallel, seyn müßte, wenn sein Werth den Betrag der englischen Nationalschulden nach geendigtem Kriege Anno 1785, ausmachen sollte. — Oder endlich: ein Mittel, das mir allein eigen, und das würksamste von allen war, das ich aber ohne Nutzen nennen würde, weil wenig Personen in einer solchen Lage sind, daß sie den Nutzen davon ziehen könnten, welcher mir daraus erwuchs, und mich daher wenige verstehen könnten.

Was ich hinwiederum in dem Aufsatze Ihres Anonymus nicht verstehe, ist die Stelle S. 104, „die Teutschheit" u. s. w. Ich kenne nicht nur Winkel in Deutschland, die unter dem Joche des Despotismus seufzen, sondern Deutsche, sehr republikanische, sehr freie, oft als glüklich citirte Staaten, wo das Verhältniß der Selbstmörder, gegen die londoner, wie 5 : 3, ist.

S. 105. II. Ein Theil dieses Stücks ist weit gründlicher in den Büchern des Tissot und Anderer, über die Gesundheit der Gelehrten, behandelt, und vorzüglich in dem letzten Bande des vortreflichen, medizinischen, und klassischen Werks des Kämpe. Ein anderer

Theil

Theil scheint meinen eben erwähnten Erfahrungen geradezu zu widersprechen, — Erfahrungen, die nichts desto weniger, mit Genauigkeit und Wahrheit über den Gebrauch der abstrakten Meditationen als Heilmittel gegen die Melancholie, angestellet sind.

Ich glaube, daß man hier wohl unterscheiden müsse. Wenn die Melancholie nur reine Hypochondrie ist, und in bloß physischen Ursachen ihren Ursprung hat, so taugen die letzteren Mittel gewiß nicht; aber, sind es drückende Sorgen, unerhörte Kränkungen, die jeder Bemühung sie zu vergessen, trotzen, dann giebt es auch gewiß kein besseres Mittel sich zu zerstreuen, als starke, willkürlich gewählte, abstrakte Materien.

Ich begnüge mich, Ihnen diese Bemerkungen über den ersten Theil Ihres Magazins vorläufig mitzutheilen, und die Fortsetzung soll gänzlich von Ihrem Befehl abhängen.

Eine einzige Note will ich noch hinzusetzen, über einen Brief, den ich Ihnen vor ungefähr vier Jahren schrieb, und den Sie gütigst im 4. Heft des zweiten Theils dieses Magazins aufnahmen. In diesem Briefe hat sich ein sehr erheblicher Druckfehler eingeschlichen, und ohne Zweifel war meine unleserliche Hand Schuld daran. In dem eben angeführten Hefte S. 87 steht Arzt in Mietau, und soll heissen Arzt in Mayland.

Die Journale, und mich dünkt, nahmentlich das Journal etranger, sprachen damals sehr viel von diesem Arzte und seinen Erfahrungen. Die Versuche die er mit seinen Gemüthskranken machte, bestanden, wie ich mich erinnere, hauptsächlich darin, daß er die Verstopfungen im Gehirne zu heben suchte, indem er den Zufluß des Bluts und der Säfte, von dem Kopfe mehr nach den untern Theilen leitete.

Er bewerkstelligte dies entweder nach der alten Methode durch Fußbäder, Aderlässe u. s. w., oder nach einer andern sehr würksamen Methode dadurch, daß er diejenigen Theile des Körpers, die man ohne Gefahr reizen kann, als die Hinterbacken u. a., brennen oder bis aufs Blut peitschen ließ.

Wenn ich diesen Sommer, so wie ich hoffe, nach Mayland reise, so nehme ich mir vor, diesen Arzt und seine Versuche genauer kennen zu lernen. Ich habe immer geglaubt, daß wir aus allzugroßer Verzärtelung und Verfeinerung, aufgehört haben nach der Methode der Alten und der noch heutigen Wilden, eine große Menge von Krankheiten durch Schmerzen und durchs Brennen zu heilen. Indessen fängt es bei der Gicht schon an Grundsatz zu werden, daß man sie feindselig behandeln müsse. So verfahren die Bauern, und man findet die Gicht unter ihnen weit seltener, als unter den Städtern.

Nir-

Nirgend ist diese Behandlungsart aber anwendbarer als bei Wahnwitzigen; denn nichts heftet den Verstand so sehr auf einen Punkt als die körperlichen Schmerzen, und Peitschen ist die einzige Art, anhaltende Schmerzen hervorzubringen, ohne physische Gefahr befürchten zu dürfen. Indessen muß man nicht auf den Rücken peitschen, weil man Gefahr läuft der Brust zu schaden, sondern auf gut russisch, die Hinterbacken, der Kranke sey übrigens männlichen oder weiblichen Geschlechts.

Wir müßten also nur noch untersuchen, welche Veränderungen der Zusammenfluß des Bluts, der Säfte u. s. w., den wir durch diese Behandlungsart in einem vom Kopfe ganz entfernten, und blos körperlichen Theile hervorbringen, auf den Kopf selbst würken wird. Dies war es, was unser Arzt zu Mayland versuchen wollte, und ich gebe seiner Theorie völligen Beifall. *) Ich hätte wohl gewünscht, diese Versuche selbst anstellen zu können, ich durfte es aber nicht wagen. Man würde mich gesteinigt haben, wenn ich einen Wahnwitzigen hätte peitschen lassen. Es giebt eine Art Menschen, die nicht über ihre Nase wegsehen können, und diese können eine solche Idee nicht ertragen.

 Man

*) In der vortreflichen Abhandlung des Herrn Mendelsohn über die Erfahrung des Herrn Spalding, finden sich Bemerkungen, die auf eben diesen Weg führen.

Man ist immer gewohnt, das Peitschen als eine Züchtigung moralischer Uebel zu betrachten, und nun fällt es schwer, es als ein medizinisches Mittel, oder als einen physischen Versuch anzusehen. Aus allzugroßer Empfindlichkeit sind wir weichlich und verzärtelt worden.

In mehreren Staaten werden die Hausdiebe, die man anderwärts am Leben straft, so vorsichtig gepeitscht, daß es keinen größern Eindruck machen kann, als wenn man ihnen mit einem sanften Zeuge über die Haut führe. Ich habe irgendwo ein Monument des Rousseau gesehen, welches ihn selbst vorstellt wie er ein Schild zerbricht, worauf nach der alten Methode, ein Schulmeister seinen Schüler brav durchpeitscht. Hat der Knabe blos seine Vokabeln vergessen, so billige ich freilich dieses Verfahren auch nicht; hat er aber seinen Mitschüler betrogen oder verrathen, warum sollte er nicht geprügelt werden? Pfui über eine solche Bestrafung, die den Zögling herabwürdigt, schrei't mit Jean Jaques das ganze Chor unsrer neumodischen Philosophen mit dem butterweichen Herzen, und dem steinharten Kopfe!

Troz dem hat aber England so viele große Männer, so viele starke Geister und edle Herzen beiderlei Geschlechts hervorgebracht, die alle in ihren Schulen mehr als hundertmal mögen durchgeprügelt worden seyn! Eitelkeit der Eitelkeiten! Unsre

ste neumodische Philosophie, und besonders die empfindelnde ist gewiß die Krone aller Eitelkeiten.

Man will sich der Natur nähern, und entfernt sich immer mehr von ihr; man will uns mehr Kraft geben, und macht uns nur gedrückter und weichlicher. In der That, ich kenne nichts Verächtlicheres! Man spricht von nichts als von Vorurtheilen, wann werden wir aber einmal diese Modevorurtheile ablegen, die uns von den alten Vorurtheilen befreien sollen, und nichts leisten als Neue an die Stelle der Alten zu setzen, die am Ende nicht schlimmer, und vielleicht nicht einmal so schlimm seyn werden!

Ich will nur im Vorbeigehen noch eine Stelle meines Briefes IV. 2. S. 93 berühren, die wie mich dünkt einer der dortigen Journalisten herausgehoben hat. Die Rede ist von einem Frauenzimmer, welche von einer sehr heftigen Gemüthskrankheit geheilt wurde, und die ich über die Sensationen und Empfindungen während ihrer Krankheit befragte. Ich sage in Ihrer Uebersetzung: „Ich hörte verschiedene Dinge von ihr, welche von der Art sind, daß ich sie nie offenbaren werde.“ Ueber diese Erklärung ereifert sich der Herr, und macht mir den Proceß. Er kann sich mit seiner ärmlichen Einbildungskraft nicht denken, daß es Dinge geben kann, die eine Person nach überstandener Gemüthskrankheit für Sensationen oder gemachte Erfahrungen ausgiebt, und die der Vernünftige, dem sie

sich anvertrauet hat, nicht rathsam findet, öffentlich bekannt zu machen.

Ich werde dem Herrn mit seiner Erlaubniß folgendes Dilemma vorlegen. Die moralischen oder physischen Erscheinungen, die ich durch die Erzählungen dieser Person erfahren habe, mußten auf Resultate führen, die entweder ausschweifend, und würklich wahnsinnig waren, oder aber auf solche die zwar anscheinend wahr, aber doch zweideutig, zweifelhaft, und wohl gar gefährlich waren. In dem einen Falle, würde es der Mühe nicht gelohnt haben sie zu erzählen, und im andern Falle, erinnere sich der Herr jenes Philosophen der einst sagte: wenn ich alle Wahrheiten in meiner zugemachten Hand hätte, so würde ich mich wohl hüten, sie zu öffnen. Nun so mache einen Finger nach dem andern auf, erwiderte ihm zwar jener; aber wenn einen Finger aufmachen so viel heißt als die Büchse der Pandora öffnen, von der man im voraus weiß, daß sie nun durch den Misbrauch dem alle Dinge bei dem Menschen unterworfen sind, eine unendliche Menge Uebel, so wie in unsrem Falle, eine unendliche Menge Irrthümer, und falscher Systeme verbreiten wird; ist es dann nicht besser, die Hand fest zu zu halten, und auch nicht einen Finger aufzumachen?

Ich wenigstens denke so, und wenn Ihr Journalist andrer Meinung ist; so scheint es wohl, er habe in seinem Leben wenig außerordentliche, würklich

lich außer dem gemeinen Weltlauf liegende Sachen gesehen.

Ich denke über diesen Punkt völlig wie eine gewisse äußerst schätzbare und geistreiche Person, die ich zwar nicht gradezu anbete, aber doch innigst verehre; ein Weib nach meinem Herzen: kurz, die heilige Jungfrau. Diese hatte in ihrem Leben viel außerordentliche Dinge an sich erfahren, und viele sich an andern zutragen sehen. Aber es ist bekannt, daß sie alles bemerkte, und alles in ihr Herz verschloß.

Die Erfahrung hat gezeigt, wie wohl sie daran gethan hat. Laßt uns dieses Beispiel nachahmen, laßt uns schwatzen, streiten, psychologische Magazine herausgeben, so viel wir nur wollen, aber uns hüten, alles zu sagen, was wir zu wissen, oder erfahren zu haben glauben.

Der erste, der erschrocken zu seinem Nachbar sagte, ich habe einen Geist gesehen, hatte vielleicht würklich Einen gesehen, aber er hätte schweigen sollen. Nun hat er allen Kindern und alten Weibern einen Floh ins Ohr gesetzt, sie glauben jetzt alle zu sehen, wo es nichts zu sehen giebt.

Van Goens.

Die

6.
Die Leiden der Poesie.

Diese geheimen Leiden waren es, womit R... beinahe von seiner Kindheit an, zu kämpfen hatte.

Wenn ihn der Reiz der Dichtkunst unwillkürlich anwandelte, so entstand zuerst eine wehmüthige Empfindung in seiner Seele, er dachte sich ein Etwas, worin er sich selbst verlohr, wogegen alles, was er je gehört, gelesen oder gedacht hatte, sich verlohr, und dessen Daseyn, wenn es nun würklich von ihm vorgestellt wäre, ein bisher noch ungefühltes, unnennbares Vergnügen verursachen würde.

Nun war aber noch nicht ausgemacht, ob dies ein Trauerspiel, oder eine Romanze, oder ein Elegisches Gedicht werden sollte; genug, es muste etwas seyn, das würklich eine solche Empfindung erweckte, wovon der Dichter schon gewissermaßen ein Vorgefühl gehabt hatte.

In den Momenten dieses seeligen Vorgefühls konnte die Zunge nur stammelnde einzelne Laute hervorbringen.

Etwa wie die in einigen Klopstockschen Oden, zwischen denen die Lücken des Ausdrucks mit Punkten ausgefüllt sind.

Diese einzelnen Laute aber bezeichneten denn immer das Allgemeine von groß, erhaben, Wonnethränen, und dergleichen. —

Dies

Dies dauerte denn so lange, bis die Empfindung in sich selbst wieder zurücksank; ohne auch nur ein paar vernünftige Zeilen, zum Anfange von etwas Bestimmten, ausgebohren zu haben.

Nun war also während dieser Krisis nichts Schönes entstanden, woran sich die Seele nachher hätte festhalten können, und alles andre, was würklich schon da war, wurde nun keines Blicks mehr gewürdiget.

Es war, als ob die Seele eine dunkle Vorstellung von etwas gehabt hätte, was sie selbst nicht seyn konnte, und wodurch ihr eigenes Daseyn ihr verächtlich wurde.

Es ist wohl ein untrügliches Zeichen, daß einer keinen Beruf zum Dichter habe, den blos eine Empfindung im Allgemeinen zum Dichten veranlaßt, und bei dem nicht schon die bestimmte Scene, die er dichten will, noch eher als diese Empfindung, oder wenigstens zugleich mit der Empfindung da ist. Kurz, wer nicht während der Empfindung zugleich einen Blick in das ganze Detaille der Scene werfen kann, der hat nur Empfindung, aber kein Dichtungsvermögen.

Und gewiß ist nichts gefährlicher, als einem solchen täuschenden Hange sich zu überlassen; die warnende Stimme kann nicht früh genug dem Jüngling zurufen, sein Innerstes zu prüfen, ob nicht der Wunsch bei ihm an die Stelle der Kraft tritt, und

weil

weil er diese Stelle nie ausfüllen kann, ein ewiges Unbehagen die Strafe verbotenen Genusses bleibt.

Dies war der Fall bei R..., der die besten Stunden seines Lebens, durch mislungene Versuche trübte, durch unnützes Streben nach einem täuschenden Blendwerke, das immer vor seiner Seele schwebte, und wenn er es nun zu umfassen glaubte, plötzlich in Rauch und Nebel verschwand.

Wenn nun je der Reiz des Poetischen bei einem Menschen mit seinem Leben und seinen Schicksalen kontrastirt, so war es bei R..., der von seiner Kindheit an in einer Sphäre war, die ihn bis zum Staube niederdrückte, und wo er bis zum Poetischen zu gelangen, immer erst eine Stufe der Menschenbildung überspringen mußte, ohne sich auf der folgenden erhalten zu können.

So gieng es ihm nun jetzt wieder in seiner äußerlichen Lage; er hatte eigentlich keine Stube für sich, sondern mußte, da es nun anfing kälter zu werden, mit in der gemeinschaftlichen Stube wohnen, deren Einwohner, wenn ausgefegt wurde, so lange herausgehen mußten.

In dieser Stube wohnte die ganze Familie, nebst R... und noch einem Studenten, und jeder nahm seine Besuche von Fremden darin an; es wurde darin erzählt, von Kindern gelärmt, gesungen, gezankt und geschrieen; und dies war nun die nächste Umgebung, worin R... seine philosophische Abhandlung über die Empfindsamkeit schreiben,

und

und seine poetischen Ideale außer sich darstellen wollte.

Hier sollte nun das Trauerspiel Siegwart geschrieben werden, das sich mit seiner Einkehr bei dem Einsiedler anhub, welches immer R...s Lieblingsidee war, und die Lieblingsidee aller jungen Leute zu seyn pflegt, welche sich einbilden, einen Beruf zur Dichtkunst zu haben.

Dies ist sehr natürlich, weil der Zustand eines Einsiedlers gewissermaßen an sich selber schon Poesie ist, und der Dichter seinen Stoff schon beinahe vorgearbeitet findet.

Wer aber zuerst auf solche Gegenstände fällt, bei dem ist es auch fast immer ein Zeichen, daß bei ihm keine ächte poetische Ader statt finde, weil er die Poesie in den Gegenständen sucht, die in ihm selber schon liegen müßte, um jeden Gegenstand, der sich seiner Einbildungskraft darbietet, zu verschönern.

So ist die Wahl des Schrecklichen ebenfalls ein schlimmes Zeichen, wenn das vermeinte poetische Genie gleich zuerst darauf verfällt; denn freilich macht sich hier das Poetische auch schon von selber, und die innere Leerheit und Unfruchtbarkeit soll durch den äußern Stoff ersetzt werden.

Dies war der Fall bei R... schon in H... auf der Schule, wo er Meineid, Blutschande und Vatermord, in einem Trauerspiele zusammen zu häufen suchte, das der Meineid heissen sollte, und

wo-

wobei er sich dann immer die würkliche Ausführung dieses Stücks, und zugleich den Effekt dachte, den es auf die Zuschauer machen würde.

Dies zweite Zeichen sollte ebenfalls für jeden, der sich wegen seines poetischen Berufs sorgfältig prüft, schon abschrekkend seyn.

Denn der wahre Dichter und Künstler findet und hoft seine Belohnung nicht erst in dem Effekt, den sein Werk machen wird, sondern er findet in der Arbeit selbst Vergnügen, und würde dieselbe nicht für verlohren halten, wenn sie auch niemanden zu Gesicht kommen sollte. Sein Werk zieht ihn unwillkürlich an sich, in ihm selber liegt die Kraft zu seinen Fortschritten, und die Ehre ist nur der Sporn, der ihn antreibt.

Die blosse Ruhmbegier kann wohl die Begier einhauchen, ein grosses Werk zu beginnen, allein die Kraft dazu kann sie dem nie gewähren, der sie nicht schon besaß, ehe er selbst die Ruhmbegier noch kannte.

Noch ein drittes schlimmes Zeichen ist, wenn junge Dichter ihren Stoff sehr gerne aus dem Entfernten und Unbekannten nehmen; wenn sie gerne morgenländische Vorstellungsarten, und dergleichen bearbeiten, wo alles von den Scenen des gewöhnlichen nächsten Lebens der Menschen ganz verschieden ist; und wo also auch der Stoff schon von selber poetisch wird.

Dies

Dies war denn auch der Fall bei R...; er gieng schon mit einem Gedichte über die Schöpfung schwanger, wo der Stoff nun freilich der allerentfernteste war, den die Einbildungskraft sich denken konnte, und wo er statt des Detail, vor dem er sich scheute, lauter große Massen vor sich fand, deren Darstellung man denn für die eigentlich erhabene Poesie hält; und wozu die unberufenen jungen Dichter immer weit mehr Lust haben, als zu dem, was dem Menschen nahe liegt; denn in dies letztere muß freilich ihr Genie die Erhabenheit erst herein tragen, welche sie in jenem schon vor sich zu finden glauben.

R...s äußere Lage wurde hiebei mit jedem Tage drückender, weil die gehofte Unterstützung aus H.. nicht erfolgte, und seine Hausleute ihn immer mehr mit schielen Blicken ansahen, je mehr sie inne wurden, daß er weder Geld besitze, noch welches zu hoffen habe.

Sein Frühstück und Abendbrodt, was er hier genoß, war er nicht im Stande zu bezahlen, und man ließ ihm deutlich merken, daß man nicht länger Willens sey, ihm zu borgen; da man also keinen Nutzen von ihm ziehen konnte, und er überdem ein trauriger Gesellschafter war, so war es natürlich, daß man seiner loß zu seyn wünschte, und ihm die Wohnung aufkündigte.

So wenig auffallend dieß nun an sich war, so tragisch nahm es R...

Der Gedanke des Lästigseyns, und daß er von den Leuten, unter denen er lebte, gleichsam nur geduldet würde, machte ihm widerum seine eigene Existenz verhaßt.

Alle Erinnerungen aus seiner Jugend und Kindheit drängten sich zusammen.

Er häufte selber alle Schmach auf sich, und wollte verzweiflungsvoll sich einem blinden Schicksale aufs Neue überlassen.

Nun gieng er zu F..., um Abschied von ihm zu nehmen, ohne ihm eine eigentliche Ursache sagen zu können, weswegen er Erfurt wieder verlassen wolle.

Der Doktor F... schob diesen Entschluß auf seine Melancholie, redete ihm zu, daß er bleiben solle, und entließ ihn nicht eher, bis R... ihm versprochen hatte, wenigstens heute und morgen noch nicht abzureisen.

Diese Theilnehmung an seinem Schicksale war nun zwar für R... sehr schmeichelhaft; sobald er sich aber wieder allein befand, verfolgte der Gedanke des Lästigseyns in seiner nächsten Umgebung ihn wie ein quälender Geist, er hatte nirgends Ruhe noch Rast; streifte in den einsamsten Gegenden von Erfurt umher; in der Gegend des Karthäuserklosters, wohin er sich nun im Ernst, wie nach einem sichern Zufluchtsorte sehnte, und wehmüthig nach den stillen Mauren hinüberblickte.

Dann

Dann irrte er weiter umher, bis es Abend wurde, wo der Himmel sich mit Wolken überzog, und ein starker Regen fiel, der ihn bald bis auf die Haut durchnetzte.

Der Fieberfrost, welcher sich nun zu den innern Unruhen seines Gemüths gesellte, trieb ihn in Sturm und Regen umher, bei altem Gemäuer und durch einsame öde Straßen, denn in seine bisherige Wohnung zurückzukehren, davon konnte er den Gedanken nicht ertragen.

Er stieg die hohe Treppe zu dem alten Dom hinauf, band sich ein Tuch um den Kopf, und suchte sich unter altem Gemäuer eine Weile vor dem Regen zu schützen.

Vor Müdigkeit fiel er hier in eine Art von betäubendem Schlummer, aus dem er durch einen neuen Regenguß, und durch das Getöse des Windes wieder erweckt wurde.

Indem ihm nun der Regen ins Gesicht schlug, fiel ihm die Stelle aus dem Lear ein: to shut me out, in such a night as this! (Die Thüren vor mir zu verschließen, in einer Nacht wie diese!) Und nun spielte er die Rolle des Lear in seiner eigenen Verzweifelung durch, und vergaß sich in dem Schicksale Lears, der von seinen eigenen Töchtern verbannt, in der stürmischen Nacht umherirrt, und die Elemente auffordert, die entsetzliche Beleidigung zu rächen.

Diese Scene hielt ihn hin, daß er sich eine Zeitlang den Zustand, worin er war, mit einer Art von Wollust dachte, bis auch dies Gefühl abgestumpft wurde, und ihm nun am Ende nichts als die leere Würklichkeit übrig blieb, welche ihn in ein lautes Hohngelächter über sich selbst ausbrechen ließ.

In dieser Stimmung kehrte er wieder zu dem alten Dom zurück, der nun schon eröfnet war, und wo die Chorherren sich zur Frühmette bei Licht versammleten.

Das alte gothische Gebäude, die wenigen Lichter, der Widerschein von den hohen Fenstern, machten auf R..., der die ganze Nacht umher geirrt war, und sich hier auf eine Bank niedersetzte, einen wunderbaren Eindruck.

Er war, wie in einer Behausung, vor dem Regen geschützt, und doch war dies keine Wohnung für die Lebenden.

Wer vor dem Leben selber eine Freistatt suchte, den schien dies dunkle Gewölbe einzuladen, und wer eine Nacht, wie R... die vergangene, durchlebt hatte, konnte wohl geneigt seyn, diesem Rufe zu folgen.

R... fühlte sich auf der Bank im Dom in eine Art von Abgeschiedenheit und Stille versetzt, die etwas unbeschreiblich Angenehmes für ihn hatte, die ihn auf einmal allen Sorgen und allem Gram entrückte, und ihn das Vergangene vergessen machte.

Er

Er hatte aus dem Lethe getrunken, und fühlte sich in das Land des Friedens sanft hinüberschlummern.

Dabei heftete sich immer sein Blick auf den blassen Widerschein von den hohen Fenstern, und dieser war es vorzüglich, welcher ihn in eine neue Welt zu versetzen schien: es war dies eine majestätische Schlafkammer, in welcher er seine Augen aufschlug, nachdem er die Nacht wild durchträumt hatte.

Denn wie Träume eines Fieberkranken, waren freilich solche Zeitpunkte in R...s Leben, aber sie waren doch einmal darin, und hatten ihren Grund in seinen Schicksalen von seiner Kindheit an.

Denn, war es nicht immer Selbstverachtung, zurückgedrängtes Selbstgefühl, wodurch er in einen solchen Zustand versetzt wurde? Und wurde nicht diese Selbstverachtung durch den immerwährenden Druck von außen bei ihm bewirkt, woran freilich mehr der Zufall Schuld war, als die Menschen?

Als der Tag angebrochen war, kehrte R... mit ruhigem Gemüthe aus dem Dom zurück, und begegnete auf der Straße seinem Freunde N..., der schon früh ein Kollegium besuchte, und welcher erschrak, da er R...n ins Gesicht sahe, so sehr hatte diese Nacht ihn abgemattet und entstellt.

N... ruhete nicht eher, bis R... ihm seinen ganzen Zustand entdeckt hatte.

Rath freundschaftlichen Vorwürfen, daß R... nicht mehr Zutrauen zu ihm gehabt, brachte er ihn wieder nach seiner alten Wohnung, suchte ihn dort den Leuten in einem andern Lichte darzustellen, und tilgte die geringe Schuld seines Freundes.

Diese aufrichtige Theilnehmung seines Freundes, stärkte bei R... wieder das erkrankte Selbstgefühl, er war gewissermaßen stolz auf seinen Freund, und ehrte sich in ihm.

Nun bedung er sich aus, um allein seyn zu können, einen Verschlag auf dem Boden des Hauses zu beziehen, wohin man ihm auch ein Bette gab, und wo er nun wieder, ganz sich selbst gelassen, ein paar nicht unangenehme Wochen zubrachte.

Er laß und studirte hier oben, und würde in dieser Abgezogenheit völlig glücklich gewesen seyn, wenn ihn sein Gedicht über die Schöpfung nicht gequält hätte, welches machte, daß er oft wieder in eine Art von Verzweiflung gerieth, wenn er Dinge ausdrücken wollte, die er zu fühlen glaubte, und die ihm doch über allen Ausdruck waren.

Was ihm die meiste Qual machte, war die Beschreibung des Chaos, welche beinahe den ganzen ersten Gesang seines Gedichts einnahm, und worauf er mit seiner kranken Einbildungskraft am liebsten verweilen mochte, aber immer für seine ungeheuren und grotesken Vorstellungen keine Ausdrücke finden konnte.

Er

Er dachte sich eine Art von falscher täuschender Bildung in das Chaos hinein, welche im Nu wieder zum Traume und Blendwerke wurde; eine Bildung die weit schöner, als die wirkliche, aber eben deswegen von keinem Bestande, und keiner Dauer war.

Eine falsche Sonne stieg am Horizonte herauf, und kündigte einen glänzenden Tag an. —

Der bodenlose Morast überzog sich unter ihrem trügerischen Einflusse mit einer Kruste auf welcher Blumen sproßten, Quellen rauschten; plötzlich arbeiteten sich die entgegenstrebenden Kräfte empor, der Sturm heulte aus dem Abgrunde, die Finsterniß brach mit allen ihren Schrecknissen aus ihrem verborgenen Hinterhalte hervor, und verschlang den neugebornen Tag wieder in ein furchtbares Grab.

Die immer in sich selbst zurückgedrängten Kräfte bearbeiteten sich mit Grimm nach allen Seiten sich auszudehnen, und seufzten unter dem lastenden Widerstande.

Die Wasserwogen krümmten sich und klagten unter dem heulenden Windstoße.

In der Tiefe brüllten die eingeschlossenen Flammen, das Erdreich das sich hob, der Felsen der sich gründete, versanken mit donnerndem Getöse wieder in den alles verschlingenden Abgrund. —

Mit dergleichen ungeheuren Bildern, zerarbeite sich R . . . s Phantasie in den Stunden, wo sein Innres selbst ein Chaos war, in welchem der

Strahl des ruhigen Denkens nicht leuchtete, wo die Kräfte der Seele ihr Gleichgewicht verlohren, und das Gemüth sich verfinstert hatte; wo der Reiz des Wirklichen vor ihm verschwand, und Traum und Wahn ihm lieber war, als Ordnung, Licht und Wahrheit.

Und alle diese Erscheinungen gründeten sich gewissermaßen wieder in dem Idealismus, wozu er sich schon natürlich neigte, und worin er durch die philosophischen Systeme, die er in H. . . studierte sich noch mehr bestärkt fand.

Und auf diesem bodenlosen Ufer fand er nun keinen Plaz wo sein Fuß ruhen konnte.

Angstvolles Streben und Unruhe verfolgten ihn auf jedem Schritte.

Dieß war es, was ihn aus der Gesellschaft der Menschen auf Böden und Dachkammern trieb, wo er oft in phantastischen Träumen noch seine vergnügtesten Stunden zubrachte, und dieß war es was ihm zugleich für das Romantische, und Theatralische, den unwiderstehlichen Trieb einflößte.

Durch seinen gegenwärtigen innern und äußern Zustand, war er nun wiederum in der idealischen Welt verlohren, was Wunder also, daß bei der ersten Veranlassung seine alte Leidenschaft wieder Feuer fing, und er wiederum seine Gedanken auf das Theater heftete, welches bei ihm nicht sowohl Kunstbedürfniß, als Lebensbedürfniß war.

R...s Schreiben an seinen Freund.

Dies Schreiben war denn ganz im Tone der Wertherschen Briefe abgefaßt.

Die patriarchalischen Ideen mußten auf alle Weise wieder erweckt werden; nur Schade, daß es hier nicht wohl ohne Affektation geschehen konnte.

Denn um diesen Brief schreiben zu können, schafte sich R... erst einen Theetopf an, und lieh sich eine Tasse, und weil er kein Holz im Hause hatte, kaufte er sich Stroh, welches man in Erfurt zum Brennen braucht, um sich selber in seinem Stübchen, in dem kleinen Oefchen seinen Thee zu kochen, womit er endlich, nachdem er vor Rauch beinahe erstickt war, zu Stande kam.

Und als dies nun nur erst einmal geschehen war, so schrieb er gleichsam triumphirend an seinen Freund.

Jetzt, mein lieber! bin ich in einer Lage, welche ich mir nicht reizender wünschen könnte. Ich blicke aus meinem kleinen Fenster über die weite Flur hinauf, sehe ganz in der Ferne eine Reihe Bäumchen auf einem kleinen Hügel hervorragen, und denke an Dich, mein lieber u. s. w. Ich habe die Schlüssel dieser einsamen Wohnung, und bin hier Herr im Hause und Garten, u. s. w. Wenn ich denn manchmal so da sitze, an dem kleinen Oefchen, und mir selbst meinen Thee koche, u. s. w.

In dem Tone gieng es fort, und ward ein stattlicher und langer Brief; und als nun R... es nicht

nicht über das Herz bringen konnte, diesen schönen Brief nicht auch seinem kritischen Freunde, dem Doktor S... zu zeigen: so verdarb dieser vollends die Sache, indem er ihm nach seiner gutmüthigen Höflichkeit das Kompliment machte: wenn ihm R...s Gegenwart nicht selbst zu lieb wäre, so würde er wünschen, entfernt zu seyn, um nur solche Briefe von R... zu erhalten.

Und nun war auf einmal, der beinahe zur Ruhe gebrachte Dichtungstrieb bei R... wieder angefacht. Er suchte nun zuerst sein Gedicht über die Schöpfung vollends durch das Chaos durchzuführen, und hub mit neuer Qual an, in der Darstellung von gräßlichen Widersprüchen und ungeheuren labyrinthischen Verwickelungen der Gedanken sich zu verlieren, bis endlich folgende beide Hexameter, die er aus der Bibel nahm, ihn aus einer Hölle von Begriffen erlößten.

Auf dem stillen Gewässer rauschte
Die Stimme des Ewigen
Sanft daher, und sprach: es werde Licht!
Und es ward Licht.

Merkwürdig war es, daß ihm nun die Lust vergieng, dies Gedicht weiter fortzuführen, sobald der Stoff nicht fürchterlich mehr war.

Er suchte also nun einen Stoff aus, der immer fürchterlich bleiben mußte, und den er in mehreren Ge-

Gesängen bearbeiten wollte; was konnte dies wohl anders seyn, als der Tod selber!

Dabei war es ihm eine schmeichelhafte Idee, daß er, als ein Jüngling, sich einen so ernsten Gegenstand zu besingen wählte; daher hub er denn auch sein Gedicht an:

Ein Jüngling, der schon früh den Kelch
der Leiden trank, u. s. w.

Als er nun aber zum Werke schritt, und den ersten Gesang seines Gedichts, wovon er den Titel schon recht schön hingeschrieben hatte, wirklich bearbeiten wollte, fand er sich in seiner Hofnung, einen Reichthum von fürchterlichen Bildern vor sich zu finden, auf das Bitterste getäuscht.

Die Flügel sanken ihm, und er fühlte seine Seele wie gelähmt, da er nichts, als eine weite leere, eine schwarze Oede vor sich erblickte, wo sich nun nicht einmal das vergeblich aufarbeitende Leben, wie bei der Schilderung des Chaos anbringen ließ, sondern eine ewige Nacht alle Gestalten verdeckte, und ein ewiger Schlaf alle Bewegungen fesselte.

Er strengte mit einer Art von Wuth seine Einbildungskraft an, in diese Dunkelheit Bilder hineinzutragen, allein sie schwärzten sich, wie auf Herkules Haupte die grünen Blätter seines Pappelkranzes, da er sich, um den Cerberus zu fangen, dem Hause des Pluto nahte. Alles was er niederschreiben wollte, lößte sich in Rauch und Nebel auf, und das weiße Papier blieb unbeschrieben.

Unter

Unter diesen immer wiederholten vergeblichen Anstrengungen eines falschen Dichtungstriebes, erlag er endlich, und verfiel selbst in eine Art von Lethargie und völligem Lebensüberdruß.

Er warf sich eines Abends mit den Kleidern aufs Bette, und blieb die Nacht und den ganzen folgenden Tag in einer Art von Schlafsucht liegen, aus der ihn erst am Abend des folgenden Tages, wo es grade Weihnachten war, ein Bote von seinem Gönner dem Regierungsrath Sp... weckte, dessen Frau an R... ein sehr großes Weihnachtsbrodt zum Geschenk übersandte.

Dies war nun gerade, was ihn in seiner unwiderstehlichen Schlafsucht noch bestärkte. Er schloß sich mit diesem großen Brode ein, und lebte vierzehn Tage davon, weil er nur wenig genoß, indem er Tag und Nacht, wo nicht in einem immerwährenden Schlafe, doch, die letzten Tage ausgenommen, in einem beständigen Schlummer, im Bette zubrachte. Hiezu kam nun freilich der Umstand, daß er kein Holz hatte, um einzuheizen; er hätte aber auch nur ein Wort sagen dürfen, um dies Bedürfniß zu befriedigen, wenn es ihm nicht gewissermaßen lieb gewesen wäre, den Mangel des Holzes als einen Beweggrund zu dieser sonderbaren Lebensart vorschützen zu können.

R... wurde in diesem Zustande auch von seinen Freunden nicht gestört, weil er gegen diese oft den

Wunsch

Wunsch geäußert hatte, daß er nur einmal ein paar Wochen lang ganz einsam zu seyn wünschte.

Nun hatte aber dieser Zustand eine sonderbare Wirkung auf R..: die ersten acht Tage brachte er in einer Art von gänzlicher Abspannung und Gleichgültigkeit zu, wodurch er den Zustand, den er vergeblich zu besingen gestrebt hatte, nun gewissermaßen in sich selber darstellte. Er schien aus dem Lethe getrunken zu haben, und kein Fünkchen von Lebenslust mehr bei ihm übrig zu seyn.

Die leztern acht Tage aber, war er in einem Zustande, den er, wenn er ihn isoliert betrachtet, unter die glücklichsten seines Lebens zählen muß.

Durch die lange fortdauernde Abspannung hatten sich allmälig die schlafenden Kräfte wieder erholt. Sein Schlummer wurde immer sanfter; durch seine Adern schien sich ein neues Leben zu verbreiten; seine jugendlichen Hofnungen erwachten wieder eine nach der andern; Ruhm und Beifall krönten ihn wieder; schöne Träume ließen ihn in eine goldne Zukunft blicken. Er war von diesem langen Schlafe wie berauscht, und fühlte sich in einem angenehmen Taumel, so oft er von dem süßen Schlummer ein wenig aufdämmerte.

Sein Wachen selber war ein fortgesezter Traum, und er hätte alles darum gegeben in diesem Zustande ewig bleiben zu dürfen.

Inhalt

Inhalt.

Seite



